



# zur debatte

Sonderheft zur Ausgabe 4/2020

## Die Goten in der Geschichte Europas



**W**eit zurück in die Geschichte gingen wir mit unseren Historischen Tagen 2020. „Die Goten in der Geschichte Europas“ war vom 26. bis zum 28. Februar das Thema. Dabei stand die Rolle dieses ostgermanischen Volkes als Vermittler zwischen Antike und Mittelalter im Mittelpunkt. Aber auch die Spuren, die die Goten – noch heute sichtbar – in Archäologie, Literatur, Brauchtum und auch Religion hinterlassen haben, zeigten die Expertinnen und Experten auf.

Lesen Sie im Nachgang alle zwölf Referate, die von den Autoren noch einmal überarbeitet worden sind. Zur Erläuterung der Inhalte und zum Schmuck der Seiten haben wir eine Reihe von Landkarten, historischen Dokumenten, Kunstwerken und andere Illustrationen ausgesucht und im Heft abgedruckt.

*Theoderich der Große, in der Sage als Dietrich von Bern verehrt, war eine der zentralen historischen Persönlichkeiten im Übergang von Antike zum Mittelalter. Siehe dazu das Referat von Hans-Ulrich Wiemer ab Seite 30. Die Abbildung entstammt einer Sammelhandschrift aus dem Kloster Fulda (vor 1176), heute in Leiden, Universitätsbibliothek, Cod. Vulc. 46, fol. 1 verso.*



# Die Anfänge der Goten und die *Scythica Vindobonensia*

Herwig Wolfram

## I.

Die Anfänge eines Frühen Volkes handeln vor allem von dessen Herkunft und Namen. Wer aber einen Historiker damit befasst, versetzt ihn in größte Verlegenheit. Diesbezüglich befragt, würde er am liebsten wie weiland Ritter Lohengrin den nächsten Schwan nehmen und abreisen. Der Historiker kann nämlich die Frage mit seinem methodischen Instrumentarium und aus Mangel zeitnaher schriftlicher Quellen nicht beantworten; denn Ursprünge und Anfänge werden erst literarisch, wenn man sie braucht und dann viele Generationen weit von ihnen entfernt ist. So muss der Historiker Anleihen bei Archäologie und Linguistik machen. Beide sind aber keine Geschichten mit anderen Mitteln, sondern haben ihre eigenen Fragestellungen, auf die sie mit eigenen Methoden ihre eigenen Antworten zu finden suchen. Die Zeugnisse der Archäologie und Linguistik sind daher nur mit großer Sorgfalt einer historischen Darstellung einzufügen, um nicht in die Falle der „vermischten Argumentation“ zu tappen, wovor Rolf Hachmann und Volker Bierbrauer so eindringlich gewarnt haben.

Es ist zwar weitgehend anerkannt, dass die Namen der gotisch/gautischen Völker diesseits wie jenseits der Ostsee das Gleiche bedeuten und etwas mit „gießen“, got. *giutan*, zu tun haben. Fraglich ist jedoch, wer oder was der/die Gießenden waren, ob ethnozentrisch die gotischen Männer, die Samenausgießer, die sich bescheiden als *die* Menschen verstanden, wie es viele derartige Völkernamen tun. Oder sie waren die Hengste nach einer eponymen Gottheit in Pferdegestalt, von der man allerdings nichts weiß, außer dass übelmeinende Nachbarn sich die Geschichte erzählten, wonach das gesamte Gotenvolk nicht mehr wert sei als ein einziger Gaul. Oder die Goten/Gauten, aktuell Götter trugen ihren Namen nach einem Fluss, wofür in Südschweden der noch aktuell so benannte Göta Älv und auf dem Kontinent der vom Älteren Plinius im 1. Jahrhundert erstmals erwähnte Guthalus = vielleicht Gotenfluss zur Verfügung standen. Dazu gibt es neben den beiden südschwedischen Götäländer auch die nach Goten/Götter benannte Insel Gotland. Anscheinend oder scheinbar eindeutige Sachverhalte. Doch bleiben wir zunächst noch bei der Namensfrage.

Spätestens für die Zeit ab dem Ende des 3. Jahrhunderts spricht man im Deutschen von Westgoten und Ostgoten, meist ohne die damals gültigen Namen zu berücksichtigen. Tatsächlich wird bereits im Frühjahr 291 zum ersten Mal von einer *pars Gothorum* berichtet, die Terwingen, Waldbewohner, hieß und die westliche Abteilung im heutigen Rumänien bildete. Das östliche ukrainische Gegenstück dazu waren die Greutungen, die Steinbewohner. Beide Ethnonyme waren landschaftsgebundene Exonyme, Fremdbezeichnungen, und verschwanden um 400 mit der Aufgabe der gotischen Sitze nördlich von Donau und Schwarzem Meer. Ihre Namen lebten aber in aufschlussreicher Weise im nordischen Heldenlied fort. Sich selbst bezeichneten die westlichen Goten auch als Vesier, als die Guten/



Prof. Dr. Herwig Wolfram, Professor für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Wien

Edlen, die östlichen Goten als die Ostrogoten, als die durch den Sonnenaufgang glänzenden Goten. Die Getica machten im 6. Jahrhundert aus diesem Namenspaar die Vesigothen im Sinne von Westgoten im Gegensatz zu den Ostrogoten, den Ostgoten. Als Selbstbezeichnung überwog jedoch zu dieser Zeit und für die Zukunft bei beiden Völkern stets der einfache Gotenname, wie auch der Wechsel von einem Gotenvolk zum andern jederzeit leicht möglich war.

Was die Herkunft der oder, besser, von Goten betrifft, ist nochmals festzuhalten, dass auf beiden Seiten der Ostsee Völker mit demselben Namen lebten. Ob sie jemals ein Volk gewesen sind, muss keineswegs gesagt sein. In seiner Marius-Biographie berichtet Plutarch, die Schlacht von Aquae Sextiae 122 v. Chr. sei durch das Aufeinandertreffen der mit dem Teutonen verbündeten, wohl germanischen Ambronnen mit den ligurischen Ambronnen des Römerheeres eröffnet worden. Beide Ambronnenvölker gebrauchten ihren Namen als Schlachtruf, doch wird ihnen keine gemeinsame Abkunft zugesprochen. Dagegen behauptet die gotische Origo eine solche Herkunft für Goten und Gauten. Das heißt, eine schriftliche Quelle, die es trotz ihrer Problematik zu bedenken gilt.

Was ich dazu, meine Damen und Herren, zu sagen habe, ist kein Dogma, sondern offen für jeden Ein- und Widerspruch und lautet ungefähr so: Auf Wunsch Theoderichs des Großen verfasste Cassiodorus Senator eine gotische Herkunftsgeschichte, vollendete sie aber erst 533 nach des Königs Tod wohl in Ravenna und überarbeitete sie um die Jahrhundertmitte im byzantinischen Exil. In Konstantinopel redigierte der anscheinend katholische Mösogote Jordanes das Werk Cassiodors. Er brachte dessen *origo actusque Getarum* (kurz: Getica) in eine Form, die erhalten blieb, weil sie die historische Entwicklung von um 550 berücksichtigte, während die umfangreichere Vorlage ihre Aktualität verloren hatte und daher verloren ging.

Jordanes änderte aber nichts an Cassiodors Entwurf, wonach die Goten unter König Berig die *Insel Skandza*, Skandinavien, in drei Schiffen verlassen hatten und an der *Gothiscandza*, an der heute pommerschen Küste, gelandet seien. Das sei genau im Jahre 1490 vor Christus geschehen. Das heißt noch vor dem Trojanischen Krieg, von dem die Römer ihrerseits ihre Herkunft herleiteten. Von der Gothiscandza seien die Goten nach etwa fünf Generationen in den südosteuropäischen Raum gezogen, wo sie nacheinander drei Wohngebiete besiedelten. Zuerst in Skythien am Asowschen Meer, dann in den Römerprovinzen Moesien, Thrakien und Dacien, das heißt im Getenland, und schließlich wieder in Skythien.

In der ersten Heimat, in *Oium*, In den saftigen Wiesen, habe noch der Wanderkönig Filimer regiert, der die schamanistischen *haliurunnae*, die Mütter der Hunnen, aus dem Volk verbannt musste. In die zweite Heimat kamen die Goten, um hier die Geten zu werden. Zurück in der dritten, wieder skythischen Heimat wurden sie klüger und teilten sich in balthische Westgoten und amalische Ostgoten. Aber entscheidend war zunächst ihre Gleichsetzung mit den Geten. Die Geschichte des seit Herodot bekannten Balkanvolkes schloss die der dakischen und skythischen Nachbarn ein und machte die Amazonen zu höchst erfolgreichen gotischen Kriegerinnen.

Schon die jüdische Geschichtsschreibung hatte die Endzeitvölker Gog und Magog bei den Skythen gefunden, ein Wissen, das nun ebenfalls auf die Goten übertragen wurde, wobei man die ursprünglich pejorative Bedeutung unterdrückte. Bereits vor Cassiodor hatte ein unbekannter Autor den Japhet-Enkel Ashkenas trotz, oder gerade wegen seiner biblischen Kinderlosigkeit zum Stammvater der *Ascanaci gentes Gothicae* erklärt und damit die Goten zu den ersten Ashkenasim der Geschichte gemacht. Liutpold Wallach, der bereits 1939 und dann 1963 auf diese Stelle aufmerksam gemacht hat, stellte die Frage, ob nicht *Ascanaci* auch deswegen gewählt wurde, weil man den Namen etymologisch mit der Insel Scandza verband.

Mit der Verschriftlichung ihrer Herkunft erhielten die Goten eine den antiken Völkern, insbesondere den Römern vergleichbare Geschichte: „*Originem Gothicam historiam fecit Romanam*“, (= „er machte die gotische Herkunftsgeschichte zur römischen Historie“), lässt Cassiodor den König Athalarich über seine Komposition in Kapitel 40 der *Getica* von Jordanes sagen. Kein Wunder, dass die ältesten Goten keine Ahnung von einer solchen Herkunft hatten und sich wunderten, als sie Cassiodors römische Gotengeschichte hörend lasen, als sie ihnen vorgetragen wurde, wie der Autor selbst zugeben musste.

## II.

Wir Heutigen können die Verwunderung der gotischen Alten verstehen, können aber die getische Geschichte der Goten als unhistorisch bezeichnen, weil wir wissen, dass sie der heute verlorenen Getika des Dion Chrysostomos (gest. vor 120 n. Chr.) entnommen wurde. Aber wir spitzen wie die gotischen Greise die Ohren, wenn mitten im Getenblock die 17-gliedrige, inhaltlich wie sprachlich rein gotische Genealogie der Amaler auftaucht. Ein Sieg über die Römer zur Zeit Kaiser Domitians (81–96) – selbstverständlich der getischen Historia entnommen – motivierte die *origo Amalorum*, den Stammbaum der Amaler, des höchstrangigen gotischen Königsgeschlechts, dem auch der Auftraggeber Theoderich der Große angehörte.

Der Text bezieht sich ausdrücklich auf die mündliche Überlieferung der Goten, die in *ipsis fabulis* die Amaler als A(n)sen, wie das viel später überlieferte skandinavische Göttergeschlecht hieß, und Halbgötter, als beständige Glücksbringer im Kampf und keineswegs als *puri homines* priesen. Trotzdem beginnt die *origo Amalorum* nicht mit dem Heros eponymos, sondern weist Amal bloß den vierten Platz in einer Genealogie zu, die mit zwei oder drei skandinavischen Götternamen beginnt. An der Spitze steht Gaut, der Stammvater vieler Völker auf dem Kontinent, in Britannien und vor allem der skandinavischen Gauten. Einst bekennt Odin, sein „früherer“ Name sei Gautr gewesen, und auch die gotische Überlieferung kennt keinen Odin/Wodan.

Also kamen die Goten doch aus Skandinavien, wie es die Getica ohnehin behaupten? Oder waren es nur die Amaler, die von dort nach Süden aufbrachen? Tatsächlich kannte Ptolemaios um 150 nicht bloß Gutonen an der Weichsel, sondern auch skandinavische Guten, und Prokopios wusste im 6. Jahrhundert von Gauten auf Thule. Die beiden Griechen übertreffend, erwähnt Cassiodor skandinavische Ostrogoten, Gautigothen und andere gotisch-gautische Völker. Liest man aber die Getica Stellen genauer, könnte man sagen: Die Kunde von ihren skandinavischen Verwandten und ihrer daraus abgeleiteten Herkunft hatten die Goten nicht ein halbes Jahrtausend lang auf ihren Wanderungen mitgeschleppt, was schon deswegen nicht denkbar ist, weil es die Goten als unveränderliches Ethnos nie gab. Vielmehr hatte ein Flüchtling diese Nachricht erst vor kurzem nach Ravenna gebracht. Um 500 verzichtete nämlich ein skandinavisch-gautischer Roduulf auf „sein eigenes Königtum, vertraute sich dem Schutz des Gotenkönigs Theoderich an und fand das Gewünschte (in Ravenna, wie bei einem Stammesverwandten, möchte man hinzufügen).“

Mit der Nennung Roduulfs schließt Cassiodor den Skandinavien-Block ab; der Autor kennt dafür keine andere Quelle, und zwar ganz im Unterschied zur skythischen Vergangenheit der Goten. Für deren Beglaubigung zitiert Cassiodor die mündlichen Tradition, die *prisca carmina pene storico ritu*, und die *verissima historia* des ominösen Abalabius, des *descriptor Gothorum gentis egregius*, der diese Überlieferung bestätigt. Aus der Erzählung Roduulfs könnte Cassiodor die Herkunft der Goten aus Skandinavien konstruiert und folglich mit einer mythologischen Fahrt in drei Schiffen über die Ostsee verbunden haben. Die Dreierheit bedingte der Umstand, dass es für den Autor Ostgoten, Westgoten und die zur Einschiffung fast zu spät gekommenen Gepiden gab.

Von der literarischen Konstruktion abgesehen, ist aber sicher: Es gab Völker in Skandinavien wie auf dem gegenüber liegenden Festland, die ein Gefühl der Zusammengehörigkeit einte, woraus wie im Falle Roduulfs praktisches Handeln wurde. Diese Völker führten denselben Namen, was auch für je einen Fluss nördlich wie südlich der Ostsee zugetroffen haben dürfte. Obwohl Zuwanderungen nicht auszuschließen, ja geschehen sind, denn Roduulf ist sicher zunächst mit dem Schiff und keineswegs ohne Begleitung nach Ravenna gekommen, ist jedenfalls die Annahme falsch, die Goten seien als fertiges Volk von Skandinavien ausgezogen, wie schon Reinhard Wenskus betonte. Dass Königsgeschlechter, wie die Amaler, ihre Herkunft von Skandinavien herleiteten, ist an ihrer Namenstradition als mündliche, von wo immer auch bezogene Überlieferung festzumachen, als Narratio aber das Werk der antiken und frühmittelalterlichen Ethnographie.



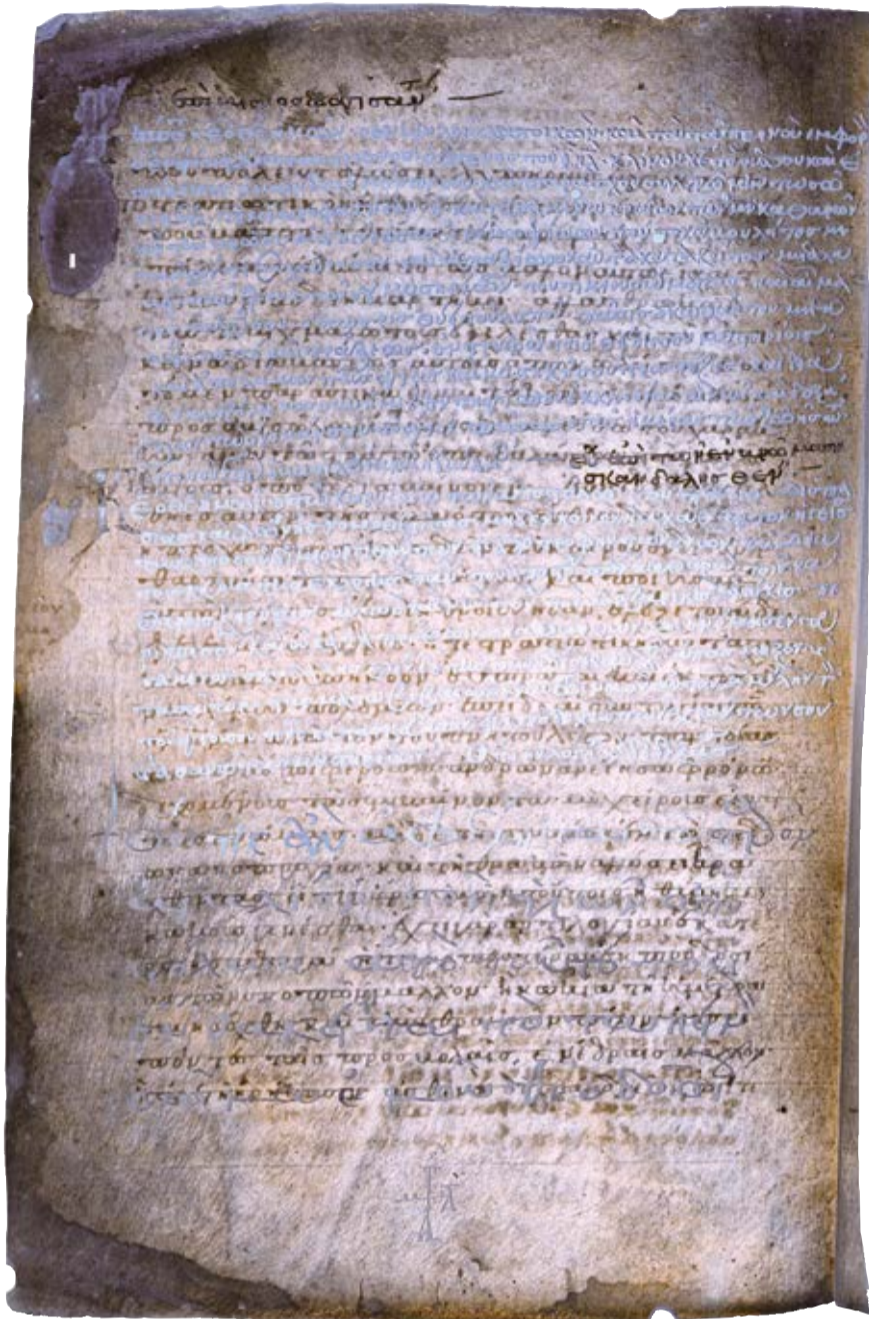


Foto: Codex hist. gr. 73, fol. 194v: Scythica Vindobonensia. Spectral imaging by the Early Manuscripts Electronic Library. Processed image by David Kelbe. © Project FWF P 24523-G19

Nur wenige Fragmente des Werkes *Scythica* des Griechen Publius Herennius Dexippos aus dem 3. Jahrhundert sind überliefert. Eine wichtige Ergän-

zung dieser wertvollen Quelle gelang einem Forscherteam der Österreichischen Nationalbibliothek, die Textstellen in einem Palimpsest fanden.

Dafür gab es die gute Erklärung, die auch die *Getica* übernahmen: Skandinavien sei die *officina gentium aut certe velut vagina nationum* und daher das Auswanderungsland der antiken Ethnographie schlechthin gewesen. Das kalte Klima verlängerte die Fortpflanzungsfähigkeit von Mann und Frau. Die extrem langen und eisigen Winternächte förderten in den zugigen Hütten das Zusammenrücken und begünstigten den phantastischen Fortpflanzungsdrang der Einheimischen, so dass Skandinavien stets unter Übervölkerung litt. Diese Vorstellung ist ein ethnographischer Topos und beruht weder auf historischen Daten noch auf archäologischen Vorgaben, die übrigens keine oder bestenfalls umstrittene Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Festland feststellen (Rolf Hachmann).

Ein weiterer Grund für die Bevorzugung Skandinaviens als Ursprungsland könnte die Ferne der „Insel Scandia“ gewesen sein, vergleichbar mit Abrahams Ur in Chaldäa, das den Juden einen besonderen Stammbaum verschaffte. Vielgliedrige Genealogien schufen unter den Völkern und Königsge-schlechtern. Sie halfen aber auch im täglichen Leben. Wer die 24 Vorfahren

der großen keltischen Heiligen Brigit, die freilich einst eine heidnische Göttin war, aufsagen konnte, war damit vor den Nachstellungen des Teufels, aber auch vor irdischen Feinden für den Tag und die Nacht gefeit. Lange Stammbäume entsprechen dem Konservatismus einer Inselkultur. Dagegen blieben sie auf dem Kontinent nur in geringer Zahl und ohne skandinavischen Bezug zu meist nur in kurzer Form erhalten. Der mächtige Frankenkönig Chlodwig nahm in seiner vorethnographischen Genealogie bereits den vierten Platz ein. Schon sein Urgroßvater war ein halbgöttlicher Stier, erzählte man sich in Kreisen, die den Merowingern eher unfreundlich gesinnt waren. Jedenfalls kann die Antwort auf die gotische Herkunftsfrage nur lauten: skandinavischer Zuzug ist in irgendeiner Form möglich, aber nur für Roduulf nachweisbar.

### III.

Damit kann endlich die historische Erzählung die *Origo* ablösen. Während die Überlieferung in- wie außerhalb der *Getica* für Skandinavien nur Namen kennt, werden als erstes mögliches gotisches Volk die Gutonen als handelnde Subjekte beschrieben. Zwischen Christi

Geburt und der Mitte des 2. Jahrhunderts erwähnen sie je zwei griechische und lateinische Autoren und lokalisieren sie zunächst in Küstennähe zwischen Oder und Weichsel, also noch in, obgleich am Rande der *Germania*. Zugegeben, die Bezeichnung der Gutonen als gotisches Volk ist keine rein historische, sondern eine linguistisch-archäologische Annahme. Es gibt nicht wenige Archäologen, die die pommersch-westpreußische Wielbark/Willemburg-, die ukrainische Černjachov- und die siebenbürgische Sântana-de-Mureş-Kultur miteinander in Verbindung bringen, sie als gotisch verstehen und somit die Gutonen als Vorgänger der donauländischen und pontischen Goten annehmen. Linguistisch wird argumentiert, dass der Name *Gutones* die volkssprachliche Eigenbezeichnung *Gut* enthält, wie vielleicht in *Gúthalus*, vor allem aber in *Gúthiuda* = Gotenvolk im Sinne von Gotenland nachweisbar.

Die Gutonen waren ein zeitweise abhängiges und noch um 150 n. Chr. kleines Volk, das Tacitus zu den germanischen Oststämmen zählte. Sie besaßen nach ihm und dem Älteren Plinius Beziehungen zu zwei gentilen Verbänden, zur lugisch-vandalischen Völkergruppe an und östlich der Oder und zu den Markomannen im heutigen Böhmen und Mähren. Gemeinsam mit den Lugiern gerieten die Gutonen am Beginn des 1. Jahrhunderts unter markomannische Oberherrschaft, blieben jedoch am Rande des Einflussgebietes von König Marbod, so dass sich bei ihnen eine Opposition gegen dessen Großreich bilden konnte.

Vom gutonischen Stammesgebiet aus wurde der mächtige Markomannenfürst mit römischer Hilfe im Jahre 18 oder kurz danach gestürzt. Aus der Marbod-Zeit stammen zwei Gegenstände, die das Markomannenland mit dem gutonischen Siedlungsgebiet verbinden. Von den zwei aus derselben römischen Werkstatt importierten, völlig gleichen Bronzekesseln, denen die Produzenten je vier bärtige Germanenköpfe attached hatten, wurde der eine im süd-mährischen Mušov/Muschau, der andere im ostpommerschen Czarnowko/Scharnhorst bei Łębork/Lauenburg gefunden.

Die Gutonen hatten ein für Germanen sehr starkes Königtum. Dieses besaß die Fähigkeit, die Gutonen gefolgschaftlich wie als polyethnisches Volk zu organisieren. Nach der Mitte des 2. Jahrhunderts wurden die Gutonen so mächtig, dass sie sich von Mittelpolen über die Weichsel nach Südosten zum Schwarzen Meer hin ausbreiteten. Die Wanderer lösten eine so große Unruhe aus, dass die Alte Welt von den Markomannenstürmen heimgesucht wurde, und erlebten selbst eine gewaltige Veränderung. Sie vergesellschafteten sich mit finnischen, baltischen, iranisch-sarmatisch und venetischen Völkern. Aus ihnen wurden „Skythen“, die die antiken Autoren als Goten von den Germanen unterschieden.

Nach einigen Jahrzehnten der Konsolidierung begann 238 an der unteren Donau der große Gotenkrieg, der im wesentlichen bis 269/71 dauerte. Zu Lande und bald auch zur See greifen die Goten mit ihren verbündeten Völkern an. Sie plündern, verheeren und suchen dann beutebeladen das Weite. Oft fangen die Römer die Angreifer ab und fügen ihnen schwere bis schwerste Verluste zu; doch sobald die Einbußen behoben waren, sind sie wieder da. Das Land ist zerstört; die Einheimischen, die der Feind nicht getötet oder fortgetrieben hat, fallen nun Hunger und Seuchen zum Opfer.

Aber im römischen Heer, das Kaiser Gordian III. im Jahre 242 gegen die Perser führte, befanden sich germanische

## Themen „zur Debatte“

<b>Die Anfänge der Goten und die <i>Scythica Vindobonensia</i></b>	2
Herwig Wolfram	
<b>Der Einfall der Hunnen nach Europa um 370 und seine Folgen. Das Reich Attilas bis zum Zerfall 453/454</b>	5
Klaus Rosen	
<b>Die Schlacht von Adrianopel (378) und der Gotenkrieg 376–382</b>	9
Dariusz Brodka	
<b>Alarich I. Karriere eines Getriebenen</b>	12
Mischa Meier	
<b>Goten in Gallien. Aufstieg und Untergang des Tolosanischen Reiches</b>	16
Christian Stadermann	
<b>Was Europa dem Toledanischen Reich der Westgoten verdankt. Wege von der Antike ins Mittelalter</b>	20
Klaus Herbers	
<b>Ulfila – Bischof der Christen im gotischen Land. Seine Bedeutung für die Anfänge des gotischen Christentums</b>	23
Eike Faber	
<b>Ostgotische Gruppen als Beutegenossen und Förderaten in Pannonien und auf dem Balkan</b>	27
Verena Epp	
<b>Theoderich der Große, ein gotischer König im spätrömischen Italien</b>	30
Hans-Ulrich Wiemer	
<b>Zwischen Ravenna und Konstantinopel: Das Papsttum im ostgotischen Italien</b>	33
Steffen Diefenbach	
<b>Das Ende des Gotenreiches und der Wandel der Mittelmeerwelt in der Spätantike</b>	37
Hartmut Leppin	
<b>Die Goten – Paten Europas? Archäologische, sprachliche und kulturelle Spuren der Goten</b>	40
Rossen Milev	
Impressum	3

## zur Debatte

### Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 50

Herausgeber und Verleger:

Katholische Akademie in Bayern, München  
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde

Redaktion: Dr. Robert Walser (verantwortl.),

Dominik Fröhlich

Fotos: Akademie

Anschrift von Verlag u. Redaktion:

Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München

Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,

Telefon 089/381020, Telefax 089/38102103,

E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.

zur Debatte erscheint zweimonatlich.

Kostenbeitrag: jährlich E 35,- (freiwillig).

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:

Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300

IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00

SWIFT (BIC): GENODEF1M05.

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.







Foto: akg-images

Cassiodor war nicht nur der wichtigste Berater des Ostgoten-Königs Theoderich, sondern ist für uns auch als Geschichtsschreiber eine der entscheidenden

Quellen für die Analyse der Gotenzeit. Diese Zeichnung stammt aus einer Handschrift von Cassiodors Werk *Variae*.

und gotische Völker. Man konnte sie offenkundig als Hilfsvölker unter Vertrag nehmen. In den Jahren 250/51 erlitten die Römer eine gewaltige Goteninvasion, die zur Katastrophe von Abrittus führte. Die kappadokischen Vorfahren Wulfilas werden 257 von Donaugoten nach Norddanubien verschleppt. Das katastrophale Ausmaß der Zerstörungen dokumentiert der kanonische Brief, worin Bischof Gregorios Thaumaturgos von Neokaisareia im Pontus Polemiakos die sozialen Verwerfungen anprangert, die die staatlichen Christenverfolgungen und die gotischen Überfälle der Jahre 256 und wohl auch 257 verursachten.

Im Jahre 268 gelingt den gotischen Flotten, denen sich Eruler angeschlossen hatten, der Durchbruch vom Schwarzen Meer in die Ägäis. Aber nur wenige der Angreifer werden die Heimat wiedersehen. Dazu erleidet ein gotisches Landheer 269 die schwere Niederlage von Naissus, worauf der Sieger Kaiser Claudius II. den Triumphaltitel Gothicus annimmt und die Goten der römischen Welt offiziell bekannt macht. Zwei Jahre später 271 besiegt Kaiser Aurelianus die Goten auf ihrem eigenen Territorium nördlich der Donau. Ein ganzes Stammesheer geht zu-

grunde, angeblich 5000 Mann. Allerdings eine problematische Zahl, weil es so vieler toter Feinde bedurfte, um in Rom einen Triumph zu feiern, wie dies Aurelianus tat. Der Gotenkönig fällt, das im Westen dominierende Königtum erlischt, die Goten spalten sich in westliche königlose Terwingen und östliche Greutungen, die das Königtum behalten oder sehr bald mit den Amalern wieder errichten.

Der dürre Bericht über das 3. Jahrhundert entspricht der dürftigen Quellenlage, die noch dazu auf späten, nicht immer verlässlichen Autoren beruht. Der einzige und außerdem höchst kompetente Zeitgenosse der Ereignisse wäre der Grieche Publius Herennius Dexippos gewesen, der in der Mitte der 270er Jahre eine Skythika, vorwiegend eine Gotengeschichte, verfasste, wovon jedoch nur Fragmente erhalten blieben. Ihre Zahl wurde erst jüngst und wird weiterhin durch das Projekt *Scythica Vindobonensia* vermehrt. Damit ist die Bearbeitung eines griechischen Palimpsests der Wiener Handschriftensammlung gemeint, die Jana Grusková und Gunther Martin so erfolgreich durchführen. Ihnen und ihren Mentoren Otto Kresten und Fritz Mitthof kann nicht genug gedankt werden.

Als die Kollegen vor einiger Zeit den Namen Knivas entdeckten, war zu erwarten, dass dadurch die Geschichte des bloß in den *Getica* einwandfrei genannten Gotenkönigs erweitert und gesichert würde. Als aber nicht lange danach ein Zeitgenosse Knivas und gotischer Heerführer namens Ostrogotha auftauchte, hatte der ostrogothische Heros eponymos, ansische Amaler und mythische Vorfahre Theoderichs des Großen einen sehr realen historischen Namensvetter erhalten, und zwar einen, auf den der Gotenkönig zu Ravenna wahrlich nicht stolz sein konnte, erinnerte er ihn doch an seinen glücklosen jüngeren Bruder Thiudimund.

Cassiodor kannte Dexippos, zitierte ihn jedoch aus guten Gründen nicht im Zusammenhang mit den römisch-gotischen Kämpfen der Mitte des 3. Jahrhunderts. In der Schlacht von Abrittus beim heutigen bulgarischen Hisarlak nahe Razgrad besiegte der Gotenkönig Kniva die beiden Decier, wobei Vater und Sohn den Tod fanden. In den *Getica* nimmt ein König Ostrogotha an keiner der gotischen Großtaten südlich der Donau teil, sondern Cassiodor macht ihn, den Amaler, zum Vorgänger des nichtamalischen Kniva und lässt ihn, wie zu errechnen, 251, im Jahr von Abrittus, sterben. Der *Getica*-Ostrogotha hatte über eine gewaltige Streitmacht aus germanisch-sarmatischen Völkern und römischen Überläufern verfügt, richtete jedoch nichts Großartiges aus, so dass man diesen Ostrogotha schon als Beinamen Knivas angesehen oder ihm überhaupt jegliche Historizität abgesprochen hat.

Cassiodor fand jedenfalls in seiner Vorlage Dexippos offenkundig nichts, was für seine Gotengeschichte verwendbar gewesen wäre. Deshalb lässt er Ostrogotha, der eigentlich schon tot ist, auch das Römerreich verlassen. Nach langer erfolgloser Belagerung von Marcianopolis sei Ostrogotha mit seinen Goten, durch Empfang von Lösegeldern „bereichert“, in die Heimat abgezogen, heißt es in den *Getica*. Die Heimkehr war aber auch höchste Zeit, denn die Gepiden hatten es auf das Lösegeld und die Wohnsitze der Goten abgesehen. Ostrogotha besiegt die Gepiden unter König Fastida und ist scheinbar vor der Geschichte gerettet. Nur dumm, dass sich die gotisch-gepidische Auseinandersetzung 40 Jahre später um 290 ereignet hat, als der *Getica*-Ostrogotha wahrlich längst schon tot war, und wahrscheinlich im heutigen Siebenbürgen stattfand, wo ein Ostrogotha als König von pontischen Ostrogothen nichts zu suchen hatte.

Aber auch für diese Schwierigkeit weiß Cassiodor Rat: für ihn ist Ostrogotha im Widerspruch zu anderen Stellen der *Getica* und zur Logik einer ethnischen Namensgebung hier noch der König beider Gotenvölker. Dagegen berichtet eine gute zeitgenössische Quelle zum Frühjahr 291 von Kämpfen der westlichen Goten, der Terwingen, und ihrer taifalischen Verbündeten, mit Gepiden und Vandalen. Es werden aber weder die Namen der beteiligten Heerführer noch die Orte der Auseinandersetzungen genannt.

Anscheinend hatte Cassiodor davon auch andere Nachrichten. Er wusste nämlich, dass der Kampf beim Oppidum Galtis stattfand, und zwar an einem Fluss, der den germanischen Namen Auha/Ache trug. Diese ganze Geschichte stammt aus der Überlieferung der westlichen Goten, wofür auch die Mitwirkung der nördlich der unteren Donau lebenden Taifalen spricht. Weil aber der gotische Anführer anscheinend ebenfalls Ostrogotha hieß, lässt Cassiodor seinen amalischen Ostrogotha auch den Sieg über den Gepidenkönig Fastida feiern.

#### IV.

Die *Scythica Vindobonensia* zeichnen dagegen ein ganz anderes Bild und bringen Licht in das Chaos von Widersprüchen und Anachronismen.

Es gab tatsächlich einen Zeitgenossen Knivas, der Ostrogotha hieß, nur war er weder ein König noch der Stammvater der Ostrogothen noch ein Angehöriger der Ostrogothen, die es sicher noch nicht gab, noch der Sechste im heroisch-mythischen Stammbaum der Amaler, sondern ein Mann, der „Glanzgote“ oder „Sonnenaufgangsgote“ (vgl. Anatol) hieß und ein durchaus realer Archon von Skythen, das heißt, ein nichtköniglicher Heerführer von Goten war. Kaiser Decius erwartet seinen Angriff; doch brechen hier die neuen Fragmente derzeit noch ab. Knapp vorher hatten diese Fragmente mitgeteilt, dass Ostrogotha auf römischem Boden operierte, und zwar gleichzeitig, aber völlig unabhängig von Basileus Kniva und ohne Erfolg.

Dagegen priesen die Goten Knivas ihren König in Lobliedern wegen glücklicher Siege und im besonderen wegen der Einnahme von Philippopolis im Sommer 250. Ein derartiger Lobpreis war eine hohe Auszeichnung, wie die *Getica* an mehreren Stellen betonen. Dagegen warfen die Goten der *Scythica Vindobonensia* ihrem Anführer Ostrogotha Feigheit, μαλακία, und vor allem δυστυχία, Glücklosigkeit, vor. Kein schlimmerer Vorwurf als dieser war denkbar. Glück musste ein König haben, und das Gleiche galt von den nichtköniglichen Anführern und ihren Sippen, die den „Königen an Würde und Glück nicht nachstanden,“ wie ausgerechnet Dexippos wusste. Die Ergebnisse der beiden Palimpsest-Forscher können daher getrost als Sensation gelten, zumal sie Anstoß für eine Sicherung der Autorenschaft der *Getica* geben dürften.

Cassiodor zählte Ostrogotha zu den amalischen Heroen, die die Goten als nicht gewöhnliche Menschen, sondern als a(n)sische Halbgötter verehrten, „mit deren Art von Glück sie zu siegen pflegten“. Der Heros eponymos Amal „erglänzte“ in einem sicher von Cassiodor entworfenen Amalasintha-Stammbaum durch sein Glück, *felicitate*. Ruhmreich setzte die Amalerin die Reihe ihrer königlichen Vorfahren fort, da „unter

#### *Der dürre Bericht über das 3. Jahrhundert entspricht der dürftigen Quellenlage, die noch dazu auf späten, nicht immer verlässlichen Autoren beruht.*

einer solchen Herrin ... unser (der Goten) Heer die Fremden schreckt“. Soweit der Lobpreis, den Cassiodor der regierenden Königin spendet. Nun aber muss er bei Dexippos von Goten gelesen haben, die demjenigen Ostrogotha, den Cassiodor als amalischen Asen und möglichen Heros eponymos der über Italien herrschenden Ostrogothen stilisierte, Feigheit und Glücklosigkeit vorwarfen, wodurch jede Form von Herrschaft infrage gestellt wird.

So wusste Ammianus Marcellinus, dass die Burgunder eine Mehrzahl von Königen hatten, die den Namen *hendinos* (recte \**kindinōs*) trugen. Ein solcher König war für die *fortuna belli* verantwortlich und wurde „entfernt“, wenn das Kriegsglück ausblieb. Ammianus verwendete das Verbum *removeri*, was alles von der Absetzung bis zur Tötung des glücklosen Königs bedeuten konnte.



Nachdem König Vitigis mit den in Ravenna eingeschlossenen Goten 540 vor Belisar kapitulierte, gaben die transpadanischen Goten nicht auf und trugen dem Vitigis-Neffen Uraias das Königtum an. Dieser konnte sich mehrerer Erfolge gegen die Kaiserlichen rühmen und war im Besitz der zweiten gotischen Königstadt Pavia samt Teilen des Königsschatzes.

Uraias aber lehnte ab, weil, wie die glücklose Kriegführung des Onkels bewies, seiner Familie das nötige Glück, die *τύχη*, fehle. Den antiken Autoren waren Bedeutung und Wirksamkeit des Glücks jedoch nicht bloß aus der barbarischen, sondern auch aus der eigenen Geschichte vertraut. In Lukans *Pharsalia* begrüßt Caesar sein Heer mit den Worten: *O domitor mundi, rerum fortuna mearum, / miles*. „Oh Ihr Soldaten, Ihr Beherrscher der Welt und das Glück meiner Sache.“ Im 13. Jahrhundert machte der unbekannte isländische Verfasser der *Rómverja saga*, der Geschichte von den Rommännern, aus diesem Vokativ einen an die Getica erinnernden Instrumentalis und übersetzte: „Höret nun ihr Ritter, die ihr über die weite Erde mit meinem Glück, *með minni hamingju*, gesiegt habt.“

#### V.

Verlauf und Ende des Kriegszugs von 250/51 zeigen die Goten bereits auf einem ersten Höhepunkt ihrer Macht und Ausstrahlungskraft. Kniva erweist sich als Feldherr, der über mehr als bloß primitive Kenntnisse in Taktik und Strategie verfügt. Trotz seines starken Königtums und seiner spektakulären Erfolge ist Kniva jedoch kein monarchischer König aller Goten gewesen. Tatsächlich gab es unter Einschluss Theoderichs des Großen keinen einzigen König von Goten, der der König aller Goten gewesen wäre. Dexippos zeigt sich bestens darin, aber auch über die barbarischen Institutionen insgesamt informiert. Er nennt Ostrogotha einen Archon, einen nicht-königlichen Heerführer, und Kniva einen Basileus, einen Großkönig. Lateinisch gesprochen, war Ostrogotha ein *dux*, Kniva ein *rex*; auf gotisch könnten Ostrogotha ein *\*drauhtins*, Kniva noch ein *thiudans*, wenn nicht schon ein *reiks* gewesen sein.

Das Wiener Palimpsest bestätigt einen historischen Ostrogotha für die Mitte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts. Es ist nicht unmöglich, dass um 290 ein zweiter historischer Ostrogotha terwingische Krieger gegen Gepiden und Vandalen führte. Wahrscheinlich um seines/ihrer Namens willen hat Cassiodor den oder die nichtamalischen Ostrogothae der westlichen Tradition entnommen und daraus einen mythische Amaler, Vorfahren der Könige von Ravenna und Vater der in Italien herrschenden Ostrogothen gemacht.

Das Ethnonym schloss aber keineswegs die Vergabe des Namens als Personennamen aus. Die Schwester eines unglücklichen gepidischen Kronprinzen des 6. Jahrhunderts hieß Ostrogotho, in langobardisch-lateinischer Lautung Austrigusa. Der Name wurde demnach unabhängig von einer ostrogothischen Volkszugehörigkeit an Goten vergeben, und die Gepiden gehörten dazu, wie die Tatsache beweist, dass Austrigusa Bruder der Westgote hieß (Wolfgang Haubrichs).

Dank der *Scythica Vindobonensia* sind viele beschriebene Seiten, davon auch manche eigenen Makulatur geworden. Handschriften-Archäologie lohnt sich eben, ihren erfolgreichen Adepten gebührt unsere respektvolle Anerkennung. *Vivant sequaces!* □

## Der Einfall der Hunnen nach Europa um 370 und seine Folgen. Das Reich Attilas bis zum Zerfall 453/454

Klaus Rosen

#### I.

„Einzigartiger der Hunnen, König Attila, Spross seines Vaters Mundzuc, Herr der tapfersten Stämme, Der mit nie zuvor gehörter Macht Alleinherrscher skythischer und germanischer Reiche war, Der Roms beide Imperien durch die Eroberung seiner Städte in Schrecken versetzte Und der, statt alles Übrige als Beute zu unterwerfen, sich durch Bitten erweichen ließ, einen jährlichen Tribut in Empfang zu nehmen. Nachdem er das alles durch des Glückes Lauf vollbracht hat, Starb er nicht an einer Wunde von Feindeshand, Nicht durch die Hinterlist seiner Angehörigen, Sondern ohne dass sein Volk Verluste erlitt, Schmerzlos unter fröhlichen Umständen. Wer will das für das Ende halten, Für das er keine Rache zu üben denkt?“

Diesen Hymnus sangen hunnische Adlige 453 bei der nächtlichen Totenfeier ihres überraschend verstorbenen Königs Attila. Die lateinische Fassung überliefert der gotische Historiker Jordanes, und man hat mit Recht vermutet, dass sie letztlich auf ein hunnisches Original zurückgeht.

Etwa 80 Jahre zuvor waren erstmals Gruppen von Reiternomaden aus der Steppe nördlich des Schwarzen Meeres über den Don, die Grenze zwischen Europa und Asien, nach Westen vorgestoßen und hatten in mehreren Kämpfen um 375 das Großreich des ostgotisch-greutungischen Königs Ermanarich zer schlagen. Hunnen war der gemeinsame Name, den ihnen unsere griechischen und lateinischen Quellen gaben, ohne dass wir daraus auf eine einheitliche Völkerschaft schließen dürfen. Dank ihrer Kampfkraft, der Schnelligkeit ihrer Pferde und der Reichweite und Durchschlagskraft ihrer Reflexbogen waren sie dem Gegner überlegen. Ihr Erfolg gegen Ermanarich verdankte sich zudem einer größeren Kriegerkoalition, zu der Alanen nördlich des Kaukasus gestoßen waren. Wie locker die Koalition war, zeigte sich, als Nachfolger Ermanarichs mit hunnischen Verbündeten gegen die Alanen vorgehen.

Hunnische und alanische Gruppen waren auch unter den gotischen Scharen, die vor dem Druck der Hunnen über die Donau ins Römische Reich auswichen und 378 bei Adrianopel das Heer des oströmischen Kaisers Valens vernichteten. Traditionell gelten diese Jahre als der Beginn der Völkerwanderung. Bei den zeitgenössischen römischen Historikern Eunapius und Ammianus Marcellinus und bei den Kirchenvätern Ambrosius und Hieronymus spiegelt sich das Entsetzen, das seit 378 die verheerenden Überfälle und Plünderungen einzelner Hunnengruppen südlich der Donau auslösten. 395 und 398 folgten weiträumige Einfälle in Mesopotamien, Syrien und Kleinasien.

Doch Ostrom und Westrom bedienten sich nun auch hunnischer Kontin-



Prof. Dr. Klaus Rosen, Professor für Alte Geschichte an der Universität Bonn

gente als Militärhilfe in innerrömischen Auseinandersetzungen. So bot der weströmische Heermeister Bauto 383 Hunnen gegen den gallischen Usurpator Magnus Maximus auf. Mit ihnen trat Kaiser Theodosius 388 ebenfalls Magnus Maximus in Pannonien entgegen, und 394 besiegte er dank einer gotisch-hunnischen Armee am Frigidus, der Wippach, den Usurpator Eugenius. Theodosius' Heermeister Stilicho umgab sich mit einer hunnischen Leibwache. Auch in der Residenz Ravenna lag eine hunnische Garnison. Stilicho konnte 408 erst gestürzt werden, nachdem seine Hunnen niedergemetzelt worden waren.

Inzwischen waren hunnische Verbände in die ungarische Tiefebene vorge drungen, wo sie sich die Goten und Gepiden unterwarfen und Uldin eine Führerstellung errang. Seine Herrschaft verteidigte er 401 gegen den gotischen Heermeister Gainas, der sich nach einer gescheiterten Empörung in Konstantinopel mit Stammesgenossen über die Donau zurückzog, aber von Uldin geschlagen wurde. Der sandte seinen Kopf nach Konstantinopel zu Kaiser Arcadius und wurde dafür mit Gold und einem Vertrag belohnt, dem zufolge der Hunnen-Anführer wohl Truppen zu stellen hatte.

Das tat er 406, als der Gote Radagaisus mit einem riesigen Völkerschwarm in Italien einfiel, aber bei Fiesole von Stilicho mit hunnischer Hilfe besiegt wurde. Die Beute und der Sold, den Uldins Hunnen aus Italien mitbrachten, waren ein Mittel, um seine Stellung zu stärken. Vielleicht waren es hunnische Gruppen weiter östlich, die davon nicht profitiert hatten und deswegen Uldin bestimmten, ungeachtet seiner bisherigen Beziehungen zu West- und Ostrom 408 zusammen mit abhängigen germanischen Skiren einen weiträumigen Einfall in Thrakien zu unternehmen. Kaiser Arcadius war gerade gestorben. Nach einer römischen Niederlage verweigerte er Friedensverhandlungen, worauf die Römer zu einem alten Mittel griffen: Sie

bestachen seine führenden Gefolgsleute, die ihn verließen. Er musste sich über die Donau zurückziehen, wo sich seine Spur verliert, ein Zeichen, dass von dynastischer Anhänglichkeit noch nicht die Rede sein konnte.

Gegen die Westgoten, die unter König Alarich seit 408 Italien auf der Suche nach einer neuen Heimat beunruhigten, wappnete sich Kaiser Honorius mit 10.000 Hunnen. Darunter könnten vor allem diejenigen gewesen sein, die Uldin davongelaufen waren. Als Athaulf 409 seinem Schwager Alarich zu Hilfe kam, bereiteten ihm 300 Hunnen von Ravenna aus eine herbe Niederlage.

Aus einem Fragment des griechischen Historikers Olympiodor, der um 412 eine Gesandtschaftsreise zu den Hunnen unternahm, begleitet von seinem vielbestaunten und sprachbegabten Papagei, erfahren wir von Königen der Hunnen, einem Oberkönig Charaton und von Streit unter ihnen wegen der Ermordung eines Mannes mit dem lateinischen Namen Donatus. Mit Geschenken an Charaton habe der römische Kaiser den Streit beigelegt. So sorgte er für Ruhe auf beiden Seiten.

Die Diözesen Thrakien und Mösien blieben das bevorzugte Ziel hunnischer Einfälle. Zum Jahr 422 bietet eine lateinische Chronik den dürren Satz: „Die Hunnen haben Thrakien verwüstet.“ In dieser Zeit errang eine Sippe im hunnischen Kerngebiet vielleicht deswegen einen Vorrang, weil sich in ihr vier Brüder ausgezeichnet hatten: Octar, Ruga, Mundzuc und Oëbarsius. Octar und Ruga erscheinen in unseren Quellen als Könige. Während Octar nach Westen vorstieß und am Rhein gegen die Burgunden kämpfte, aber bald darauf starb, könnte Ruga den Einfall in Thrakien angeführt haben. Seinen Abzug erkaufte Kaiser Theodosius II. mit einem jährlichen Tribut von 350 Pfund Gold, das Pfund 72 Goldsolidi.

425 stellte Ruga dem späteren weströmischen Heermeister Aëtius, der mehrere Jahre als Geisel bei den Hunnen gelebt hatte, für eine hohe Bezahlung ein großes Heer zur Verfügung, um den weströmischen Usurpator Johannes in Ravenna gegen eine oströmische Armee zu verteidigen. Die Hunnen kamen aber erst drei Tage nach Johannes' Sturz an. Die anschließende Schlacht mit den Oströmern ging unentschieden aus. Ruga wollte nun seine Herrschaft über sämtliche Stämme nördlich der Donau ausdehnen und verlangte 433 von Theodosius, alle Bündnisse mit ihnen aufzugeben und diejenigen auszuliefern, die sich „als römische Alternative“ (Wolfram) unter seinen Schutz begaben. Doch bevor er seine Kriegsdrohung wahr machen konnte, starb er um 434, angeblich durch einen Blitzschlag, was in Ostrom als Gottesurteil angesehen wurde.

#### II.

Seine Neffen Bleda und Attila übernahmen als Könige sofort die Nachfolge. Mit Ostrom schlossen sie bei Margus an der Donau einen Vertrag, der neben Handelsbeziehungen die Auslieferung sämtlicher Hunnen vorsah, die sich auf die römische Seite begeben hatten. Hinter der später stets wiederholten Forderung stand der absolute Herrschaftsanspruch über alle hunnischen Stämme, zugleich aber auch wie schon bei Uldin und Ruga die Auffassung, dass die Römer nördlich der Donau nichts mehr zu suchen hatten. Zwei junge Angehörige der Königssippe, die beim Herrscherwechsel sofort geflohen waren, wurden gefangen genommen und noch auf römischem Boden gekreuzigt. Später wehrten sich hunnische Überläufer heftig gegen eine Auslieferung und begingen lieber Selbstmord. Sie wussten, was





Foto: akg-images

In der Sächsischen Weltchronik aus dem 13. Jahrhundert findet sich eine Abbildung des Hunnenkönigs Attila (der Text nennt in der germanischen

Fassung seines Namens Etzel). Die gezeigte Stelle berichtet von der Belagerung Aquileias durch die hunnischen Truppen 452.

ihnen von ihren Königen blühte. In Margus wurde Rugas Jahrestribut verlängert, bei zwei Königen von 350 auf 700 Pfund Gold.

Die Hoffnung, mit diesen Tributen, die billiger als Kriege waren, die Herrschaft der Könige zu stabilisieren und damit die Lage jenseits der Donau zu beruhigen, erfüllte sich nicht. Erfolgreiche Beutezüge waren lukrativer und daher das wirksamste Mittel, das Prestige des Anführers zu erhöhen, die eigene Kriegskoalition zusammenzuhalten und neue Verbündete zu gewinnen. Offensichtlich hatten die Könige nichts dagegen, dass der Heermeister Aëtius in den 30er Jahren des 5. Jahrhunderts hunnische Söldner anwarb. Mit ihnen im Rücken förderte er erst seine Karriere und band dann große Teile des erschütterten Gallien wieder an das weströmische Reich.

436 oder 437 besiegten Hunnen die Burgunden am Rhein, der historische Kern der Nibelungensage. 441 und 442 machten Bleda und Attila mit ihren Verbündeten einen großen Einfall in Thrakien und im Illyricum. Mittlerweile hatten die Hunnen auch gelernt, größere Städte zu erobern. Viminacium (Kostolac), Singidunum (Belgrad), Sirmium (Sremska Mitrovica) und Naissus (Niš) fielen ihnen zum Opfer. Theodosius schickte eine hochrangige Gesandtschaft, die Frieden schloss und ihn reichlich vergoldete.

Wenn in den nächsten Jahren an der Donaupfront Ruhe herrschte, so war ein Grund, dass Attila beschloss, sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. 444 oder 445 ermordete er seinen Bruder Bleda, und es gelang ihm, sich auch bei dessen empörten Stammesteilen durchzusetzen.

Jordanes schrieb ihm sogar zu, er wolle Römer und Westgoten unterwerfen, und lieferte an dieser Stelle ein Porträt von ihm, das auf den Augenzeugen Priscus zurückging: „Ein Mann, dazu geboren, die Völker der Welt zu erschüttern, der allen Ländern Furcht einflößte

und auf irgendeine Weise alles durch den grausigen Ruf, der von ihm ausging, in Schrecken versetzte. Denn stolz war sein Gang, hierhin und dorthin wandte er seine Augen, so dass seine Herrschaftsgewalt schon durch seine Körperhaltung deutlich wurde. Er liebte Kriege, hielt sich aber persönlich zurück; in seinem Planen war er äußerst entschlossen; von Bittstellern ließ er sich erweichen und war loyal zu denen, die er einmal ausgewählt hatte. Er war von kleiner Gestalt, breiter Brust, ziemlich großem Kopf, engen Augen, spärlichem Bartwuchs, graumeliertem Haar, platter Nase und hässlicher Hautfarbe, womit er die Merkmale seiner Herkunft bewahrte.“

Kein Hunne sollte Bleda vermissen. Daher fiel Attila 447 noch weiträumiger als 441 und 442 in den Balkan ein, drang nach einer siegreichen Schlacht bis zu den Thermopylen in Mittelgriechenland ein und wandte sich dann gegen Konstantinopel, das im Januar des Jahres von einem schweren Erdbeben erschüttert worden war. Die eingestürzten Stadtmauern waren in einer gemeinsamen Anstrengung sofort wieder hochgezogen worden, was die Stadt rettete. Nach einer weiteren Niederlage musste Theodosius erneut um Frieden bitten.

Attilas Diktat war hart: Nachdem die Tribute zuletzt gestockt hatten, waren 6000 Pfund Gold sofort zu bezahlen und der künftige Jahrestribut wurde auf 2100 Pfund Gold erhöht. Auch der Preis für den Loskauf jedes Kriegsgefangenen wurde auf 12 statt 8 Solidi erhöht. Alle Überläufer waren ebenfalls auszuliefern. Kurz darauf verlängerte Attila eine Sicherheitszone von fünf Tagesreisen südlich der Donau, die kein Römer betreten durfte. Da das den Handel erschwerte, gab er diese Forderung aber bald auf.

Attila stand auf dem Höhepunkt seiner Macht. Kuridachos, Oberkönig der unterworfenen hunnischen Akatiren, schmeichelte ihm als dem „größten der Götter“. Und wenn Römer vor Hunnen

es wagten, ihn als Menschen dem vergöttlichten Kaiser Theodosius nachzustellen, riskierten sie eine Schlägerei. Das berichtete Priscus, der 449 eine Gesandtschaft zu Attila begleitete. In einem der spannendsten Reiseberichte der antiken Literatur lieferte er authentische Bilder von den Verhältnissen in Attilas engerem Herrschaftsgebiet in der ungarischen Tiefebene und von seiner Hofhaltung in seiner wohlgebauten Residenz. Die Römer durften an einem großen von Heldenliedern begleiteten Gastmahl Attilas mit seinen hunnischen Kriegern teilnehmen.

Erstaunt erfuhren sie, dass seine Kanzlei genau über hunnische Flüchtlinge Buch führte, die namentlich zurückgefordert wurden. Es gab einen römischen und einen griechischen Sekretär für die Korrespondenz mit West- und Ostrom. Zu Attilas engeren Kreis von Beratern und Helfern, den *logades*, gehörten Hunnen und Nichthunnen, und eine Freundschaft verband Attila mit dem Gepidenkönig Ardarich und dem Ostgotenking Valamir, deren Stämme unter seiner Oberhoheit nördlich und südlich der Donau siedelten.

Vigilas, der Dolmetscher der Reisegruppe, verfolgte den stümperhaften Plan, Attila mit Hilfe seines bestochenen Leibwächters Edekon zu ermorden. Der Plan, den der mächtige Hofbeamte Chrysaphius, ein Eunuch, mit Theodosius ausgeheckt hatte, flog auf, weil Edekon ihn verriet. Attila in diesem Fall gewiss nicht fingierter Zornesausbruch hätte Vigilas und seinen Sohn beinahe das Leben gekostet, hätte er sich nicht mit 50 Pfund Gold losgekauft. Der göttliche Theodosius musste sich in einem bitterbösen Brief von Attila beschimpfen lassen, dass er ihn degradiert habe. Er sei vom Schicksal zum Besseren erhoben worden, und Theodosius sei sein Sklave. Solche Töne hatte sich noch kein Barbarenkönig gegenüber einem römischen Kaiser erlaubt.

Aber Attila war sich bewusst, dass er jenseits solcher Schockdiplomatie die

weitere Ausdehnung seiner Macht nicht vernachlässigen durfte. Auf dem derzeitigen Stand zu bleiben, hätte leicht zu einem Rückschlag führen und seine Herrschaft gefährden können. Daher richtete er seinen Blick auf den Westen des Römischen Reiches, nachdem die Donauprovinzen im Osten ausgeblutet waren. Willkommene Begleiterscheinung war die Verbindung, die Kaiser Valentinians Schwester Honoria mit ihm aufgenommen hatte. Attila interpretierte sie als Heiratsantrag und verlangte von Kaiser Valentinian die Hälfte seines Reiches als Mitgift. Dessen Weigerung war mit einer Rechtfertigung, zum Einfall in Gallien zu rüsten.

Ein riesiges Aufgebot von Hunnen und Verbündeten überschritt im Frühjahr 451 den Mittelrhein, zerstörte von Trier bis Zentralgallien alle Städte, kam aber vor Orléans zum Stehen. Attila zog sich bis zu den Katalaunischen Feldern bei Troyes zurück, wo ihn Aëtius mit einer großen Koalition, darunter vor allem den Westgoten, entgegentrat. In der blutigen Schlacht blieb Aëtius Sieger und zwang Attila zum Rückzug.

Dessen Einfall in Italien im folgenden Jahr sollte den Schaden an seinem Nimbus wiedergutmachen. Aquileia fiel nach dreimonatiger Belagerung, die Städte Oberitaliens bis Mailand folgten. Aëtius' Vorrücken mit oströmischen Truppen und die riesige Beute, die die Hunnen gemacht hatten, sprachen für den Rückzug, den eine Gesandtschaft unter Papst Leo begrüßte. Raffael hat in der Stanza di Eliodoro im Vatikanpalast die Begegnung zwischen Papst und Hunnenkönig gemalt. Seuchen in der Sommerhitze, die auch spätere Invasionsarmeen dezimierten, mögen hinzugekommen sein.

Im Osten hatte Kaiser Marcian, der Nachfolger des 450 verstorbenen Theodosius, in der Zwischenzeit eine hunnische Schar über die Donau zurückgetrieben und sich schon vorher geweigert, die Tribute seines Vorgängers weiter zu zahlen. Attila beschloss, ihn im nächsten Jahr seine Hand spüren zu lassen. Zuvor wollte er noch die Zahl seiner Ehefrauen vergrößern. In der Hochzeitsnacht mit der Germanin Idilko starb er jedoch an einem Blutsturz. Dem naheliegenden Gerücht, er sei von ihr ermordet worden, widersprach das eingangs zitierte Totengedächtnis.

### III.

Attilas Macht und Größe belegten *e negativo* seine Söhne, die sich nach seinem Tod sofort um die Herrschaft stritten und es daher nicht fertigbrachten, sein Reich zusammenzuhalten. Den entscheidenden Stoß erhielt es bereits im folgenden Jahr in einer Schlacht am Nedao in Pannonien, in der ehemalige Verbündete Attilas, die sich nach seinem Tod losgesagt hatten, gegen einige seiner Söhne und treu gebliebene Stämme wie die Ostgoten siegten.

Für Attilas historische Größe spricht aber auch sein Nachleben. Sein Name blieb im kollektiven Gedächtnis Europas fester verankert, als das je bei einem anderen nichtchristlichen Großen der antiken Geschichte der Fall war. Dabei gilt für ihn mehr als für Schillers Wallenstein:

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt  
Schwankt sein Charakterbild in der  
Geschichte.“

Das soll der zweite Teil meines Vortrags zeigen. Attilas Bild reicht vom blutrünstigen Tyrannen bis zum verehrten Helden und idealen Herrscher. Spätantike und mittelalterliche Chroniken sprachen vom Zeitalter Attilas, und Euggip bestimmte im Eingangssatz seiner Severins-Vita die Ankunft des Heiligen in Noricum durch das Jahr, in dem der



Hunnenkönig starb. Wichtige Vermittler waren die Viten gallischer und italischer Bischöfe, die die Feldzüge von 451 und 452 erlebt hatten. An ihrem Jahresgedächtnis wurde im Gottesdienst aus ihren Viten vorgelesen und über ihren Widerstand gegen Attila gepredigt. Schön früh wurden die Viten mit allerlei Wundererzählungen ausgeschmückt bis hin zu der erbaulichen Feststellung, Attila habe sich zum Christentum bekehrt. Ihm begegnet zu sein wurde geradezu zum Ehrentitel mancher Bischöfe und zum Ausweis ihrer Heiligkeit. Die theologische Deutung: Gott habe Attila geschickt, um die Menschen für ihre Sünden büßen zu lassen, führte zu seinem Beinamen „Geißel Gottes“.

Die Awarenkriege Karls des Großen 781 und 803 waren in den jüngeren Reichsannalen und bei seinem Biographen Einhard Feldzüge gegen die Hunnen, die für das bestraft wurden, was sie dem Frankenreich angetan hatten. Im 10. Jahrhundert lieferten die Einfälle der Ungarn, der nach Mitteleuropa und Italien zurückgekehrten Hunnen, neuen Stoff für Attilallegenden. Obwohl die Hunnen nie nach Paris kamen, rettete die spätere Patronin Genovefa die Stadt vor ihnen. Auch Köln sah keine Hunnen trotz der heiligen Ursula und der 11.000 Jungfrauen, die von ihnen niedergemetzelt wurden. Aquileia hatte Attila wirklich zerstört. Bei dem Dichter Paulinus von Aquileia schmorte er dafür in der Hölle. In Oberitalien besiegte der sagenhafte König Dardanus Attila, verfolgte ihn bis Rimini und erschlug ihn mit einem Schachbrett.

Gegenüber den Großen der germanischen Heldenepik, Männern wie Frauen, war Attila immer der Schwächere. Im Walthari-Lied musste er in ohnmächtigem Zorn seine Geiseln Walthar und Hildegund ziehen lassen. Im älteren Atli-Lied der Edda tötete er die Burgunderkönige und wird dafür von ihrer Schwester Gudrun ermordet. Im jüngeren Atli-Lied staucht Gudrun ihren feigen Gemahl so heftig zusammen, dass er sie am Ende nur noch um ein ehrenvolles Begräbnis bitten kann. Der Attilastoff war im Mittelalter selbst unter Klerikern beliebt. Bischof Gunther von Bamberg (1057 – 1065) beschäftigte sich lieber mit Attila und den Amalern als mit Augustinus und Papst Gregor, wie der Leiter seiner Domschule Meinhard in einem Brief klagte. Von Gunther lässt sich vielleicht eine Brücke zu dem anonymen Verfasser des Nibelungenlieds schlagen, der wohl ebenfalls Kleriker war und dem Passauer Bischof Wolfger von Erla (1191 – 1204) nahegestanden haben könnte. König Etzel – die mittelalterliche Form für Attila – steht der Rache seiner Gemahlin Kriemhild an Hagen und ihren Brüdern hilflos gegenüber. Als zum Schluss die Köpfe Hagens und Kriemhilds rollen, bricht er zusammen mit Dietrich von Bern in Tränen aus.

Ungarische Historiker des 11. und 12. Jahrhunderts stellten Stammbäume Attilas auf, an deren Beginn Japhet, der Sohn Noas, oder der große Jäger Nimrod aus der Genesis standen. Später galt der ungarische König Matthias Corvinus (1458 – 1490) als der neue Attila.

Mit der modernen Geschichtsschreibung setzte auch die Analyse der Quellen zu Attila und den Hunnen ein. Montesquieu billigte im 19. Kapitel seiner „Betrachtungen über die Gründe der Größe der Römer und ihrem Niedergang“ von 1734 Attila schon in der Überschrift Größe zu. Seine Politik habe insofern zum Niedergang Roms beigetragen, als die römischen Kaiser nicht mehr in der Lage waren, die Barbarenvölker wie früher üblich gegeneinander auszuspielen.

Schärfer als Montesquieu sah sein Nachfolger Edward Gibbon im 2. Band

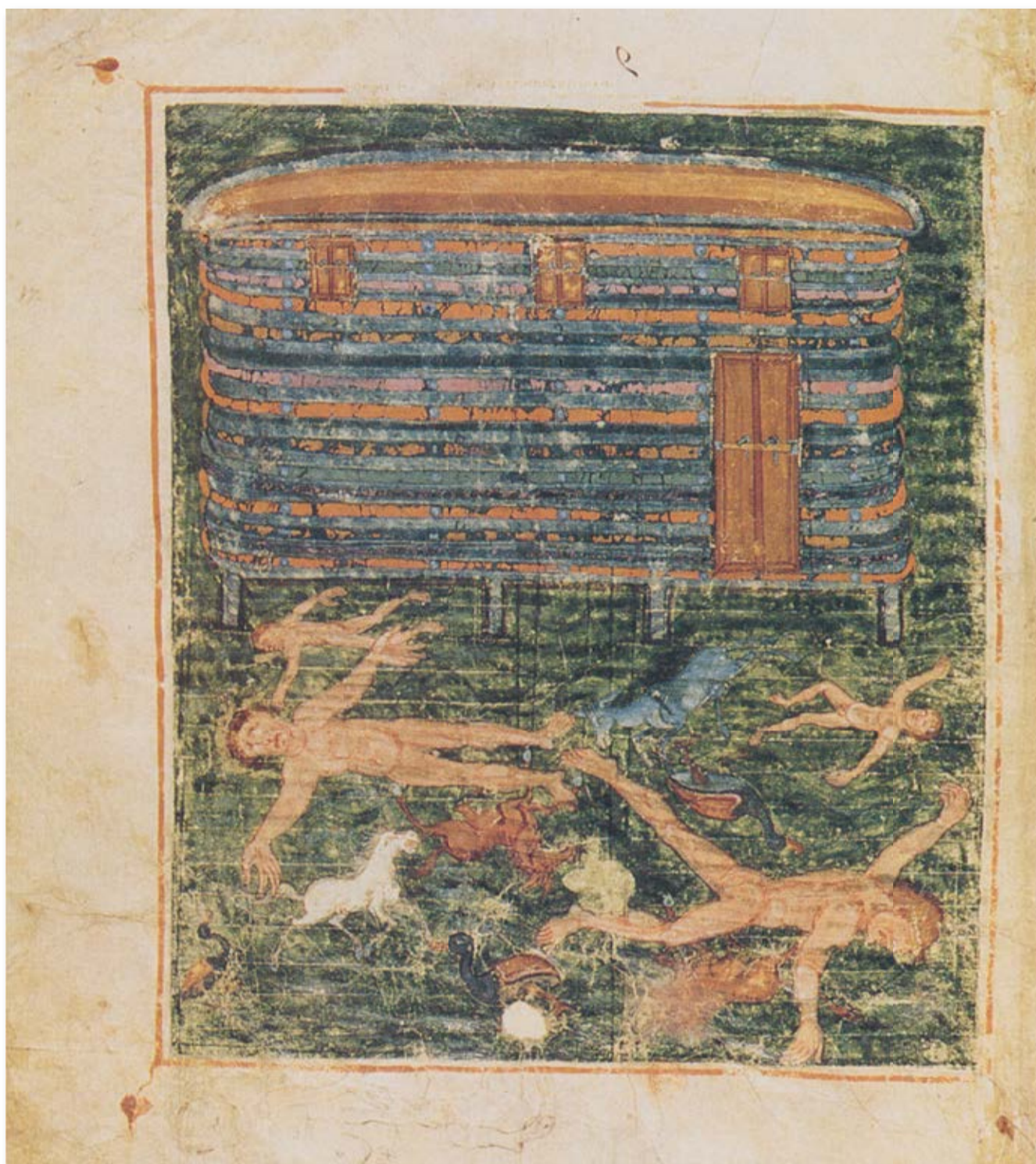


Foto: Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. Nouv. acq. lat. 2334

*Herausragende Kunst der Gotenzeit: Dieser von den Forschern Ashburnham-Pentateuch genannte Codex – hier sehen Sie fol. 9r – entstammt dem 7. Jahrhundert und entstand wohl in Spanien.*

seiner berühmten „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ von 1783 in Attila den „wilden Zerstörer“ und „schrecklichen Barbaren“, dem man das Diktum zuschrieb, wo sein Pferd hintrete, wachse kein Gras mehr. Gibbon war der Meinung, hätte der verweichlichte Kaiser Theodosius seine Truppen energisch aufgerüstet, so hätten die Barbaren „auf der Majestät des Reiches nicht länger herumgetrampelt“. Ludwig Theobul Kosegarten, Propst auf Rügen und später Geschichtspräsident in Greifswald, sah 1801 in Aëtius den Helden, der auf den Katalaunischen Feldern das christliche Europa gegen die Tartaren gerettet habe.

Auch die Dichtung bemächtigte sich des Hunnenkönigs. Pierre Corneille brachte 1667 in Paris einen Attila auf die Bühne und erklärte im Vorwort, er sei mehr ein Mann des Kopfes als der Hand gewesen. 1809 erlebte die Tragödie *Attila* des Konvertiten und Priesters Zacharias Werner in Wien ihre Urauf-

führung, ein „romantisches Erlösungsstück und Gnadendrama“: Bevor Attila von seiner Verlobten Hildegund erschlagen wird, hat ihm der Papst seine Sünden vergeben.

Goethe verkniff sich eine harsche Rezension, während die Napoleon-Gegnerin Madame des Staël begeistert war. Der Korse galt nach seinem Einfall in Italien 1796 so manchem Zeitgenossen, Papst Pius VI. darunter, als der moderne Attila, und er selbst zeigte sich noch in der Verbannung auf St. Helena von dem Vergleich angetan. Werners Drama inspirierte das Libretto zu Verdis Oper *Attila* von 1846. Auch hier bildete der tödliche Racheakt Odabellas, der Tochter des Herzogs von Aquileia, das dramatische Finale, in dem der Risorgimento spürbar wird.

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 sahen die Franzosen in den Preußen die Hunnen, die unter Bismarck nach 451 ein weiteres Mal über Gallien herfielen. Spottend schrieb der

Ministerpräsident an seine Frau im August 1870: „Die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Knie und bitten mich um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich. Nicht nur für die Franzosen war der nächste Attila Wilhelm II. Anlass war seine berühmte Hunnenrede vom 27. Juli 1900, mit er in Bremerhaven die Truppen für den Boxeraustand in China verabschiedete: „Führt eure Waffen so, dass auf tausend Jahre hinaus kein Chinese mehr wagt, einen Deutschen schein anzu sehen.“

Für viele Deutsche war der Attila – Name für Wilhelm – eine Majestätsbeleidigung, wie das „Manifest der 93“ belegte, mit dem sich die bekanntesten deutschen Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs „An die Kulturwelt“ wandten. Am 2. September 1914 veröffentlichte die Londoner Times ein Gedicht von Rudyard Kipling: „The Hun is at the Gate“. Nach dem deutschen





Foto: Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. Nouv. acq. lat. 2334

Auch diese Abbildung findet sich im Ashburnham-Pentateuch (fol. 21r) aus dem 7. Jahrhundert, der Zeit der Goten. Die biblischen Codices enthalten Illustrationen der Pentateuch genannten Bücher Mose aus dem Alten Testament.

Überfall auf Belgien und der Bombardierung von Leuven, der die berühmte Bibliothek zum Opfer fiel, richtete der französische Schriftsteller Romain Rolland in einem offenen Brief an Gerhart Hauptmann die Frage: „Seit Ihr die Enkel Goethes oder Attilas?“, worauf Hauptmann antwortete: „Lieber sollen sich die Deutschen Söhne Attilas nennen lassen, als auf ihren Grabstein die Inschrift ‚Söhne Goethes‘ gesetzt bekommen.“

In den USA entfesselten Zeitungen, Bücher und Filme einen Sturm der Entrüstung gegen die „Hunnen“, nachdem ein deutsches U-Boot am 7. Mai 1915 das britische Passagierschiff Lusitania versenkt hatte. Unter den fast 1200 Ertrunkenen waren 128 US-Bürger, was mit zum Anlass für den amerikanischen Kriegseintritt 1917 wurde. Ein Tag vor dem Waffenstillstand am 11. 11. 1918

verkündete die verbreitete britische Sonntagszeitung „News of the World“ die Schlagzeile: „Hunnische Kapitulation gewiss“. Für John Maynard Keynes, Mitglied der englischen Friedensdelegation in Versailles bot die deutsche Delegation unter Matthias Erzberger das typische Bild des deutschen Hunnen.

Fritz Langs Film „Die Nibelungen“ von 1924, „dem deutschen Volk“ gewidmet, schien diesem Bild widersprechen zu wollen. Heftiger wettete Hitler im „Völkischen Beobachter“ 1921 gegen das Ausland, das die Deutschen als Hunnen verunglimpft. Doch er selbst nannte im Dezember 1940 die Anweisung, nach dem Sieg über Frankreich die noch freie Südhälfte des Landes zu besetzen, „geheime Kommandosache Unternehmen Attila“. Dem Deckwort entsprechend erläuterte er: „Sollte örtlich Widerstand auftreten, ist er rück-

sichtslos zu brechen.“ Dazu kam es nicht mehr.

Denn nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion 1941 wurde für ihn Stalin zu Attila – er bevorzugte Etzel aus dem Nibelungenlied – und die Russen wurden zu Hunnen. Ein neuerlicher Hunnensturm bedrohe Europa, warnte er, und Propagandaminister Göbbels griff die Warnung eifertig auf. Allan Bullock, dessen zweibändige Hitlerbiographie in den 50er Jahren millionenfach verkauft wurde, fand dagegen in Attila die einzige historische Gestalt, die er mit Hitler vergleichen mochte, und der jüngste Hitlerbiograph Ian Kershaw nahm den Vergleich auf. Jörg Friedrich verwob 2002 in seinem Buch „Der Brand“ die Bombardierung deutscher Städte mit Rückblicken auf Attila und die Hunnen, die in Köln die Heilige Ursula und 11.000 Jungfrauen abgeschlachtet und

an Etzels Hof den Burgundern den Untergang bereitet hatten.

Trotzdem haben die Berliner ihre Attilastraße noch nicht umgetauft, und der Senat hat 1992 sogar den Mariendorfer Bahnhof in Bahnhof Attilastraße genannt. Europaweit ist die Symbolkraft von Attila und den Hunnen immer noch lebendig. „Attila the hen“ titulierte der Labour-Abgeordnete Clement Freud, Enkel Sigmund Freuds, die konservative Ministerpräsidentin Margret Thatcher. Aus Sorge um den Verlust der klassischen Bildung in Europa gab der italienische Altphilologe Luca Canali 2009 seinen Essays zur lateinischen Literatur den Titel „Attila aufhalten. Die klassische Tradition als Gegenmittel gegen das Vordringen der Barbarei“.

Am 9. Mai 2015 veröffentlichte der Schriftsteller Jean d’Ormesson im Pariser Le Figaro einen „offenen Brief an den Präsidenten der Republik und an die Attilas des Bildungswesens“, in dem er gegen die Reform der gymnasialen Bildung protestierte, die die Kultusministerin beabsichtigte, „eine Art lächelnder Attila, hinter dem Wiesen historischer Erinnerung nie mehr aufblühen werden“. Ganz anders der amerikanische Bestsellerautor Wess Roberts, der zwei Ratgeber für Manager publizierte: „Victory Secrets of Attila the Hun“ und „Leadership Secrets of Attila the Hun“.

In Ungarn, wo Attila beliebter Vornamen ist, sind die Hunnen und ihr König nicht nur literarische Symbole, sondern eine scharfe politische Waffe. Gabór Vona, Vorsitzender der rechtsextremen Jobbik, begrüßte seine Parteifreunde als Söhne Attilas und schloss: „Vergesst nicht, dass ihr Söhne Attilas seid!“ „Attila“ lautet die Parole gegen Brüssel, die Juden und die Zigeuner. Victor Orbán bekannte 2018 auf einer Konferenz der Präsidenten der Turkstaaten Aserbaidschan, Kasachstan, Kirgistan, Türkei und Usbekistan: Die Ungarn, immerhin ein EU-Mitglied, sind Nachkommen Attilas. Politische und wirtschaftliche Kooperation der Turkstaaten könnten ein Gegengewicht gegenüber der Europäischen Union sein.

Diesen Trend unterstützen Sprachwissenschaftler, für die das Ungarische nicht zur finno-ugrischen Sprachfamilie, sondern zu den uraltaischen oder Turansprachen gehört. Es gibt sogar eine „heilige hunnische Kirche“, für deren Gläubige Attila der Große Schamane und Jesus ein Halbhunne ist. Jeder ungarische Autofahrer verkündet die hunnische Vergangenheit seiner Heimat: Das internationale Kennzeichen H auf seinem Nummernschild geht über das englische Hungary zurück auf das mittelalterliche Hungaria, das Hunnenland.

Weniger Geschichte und Politik als Krawall haben deutsche Fußballhooligans im Sinn, die sich Hunnen nennen. Zum Glück gibt es auch harmlosere Hunnenhorden. 1958 gründete ein Rheinländer die Erste Kölner Hunnenhorde, inspiriert von dem amerikanischen Film „Attila, der Hunnenkönig“. Weitere Hunnenhorden folgten. Sie ziehen im Karneval mit und veranstalten in den Ferien mit Kind und Kegel Hunnenlager. Eine weit sichtbare Banderole über der Hauptstraße in meinem Nachbarort verweist Jahr für Jahr auf ein solches Hunnenlager.

Ich dachte mir, hier könne ich vielleicht Bildung unters Volk und meine Attila-Biographie an den Mann bringen. Zum Glück besuchte ich vorher das Lager. Beim Duft von Grillwürstchen, kreisenden Kölschdosen, lauter Technomusik und der entsprechenden Stimmung wurde mir allerdings rasch klar: Karneval und Wissenschaft passen nun einmal nicht zusammen. Mit dieser Einsicht trollte ich mich, und mit ihr schließe ich auch am heutigen Aschermittwoch meinen Vortrag. □



# Die Schlacht von Adrianopel (378) und der Gotenkrieg 376–382

Dariusz Brodka

## I.

Das Erscheinen der Hunnen um 375 im nördlichen Schwarzmeerraum brachte die bisherige politische und soziale Ordnung nördlich der Donau aus dem Gleichgewicht. Der Historiker Ammianus Marcellinus berichtet über die Panik, die sich damals unter den Goten ausbreitete. Bei den Tervingen habe sich das Gerücht verbreitet, dass das vorher noch nie gesehene Menschengeschlecht, d. h. die Hunnen, das sich wie ein Sturmwind von hohen Bergen aus einem abgelegenen Winkel aufgemacht habe, jeden Widerstand breche und in Trümmer lege. Nach einem misslungenen Versuch, den Hunnen Widerstand zu leisten, kam es bei den Tervingen zu Teilungen und die Mehrheit der Ethnie ließ ihren bisherigen Herrscher Athanarich im Stich und wanderte unter der Führung von Alaviv und Fritigern nach Süden, um neue Wohnsitze zu finden. Darüber hinaus wanderten – ebenfalls nach Süden – auch die Greutungen unter Alatheus und Safrax, die inzwischen sogar Gruppierungen der Hunnen und Alanen für sich gewonnen hatten.

Im Jahr 376 sammelten sich Tausende von Flüchtlingen am Donauufer. Infolge der durch den Angriff der Hunnen hervorgerufenen Verwirrung und der daraus resultierenden Migrationen entstand eine Situation, die für die Römer ziemlich neu war. An der römischen Grenze standen Tausende potentielle Immigranten, und nicht Invasoren, die nur an Beute und Plünderung dächten. Sie wollten vor den Hunnen fliehen und erhofften sich Sicherheit jenseits der Donau. Man sollte dabei auch die wirtschaftlichen Folgen der Migrationen nördlich der Donau in Betracht ziehen. Es geht vor allem um die Störung des labilen Gleichgewichts im Bereich der Nahrungsmittelversorgung. Die Nahrungsmittel, die die Tervingen ja immer durch den Handel mit den Römern ergänzen mussten, wie der Mangel infolge des Embargos in den Jahren 367–369 dies gezeigt hatte, waren nun nicht ausreichend für die wandernden Barbarenmassen.

Wir wissen nicht, wie viele Menschen die Donauufer im Jahr 376 belagerten. Die Quellen berichten übereinstimmend über eine große Masse von Barbaren. Nur Eunapios von Sardes gibt eine präzise Zahl an und spricht über fast 200.000 Krieger. Obwohl diese Angabe zu bezweifeln ist, ist es nicht ausgeschlossen, dass sie sich nicht nur auf die wehrfähigen Männer beziehen könnte, sondern auf die gesamte Masse der Tervingen. Es ist aber klar, dass es so viele potentielle Immigranten gab, dass die gesamte Situation eine ganz neue und überraschende Herausforderung für die oströmische Regierung darstellte.

Die Lebensmittel jenseits der Donau gingen schnell zu Ende, wie dies Ammianus bezeugt, der berichtet, dass der größte Teil der Tervingen infolge des Mangels an Lebensmitteln stark geschwächt gewesen sei und deswegen Athanarich im Stich gelassen habe. Laut Ammianus hielten die nach einem Ausweg aus ihrer schwierigen Situation suchenden Tervingen Thrakien für besonders attraktiv, denn es habe sehr fruchtbaren Boden gehabt und sei durch die Weite der Donauströmung von den Gebieten



Prof. Dr. Dariusz Brodka, Professor für Klassische Philologie an der Universität Krakau

getrennt worden, in denen die Hunnen agierten. Damit wies Ammianus auf zwei höchste Prioritäten der Goten hin: äußere Sicherheit und Sicherstellung der Versorgung mit notwendigen Lebensmitteln. Diese Prioritäten werden auch der Politik und den Erwartungen der gotischen Fürsten in beiden Teilen des römischen Reiches in den folgenden Jahren zugrunde liegen.

Die Tervingen des Alaviv und Fritigern schickten Unterhändler zu Kaiser Valens und versprachen nach seinen Gesetzen zu leben und Hilfstruppen zu stellen, wenn er ihnen Teile Thrakiens oder Mösens zur Ansiedlung anweise. Die Römer aber waren sich wohl nicht völlig dessen bewusst, was wirklich nördlich von der Donau passierte und wie groß das Ausmaß der Wanderungen war. Einen Einblick in Entscheidungsfindungsprozess am Kaiserhof gewährt uns wiederum Ammianus. Einige kaiserliche Berater waren der Meinung, dass man einen konkreten Nutzen aus der Aufnahme der Tervingen ziehen könne. In erster Linie hoffte man auf die Verstärkung der kaiserlichen Armee: die Immigranten könnten in die Armee eingezogen werden. Außerdem dachte man an ökonomischen Nutzen: man könnte auf die Zwangsaushebung in den Provinzen verzichten, dafür aber eine Geldablöse fordern.

Im Prinzip war die Idee, die Goten auf dem Reichsboden aufzunehmen und militärisch auszunutzen, keine Neuigkeit. Kleinere barbarische Gruppen waren schon früher aufgenommen worden. Neu war allerdings das Ausmaß der gewünschten Ansiedlung – so viele Immigranten waren auf einmal noch nicht aufgenommen worden. Die hochrangigen Politiker am Hof des Valens dachten wohl nicht daran, welche logistische Schwierigkeiten und Versorgungsprobleme ein solches Unternehmen nach sich zöge. Die Migranten sollten Land und Haustiere erhalten – über weitere Details der Vereinbarung berichten aber die Quellen nicht.

Die Aufnahme der Tervingen war nicht nur eine Chance, ihr militärisches

Potential auszunutzen, sondern auch in der Tat die einzige Möglichkeit, den militärischen Konflikt mit den zum Äußersten getriebenen Barbaren zu vermeiden. Es stellte sich nämlich die Frage, ob die lokalen römischen Truppen eine großangelegte barbarische Invasion damals erfolgreich hätten abwehren können. Valens bereitete sich ja auf einen Krieg gegen Persien vor und brauchte daher keinen Krieg auf dem Balkan. Zieht man dies in Betracht, scheinen die Motive, von denen sich Valens leiten ließ, nicht nur nicht sinnlos, sondern sogar sehr pragmatisch.

Darüber hinaus agierte er sehr vorsichtig, selbst wenn Ammianus dies nicht bezeugen will. Als Garanten für das Wohlverhalten der Ankömmlinge sollten Geiseln dienen – laut Zosimos ließ der Kaiser viele gotische Kinder nach Asien bringen. Und Valens wollte auch nicht alle gotischen Migranten aufnehmen. Eine positive Antwort auf ihre Bitte erhielten nur die Tervingen des Alaviv und Fritigern. Wir wissen, dass auch andere gotische Gruppen an der Donau erschienen und ebenfalls um die Aufnahme baten. Sie bekamen hingegen einen abschlägigen Bescheid.

## II.

Die Überquerung der Donau muss im Sommer 376 stattgefunden haben. Man dürfte somit danach fragen, wo der Fehler lag, warum es zum Konflikt kam. Es scheint vor allem, dass die Römer das Ausmaß der Migration falsch beurteilten und die erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen nicht beachtetten. Die Zahl der Immigranten wurde nicht sorgfältig geschätzt, selbst wenn die Beamten die Anzahl der über die Donau übergesetzten Goten rechnerisch zu erfassen versuchten. Man kontrollierte auch nicht die Bewaffnung der Ankömmlinge. Vieles deutet darauf hin, dass die Tervingen nicht entwaffnet wurden. Ein weiteres Problem bildeten Korruption sowie Missachtung der Pflichten durch Beamte und Soldaten, die laut Eunapios und Zosimos die Goten entwaffnen und zählen sollten. Sie hätten aber ihre Pflichten vernachlässigt, da sie sich um den Erwerb von Sklaven, schönen Jungfrauen und Jünglingen gekümmert hätten, wie Eunapios überliefert.

Ein Teil der für die Organisation des Übergangs zuständigen Beamten versuchte sich offensichtlich auf Kosten der Einwanderer zu bereichern. Laut Ammianus lag der Grund für die kommende Katastrophe gerade im Verhalten der römischen Verantwortlichen. Er verweist auf Lupicinus, *comes per Thracias* und *dux* Maximinus, denen die Organisation des ganzen Unternehmens übertragen war, und stellt fest, dass ihre unersättliche Habgier die Quelle aller Übel gewesen sei. Darüber hinaus löste die Überquerung das Hauptproblem der Goten nicht: auf dem römischen Boden litten sie nach wie vor Hunger, weil die Römer sie nicht ausreichend mit Nahrung versorgten.

Lupicinus und Maximinus machten aus dem Hunger der Tervingen ein Geschäft und verkauften die Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt zu enorm überhöhten Preisen. Es kam sogar dazu, dass man Hundefleisch gegen einen Sklaven einhandelte. Die Not war dabei so groß, dass es unter diesen eingetauschten Sklaven sogar Verwandte der Vornehmen unter den Tervingen gab. Die Goten fühlten sich dadurch zusätzlich erniedrigt und gedemütigt und dachten an Rache.

Denn dass sich die Tervingen eine derart miserable Behandlung längerfristig nicht gefallen lassen, konnte man leicht voraussagen. Selbst die Tatsache, dass diese große Menge an Menschen nicht entwaffnet war, barg in sich riesiges

Konfliktpotential. Es verwundert also nicht, dass sich bald Unmut über die schlechte Behandlung und mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln unter den Tervingen erhob. Lupicinus war sich wohl bewusst, welche Stimmungen bei den Tervingen herrschten. Um die Probleme verhindern zu können, zog er Truppen heran, um so die eingewanderten Barbaren wieder zum Abzug aus dem Donaauraum zu zwingen.

Durch den Abzug der Soldaten aus den Lagern an der Donau war die Donaugrenze zumindest teilweise von den römischen Truppen entblößt. Dies nutzten andere barbarische Gruppen aus: weil die römischen Truppen und die Donauflotte woanders beschäftigt wurden, setzten sowohl die Greutungen des Alatheus und Safrax mit ihren alanschen und hunnischen Verbündeten als auch die Gruppe des Farnobius und die Taifalen zum römischen Ufer des Flusses über.

Durch den militärischen Druck zwang Lupicinus die Tervingen das Donauufer im Frühling 377 zu verlassen und nach Süden in Richtung Marcianopel abzuweichen. Wohl Anfang 377 wurden Fritigern und Alaviv von Lupicinus zu einem Gastmahl nach Marcianopel eingeladen, wobei ihre Leute weit von der Stadt ferngehalten wurden. Lupicinus muss nach einer Versöhnung und Verbesserung der gotisch-römischen Verhältnisse gestrebt haben. Wenig zuverlässig scheint hingegen die Überlieferung des Jordanes zu sein, dass der römische Feldherr von vornherein die Ermordung der Gotenfürsten plante. In diesem Fall hätte er alles besser vorbereitet und zielstrebig agiert.

Zuzustimmen ist der Meinung von Herwig Wolfram, dass Misstrauen und falsche Einschätzung der Lage zu unkontrollierten Aktionen geführt hätten. Die Tervingen forderten Einlass in die Stadt, um sich die Lebensmittel zu verschaffen. Dabei kam es aber zu Streitigkeiten mit den Einwohnern und zu einem Handgemenge, wobei es auf der römischen Seite Opfer gab. Unterdessen tagte Lupicinus mit den gotischen Anführern. Auf die Nachricht von den Kämpfen geriet er in Panik und handelte ohne Logik und Konsequenz. Zuerst ließ er die Begleiter seiner Gäste töten, dann aber ließ er Fritigern und andere Goten frei. Er hoffte naiv darauf, dass Fritigern seine Leute vor der Stadt beruhigen werde. Diese dramatischen Ereignisse gaben den Tervingen nun einen Anlass zum offenen Aufstand und der Krieg brach aus.

Als die Gruppen der Goten die Umgebung von Marcianopel plünderten, versuchte Lupicinus die Rebellion im Keim zu ersticken. Er handelte schnell, aber letztlich erfolglos. Neun Meilen von Marcianopel entfernt kam es zu einer Schlacht, in der viele römische Soldaten getötet wurden, während Lupicinus selbst sich durch Flucht retten konnte. Der Sieg gab den Tervingen neuen Mut. Sie rüsteten sich mit römischen Waffen aus und zogen überall umher, ohne auf Widerstand zu stoßen. Zu den Rebellen strömte auch eine Menge von armen Landbewohnern, Sklaven, Minenarbeitern und Steuerflüchtlingen. Zweifelsohne wurden die Goten im Jahr 377 zu einer ernsthaften, gut bewaffneten militärischen Macht, selbst wenn sie keine festgefügte homogene Struktur aufwiesen.

Spätestens nach der Schlacht bei Marcianopel erkannte Valens, wie ernst die Lage auf dem Balkan war. Aus diesem Grund gab er den Plan einer militärischen Auseinandersetzung mit Persien auf und wollte alle Streitigkeiten auf diplomatischem Weg lösen. Allerdings kam er erst im Sommer 378 mit seiner Hauptstreitmacht nach Konstantinopel. Valens schickte aber die Heerführer





Foto: akg-images

Diese zeitgenössische Medaille zeigt den im Ostteil des römischen Reiches regierenden Kaiser Valens, der bei der Niederlage von Adrianopel gegen die Goten im Kampf fiel.

Profuturus und Trajan mit einigen Legionen aus Armenien voraus. Diese Kampfgruppe muss nicht besonders groß gewesen sein, denn Ammian betont, dass sie den Barbaren an Zahl weit unterlegen war.

Gleichzeitig bat Valens, den Westkaiser, seinen Neffen Gratian, um militärische Hilfe. Dieser setzte bald den *comes domesticorum* Richomeres und den Heermeister Frigeridus in Marsch. Zuerst erreichten aber die aus dem Osten kommenden Truppen die Balkanprovinzen. Das strategische Konzept des Profuturus und Trajan setzte das Abdrängen der Rebellen nach Norden voraus, um sie zwischen der Donau und den wüsten Einöden einzuschließen. Hier sollte der Hunger die Barbaren zur Kapitulation zwingen. Und es gelang den Römern, zumindest kurzfristig, die Hauptgruppe der Goten nach Norden zurückzudrängen. Im Spätsommer 377 vereinigten Profuturus und Trajan ihre Kräfte mit den westlichen Verstärkungen, die unter dem Kommando von Richomeres standen – Frigeridus war hingegen erkrankt und nahm an den Kämpfen nicht teil.

So war eine beträchtliche römische Armee bei Ad Salices (wahrscheinlich in der Nähe von Tomi) versammelt, wo sie nur in geringer Entfernung der gotischen Wagenburg gegenüberstand. Dies muss bedeuten, dass der römische Plan zumindest teilweise verwirklicht wurde, da sich ja die Hauptmasse der Tervingen im nördlichen Teil der Balkanprovinzen befand.

Die Schlacht bei Ad Salices ging unentschieden aus, wobei beide Seiten hohe Verluste erlitten. Die Römer zogen sich nach Marcianopel zurück, während die Goten sieben Tage ihre Wagenburg nicht verließen. Bald danach kehrte Richomeres nach Westen zurück, um weitere Verstärkungen herbeizuführen. Profuturus und Trajan nutzten hingegen die Situation aus und sperrten die Balkan-

pässe. Alle Lebensmittel waren schon früher in die Städte transportiert worden. Die römische Führung plante durch die Abriegelung der Balkanpässe die Barbaren im mösisch-skythischem Raum einzuschließen und auszuhungern.

### III.

Auf diese Weise wurden die Tervingen zwischen Donau, Schwarzem Meer und Balkan eingeschlossen. Man darf davon ausgehen, dass die Römer dieses strategische Konzept schon vor der Schlacht bei ad Salices in die Tat umzusetzen angingen. Es stellt sich allerdings die Frage, warum die Römer den Angriff auf die Goten bei ad Salices riskierten, wenn sie einen alternativen Plan hatten, der nicht so gefährlich war wie eine offene Schlacht. Meines Erachtens liegt die Antwort darauf in der Tatsache begründet, dass die römische Führung klar erkannte, dass die Tervingen Fritigerns nur Teil des größeren Problems sind. Denn südlich der Donau agierten zu diesem Zeitpunkt mehrere barbarische Gruppen.

Ammian, unsere Hauptquelle, weiß aber über andere Barbaren sehr wenig. Der Angriff auf die Goten bei ad Salices lässt sich somit als einen vergeblichen Versuch deuten, eine der feindlichen Gruppen möglichst schnell auszuschalten. Die Römer müssen sich vor einer möglichen Zusammenarbeit der Tervingen mit anderen Gruppen gefürchtet haben, wobei es wahrscheinlich ist, dass einige dieser feindlichen Truppen südlich des Balkangebirges agierten. Die Römer mussten somit verschiedene Szenarien in Betracht ziehen und sich auf Bedrohung von mehreren Seiten vorbereiten.

Auf die Nachricht von der Schlacht bei ad Salices schickte Kaiser Valens den *magister equitum* Saturninus als Unterstützung für die wenig effektiven

Profuturus und Trajan. Inzwischen unternahmen auch die Goten Fritigerns die ersten erfolglosen Versuche, die Blockade zu durchbrechen. Sie litten Hunger, denn alles Essbare in den Gebieten Skythiens und Nordmösiens war schon verzehrt war. In dieser Situation verständigte sich Fritigern mit den Hunnen und Alanen. Die moderne Forschung nimmt an, dass diese mit den Greutungen des Alatheus und Safrax die sogenannte Drei-Völker-Konfederation bildeten. Diese heterogene Gruppe entstand noch jenseits der Donau. Es bleibt dahingestellt, wo die Truppen des Alatheus und Safrax waren – es liegt aber nahe, dass sie südlich vom Balkan handelten. Dies würde aber bedeuten, dass die römischen Einheiten, die die Balkanpässe kontrollierten, von zwei Seiten würden angegriffen werden können.

Saturninus wurde von dieser Gefahr durch die von ihm aufgestellten Vorposten rechtzeitig informiert, weswegen er mit einem geschickten Rückzug begann – er öffnete die Sperren und zog geordnet die Wachmannschaften ab. Die Truppen der Tervingen und ihre Verbündeten ergossen sich in der Folge plündernd über ganz Thrakien bis zum Rhodope-Gebirge. Eine der römischen Einheiten wurde von den Barbaren beim Schanzens überrascht und völlig vernichtet.

Unterdessen war der Feldherr Frigeridus von Gratian erneut nach Thrakien beordert worden, um bei Beroea die wichtigsten Straßenkreuzungen zu sperren. Er verfügte aber über keine großen Kräfte und konnte den Barbaren keinen effektiven Widerstand leisten. Unter dem Druck der gotischen Verbände zog er sich in Richtung Illyrien zurück. Auf dem Rückzug stieß er auf gotisch-taifalische Plünderungsschar unter Farnobius. Er besiegte die Barbaren, deren Überreste er in Oberitalien als Kolonen ansiedeln ließ. Er konnte danach auch den strategisch wichtigen Succus-Pass sichern und dadurch die Bewegungsfreiheit der Goten auf Thrakien beschränken.

Als Gratian im Jahr 378 seinem Onkel zu Hilfe kommen und nach Osten mit seinem Heer marschieren wollte, griffen die alamanischen Lentienser Rätien an. Gratian unterbrach nun den Anmarsch nach Thrakien und ging zur Gegenoffensive über. Er besiegte die Alamanen, verlor aber dabei sehr viel Zeit, so dass sein Heer auf dem thrakischen Kriegsschauplatz nicht rechtzeitig erschien. Im Mai 378 traf Valens mit den besten Truppen der Ostarmee in Konstantinopel ein. Er verließ die Hauptstadt wieder am 11. Juni. Als die Aktivität der gotischen Plünderungsscharen im Bereich der Rhodopen dem Kaiser gemeldet wurde, beauftragte er den Heermeister Sebastianus, diese abzufangen und zu vernichten. Die Kampfgruppe des Sebastianus, die etwa 2000 Mann umfasste, stieß nördlich von Adrianopel auf eine mit Beute beladene Schar der Goten, die er vernichtend schlagen konnte. Unterdessen erfuhr auch Fritigern, dass der Kaiser mit einem starken Heer nach Thrakien kam, so konzentrierte er seine Kräfte, die zwischen Beroea und Nikopolis operiert hatten. Beide Seiten bereiteten sich also auf eine militärische Entscheidung.

### IV.

Im August kam Valens bis kurz vor Adrianopel, wo er das Lager schlug und auf das Eintreffen Gratians und dessen Heeres wartete. Dorthin kam dann aber nur der *comes domesticorum* Richomeres und überbrachte dem Augustus des Ostreichs die Bitte Gratians, auf ihn noch kurze Zeit zu warten und die Goten erst nach der Vereinigung beider Armeen anzugreifen. In dieser Situation

berief Valens einen Kriegsrat ein. Man war sich aber nicht darüber einig, welcher Entschluss getroffen werden sollte. Insbesondere Sebastianus, der seinen jüngsten Erfolg überschätzte, und seine Anhänger plädierten für den sofortigen Angriff, während der *magister equitum* Victor riet, auf Gratians Heer zu warten und mit westlicher Unterstützung gegen die Goten vorzugehen.

Laut Ammian ließ sich Valens vor allem von dem Motiv der Eifersucht leiten: Er habe es dem Mitkaiser gleich tun wollen, auf dessen Sieg über die Alamanen er neidisch gewesen sei. Die moderne Forschung erklärt aber die Entscheidung des Valens, die Schlacht ohne die westlichen Verstärkungen zu schlagen, vor allem aus militärischen bzw. politischen Motiven. Zweifelsohne war sich Valens seines Übergewichts sicher, weil er sich auf die Meldungen seiner Aufklärer stützte, die die Stärke der Goten nur auf 10 000 Mann schätzten. Ammian betont aber ausdrücklich, dass diese Berechnungen falsch waren: Es handelte sich hier nur um einen Teil der gotischen Kräfte, den die Römer irrtümlich für die ganze feindliche Streitmacht hielten.

Einen zusätzlichen zu erwägenden Faktor konnte das Streben danach bilden, die Gesamtheit der gotischen Kräfte auf einen Streich zu vernichten. Darüber hinaus sind auch strategische Gründe zu beachten: Valens erfuhr, dass die Goten auf den Posten Nike marschierten. Deswegen bestand die Gefahr, dass die Barbaren die Verkehrswege unterbrechen und ihn von Konstantinopel abschneiden könnten. Unter diesen Bedingungen muss der Kaiser den sofortigen Angriff auf die Goten als die beste Lösung betrachtet haben.

Am Morgen des 9. August 378 setzte sich die römische Armee in Marsch, wobei der Tross und das Gepäck im Lager bei Adrianopel zurückgelassen wurden. Nach einem langen Marsch, der etwa acht Stunden dauerte, bekamen die Römer am frühen Nachmittag das gotische Lager zu Gesicht. Die römischen Soldaten hatten Hunger und Durst und waren sowohl vom langen und schweren Marsch als auch von der glühenden Hitze ermüdet. Um die Hitze zu verstärken, setzten die Goten die weiten Ebenen in Brand. Es gibt keine zuverlässigen Zahlenangaben, aufgrund derer man feststellen könnte, wie groß beide Armeen bei Adrianopel waren. Insgesamt könnte das römische Heer etwa 24.000 bis 26.000 Mann umfasst haben. Die Stärke des gotischen Heeres ist ebenfalls unbekannt, aber mit Sicherheit war es größer als 10.000 Mann. Fritigern konnte meines Erachtens, ähnlich wie Valens, bei Adrianopel insgesamt über etwa 25.000 Soldaten, vielleicht etwas mehr, verfügen. Die Mehrheit seines Heeres bildete das Fußvolk. Dazu kamen aber noch die Greutungen, Alanen und Hunnen hinzu, die beritten waren. Ihre Stärke ist auf etwa 4000 bis 5000 Mann zu schätzen. Das Schlachtfeld lag 12 Meilen von Adrianopel entfernt, d.h. etwa 18 Kilometer. Der genaue Ort des Kampfes ist aber unbekannt.

Das Gros des gotischen Fußvolkes nahm eine gute Verteidigungsstellung auf einem Hügel inmitten einer kreisförmigen Wagenburg ein. Die Wagenburg wurde zum zentralen und wichtigsten Punkt der gotischen Befestigungen. Außerhalb der Befestigungen befand sich hingegen die greuthungisch-alanisch-hunnische Reiterei, über deren Anwesenheit die Römer nichts wussten und auf deren Flankenangriff sie nicht vorbereitet waren.

Als die Feinde in Sicht kamen, begriff die römische Führung wohl, dass die Kräfte der Barbaren weitaus größer waren als erwartet, und dass die Goten



eine sehr günstige Verteidigungsstellung eingenommen hatten. An diesem Tag versuchten die Goten aber noch, Friedensverhandlungen aufzunehmen. Die erste Gesandtschaft wurde wegen ihres niedrigen Ranges nicht beachtet. Laut Ammian wollten die Goten damit nur Zeit gewinnen, damit die Reiterei von Alatheus und Safrax rechtzeitig Stellung beziehen konnte.

Unmittelbar vor Ausbruch der Schlacht schickte Fritigern erneut eine Botschaft. Diesmal entschied Valens, Verhandlungen zu beginnen. Die Römer waren sogar bereit, Geiseln zu stellen. Fritigern zog die Sache absichtlich in die Länge: Zum einen brauchte er Zeit für Alatheus und Safrax, zum anderen war er wirklich kompromissbereit. Aus dem Bericht Ammians geht hervor, dass es unter den Goten keine Einmütigkeit gab, wobei die Gruppe um Fritigern in der Tat bereit war, Frieden mit Rom zu schließen. Ungeachtet der wirklichen Intentionen beider Seiten machte die Disziplinlosigkeit der römischen Truppen jeglichen Verhandlungen ein Ende.

Valens verlor sehr schnell die Kontrolle über das Geschehen. Zwei römische Abteilungen – *sagittarii* und *scutarii* – griffen ohne Befehl die gotischen Befestigungen an. Damit kam es spontan zur Schlacht. Dieser Angriff der Scutarii und Sagittarii wurde schnell zurückgeschlagen. Ihre Flucht provozierte aber die Reaktion der römischen Infanterie auf dem linken Flügel und diese rückte vor. Dadurch kam der linke Flügel schnell bis unmittelbar an die Wagenburg heran. Als die Römer hier erfolgreich nach vorne drängten, erschien die greuthungisch-alanisch-hunnische Kavallerie des Alatheus und Safrax auf dem Schlachtfeld, was die Römer völlig überraschte. Das Eingreifen der Reiterei in die Schlacht wirkte sich entscheidend auf den Verlauf des Geschehens aus. Denn die Reiter des Alatheus und Safrax griffen unerwartet die römische Flanke an.

Der Flankenangriff überraschte die römische Reiterei, die keinen Widerstand leistete und die Flucht ergriff. Der vorgerückte linke römische Flügel war entblößt, die gotischen, hunnischen und alanischen Reiter umfassten die römische Infanterie und gelangten in den Rücken der gesamten römischen Schlachtreihe. Auch das gotische Fußvolk verließ die Wagenburg und ging auf der ganzen Linie zum Gegenangriff über. Es ist klar, dass die Katastrophe auf dem vorgerücktem linken Flügel begann: Von dieser Flanke her wurde die römische Infanterie aufgerollt. Trotz der kritischen Situation leisteten die Römer einige Stunden tapferen Widerstand. Der umzingelte linke römische Flügel wurde fast völlig vernichtet. In anderen Abschnitten hielten die römischen Linien ungefähr bis zum Abend.

Auf dem Schlachtfeld fand auch der Kaiser Valens den Tod. Bei Adrianopel entkam kaum ein Drittel der Armee; außer dem Kaiser fanden zahlreiche hohe Offiziere den Tod. Insgesamt kann man die römischen Verluste auf etwa 16.000 Tote schätzen. Die Niederlage resultierte nicht aus einer falschen Strategie des Valens, sondern aus ganz konkreten Schwächen im taktischen Bereich und aus einem bestimmten Verlauf des Geschehens auf dem Schlachtfeld: Die römische Armee wurde überraschend von der Flanke und dann im Rücken angegriffen, und dies reichte aus, die Schlacht zu entscheiden. Darüber hinaus waren die römischen Soldaten vor Hunger, Durst und wegen des langen Marsches in brennender Hitze erschöpft.

## V.

Die Lösung des Gotenproblems, die Gratian dem Feldherrn Theodosius, den

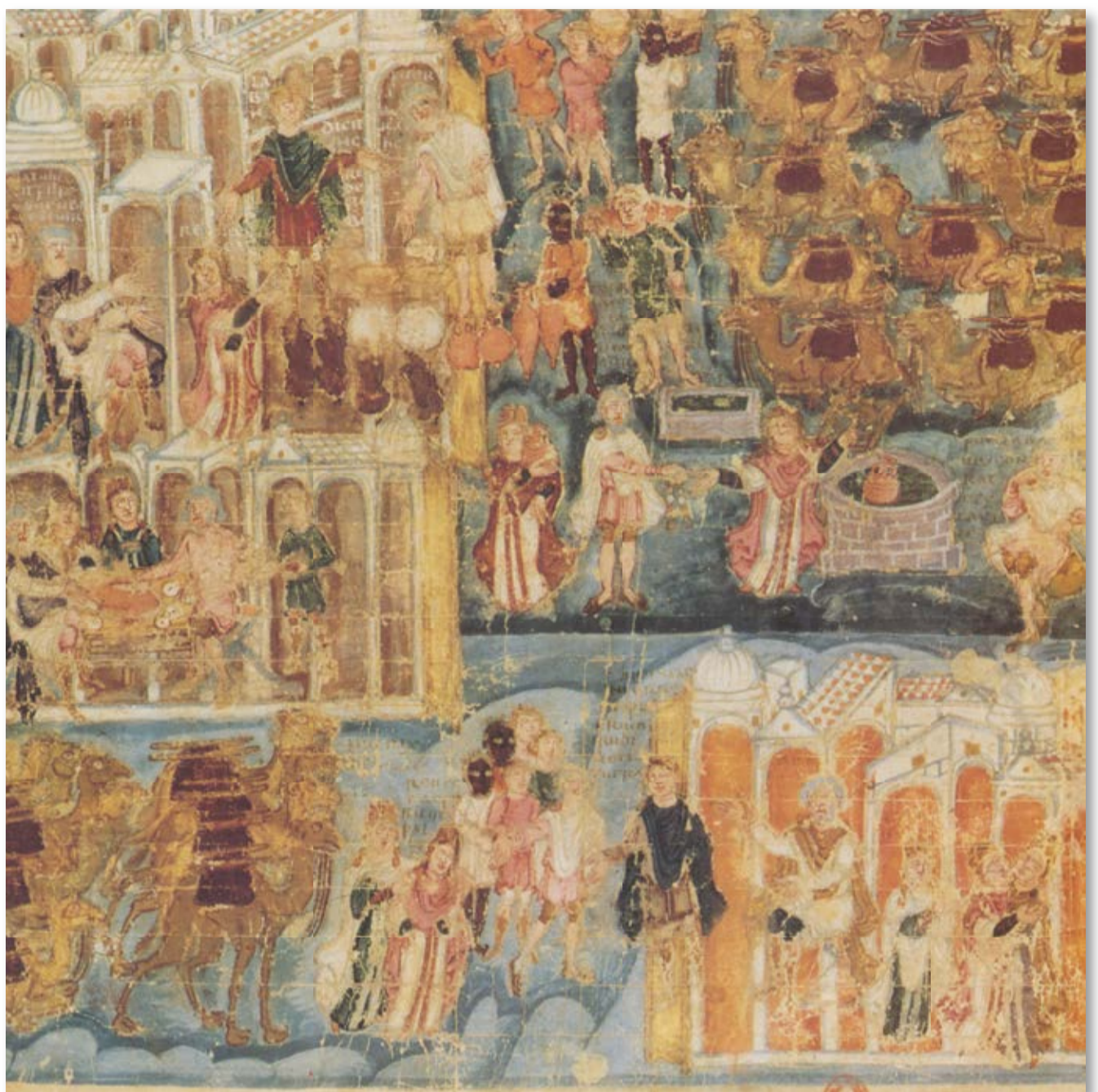


Foto: Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. Nouv. acq. lat. 2334

Hier ein besonders schönes Detail einer Miniatur des Ashburnham-Pentateuchs (fol. 21r) aus dem gotischen Spanien.

er zum Rang des Kaisers am 19. Januar 379 erhob, konnte nicht mehr in der bloßen Verdrängung der Goten aus den Reichsgrenzen bestehen. Dies zu schaffen, war Rom nun einfach zu schwach. Man suchte allerdings zuerst nach radikalen Methoden der Bewältigung der Krise. So wurden in Asien zahlreiche gotische Soldaten, die früher Aufnahme gefunden hatten und über verschiedene Städte und Lager verteilt waren, auf Befehl des Heermeisters Julius ermordet. Theodosius musste aber vor allem eine neue Ostarmee aufstellen. Viele Einheiten, die wir aus der *Notitia Dignitatum* kennen, wurden von diesem Kaiser 379 und 380 geschaffen. Selbst die Goten wurden damals wieder in großer Zahl angeworben.

Es ist nicht völlig klar, wie sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz des Balkans 379 bis 382 entwickelten, weil der Bericht des Zosimos, der auf Eunapios zurückgeht, wenig präzise ist und deutliche Kürzungen aufweist. Theodosius setzte sich wohl zum Hauptziel, Konstantinopel zu sichern, denn seine Handlungen konzentrierten sich auf Thrakien. 379 errang Modares, der Gote im römischen Dienst, einen Sieg über gotische Plünderer in Thrakien. Bald erkannte man aber, dass eine militärische Lösung nicht erreichbar ist – die Goten fügten der neuen kaiserlichen Armee

eine weitere demütigende Niederlage zu, zahlreiche Soldaten desertierten vom Schlachtfeld, und Theodosius musste sich durch Flucht retten. Dann Thessalien und Mazedonien fielen gotischen Plünderern zum Opfer.

Auf Theodosius' Hilfesuch schickte ihm Gratian ein starkes Korps unter Bauto und Arbogast. Es gelang ihnen, die Goten erneut nach Niedermösien zu verdrängen. Mehr erreichte man nicht. Gefährdet wurde auch Pannonien von den Greutungen und ihren hunisch-alanischen Verbündeten. Wenn der Historiker Jordanes Recht hat, kam Gratian damals zum Schluss, dass nur Verhandlungen auf diplomatischem Weg eine Chance für dauerhaften Frieden eröffnen und schloss ein Abkommen mit den Eindringlingen, wohl noch im Jahr 380. Er siedelte sie in den Provinzen Pannonia II und Valeria an. Theodosius selbst zog am 24. November 380 in Konstantinopel ein.

Nach einigen Erfolgen sowie Misserfolgen gelangte Theodosius eigentlich wieder an den Ausgangspunkt; er stand wieder vor dem Problem der Ansiedlung der Goten auf römischem Boden gegen ihren Dienst für das römische Reich. Er wusste aber besser als Valens, welche Bedrohungen und Auswirkungen dies nach sich zieht. Er war dabei imstande, gewisse freundliche Gesten

zu machen, durch welche er sich bei den Goten großes Ansehen verschaffte, so dass sie ihn nicht nur als einen römischen Kaiser, sondern auch als einen Freund der Goten und einen Befürworter des Friedens wahrnahmen: „amator pacis generisque Gothorum.“

Dieser geschickte politische Kurs lässt sich im ehrenvollen Empfang des Athanarich in Konstantinopel am 11. Januar 381 erkennen, der aus seinem Land vertrieben wurde, und im großen Gepränge, mit dem Theodosius ihn nach dessen plötzlichem Tod bestattete. Dies war eine Demonstration der römischen Stärke aber auch ein Zeichen der Friedensbereitschaft. Auf diese Weise machte Theodosius den Goten ein verlockendes Angebot und bewies, dass er Teile von ihnen für sich gewinnen konnte. Die Ausnutzung der inneren Spaltungen und Konfliktlinien zwischen den einzelnen gotischen Gruppen oder Anführern muss somit als einer der wichtigen Faktoren betrachtet werden, die bald zum Frieden führen würden. Die Kämpfe hörten zwar nicht sofort auf, aber beide Seiten waren nun wieder bereit, dem Krieg ein Ende zu machen.

Am 3. Oktober 382 kam es zum Friedensschluss mit den Goten: Laut *Consularia Constantinopolitana* „unterwarf sich das ganze Volk der Goten zusammen mit seinem König dem römischen



Reich". Der anonyme gotische rex, der die Verhandlungen mit dem Kaiser geführt hatte, ist unbekannt. Das Wesen des mit Goten geschlossenen Vertrags, dessen Einzelbestimmungen unbekannt sind, ist in der Forschung umstritten. Themistios, Pacatus, Orosius und andere römische Autoren deuten ihn als eine bedingungslose Kapitulation. Die römische Seite wollte darin die Lösung des Gotenproblems und den Sieg über die Goten sehen.

Es ist aber auch klar, dass die Goten steuerfreien Grundbesitz in Thrakien zugeteilt erhielten und im Gegenzug Truppen für den Kriegsfall – gegen Bezahlung – zu stellen versprochen. Wie die späteren Ereignisse zeigten, kämpften sie in geschlossenen Verbänden unter eigenen Anführern und lebten in Thrakien nach eigenem Recht unter eigenen Fürsten. Obwohl sie die Oberhoheit des Kaisers anerkannten, genossen sie Autonomie. Längerfristig führte aber dieser Schwebezustand zwischen Reichsangehörigkeit und Autonomie zu weiteren Konflikten.

Für die Zeitgenossen bedeutete Adrianopel einen wirklichen Schock. Die Kaiserpanegyriken an Theodosius, die von Themistios oder Pacatus in der ersten Dekade nach der Katastrophe gehalten wurden, bieten einen Einblick in die offizielle Deutung der jüngsten Ereignisse. Immer wieder betont man dort, dass diese Schlacht eine echte Katastrophe war – die römischen Armeen seien wie ein Schatten völlig verschwunden, sagt Themistios. Der Frieden von 382 wurde von den Lobrednern als bestmögliche Lösung des Problems und als Ausdruck der römischen Milde und Vernunft gedeutet. Der Redner Themistios versuchte 383, den Frieden zu rechtfertigen, indem er für die These plädierte, dass Theodosius erkannt habe, dass nur die Klugheit und nicht die militärische Macht den Frieden schaffen könne. Er habe gewusst, dass die völlige Ausrottung der Goten unmöglich sei, so habe er Thrakien mit gotischen Bauern und nicht mit den Leichen der Toten füllen wollen. Auf ähnliche Weise argumentierte Pacatus 389, der den Frieden von 382 als Beweis der Unterwerfung der Goten deutete.

Darüber hinaus löste Adrianopel eine Diskussion über den Fortbestand des römischen Reiches aus, obwohl diese erst im 5. Jahrhundert richtig entflammte. So stellt Rufinus von Aquileia fest, dass diese Niederlage Anfang allen Übels für das Reich sei. Ammian, der seinen Glauben an Roms Ewigkeit an mehreren Stellen ausdrückt, vergleicht Adrianopel mit Cannae und greift auf das Motiv der Krisenbewältigung zurück: Rom habe die Fähigkeit, sich nach Katastrophen zu erneuern. Schon einige Male hätten die Römer schwere Niederlagen erlitten, trotzdem hätten sie immer den endgültigen Sieg errungen. Adrianopel, ähnlich wie Cannae, sei kein Ende.

Unter den Christen kursierten hingegen die Endzeiterwartungen. Adrianopel und spätere Niederlagen deutete man als Zeichen, die den Anbruch der Endzeit ankündigten, wobei Ambrosius im Werk *De fide* annahm, dass die Kriege gegen die Goten, die er mit Gog, dem Feind des Auserwählten Volkes, identifiziert, schon von Ezechiel verkündet worden seien: „*Gog iste Gothus est*. Auf diese Art und Weise, noch bevor Alarich 410 Rom einnahm, hatten sich Frigoren und seine Tervingen, zumindest kurzfristig, in den Augen der Römer in bängstige Reiter der Apokalypse verwandelt. □

## Alarich I. Karriere eines Getriebenen

Mischa Meier

### I.

Am 24. August 410 war es dem terwingischen Goten Alarich gelungen, in das Zentrum der antiken Welt einzudringen; drei Tage plünderten seine Truppen die Tiberstadt, bevor sie sich am 27. August in Richtung Süden zurückzogen. Bis heute wird darüber gerätselt, wie es so weit hatte kommen können; bereits direkt nach dem Fall der Stadt begannen die Konflikte um Schuld und Interpretation des Unglücks zu toben. Es sind diese Auseinandersetzungen, die unsere Überlieferung dominieren, wohingegen das Ereignis selbst in den literarischen Zeugnissen kaum greifbar ist und auch der archäologische Befund bisher nur wenige Erkenntnisse ergeben hat.

Ein einziges Dokument eines Zeitzeugen ist erhalten geblieben, und dieses beschränkt sich auf einen kurzen Satz: Darin hielt der Prediger Pelagius, der sich 410 in Rom befand, später fest, dass sich „dasselbe Bild des Todes allen“ gezeitigt habe. Demgegenüber bietet das Geschichtswerk des spanischen Presbyters Orosius – ein Zeitgenosse, der die Ereignisse jedoch nicht miterleben musste – gerade im zentralen Kapitel über die Einnahme der Stadt nicht viel mehr als eifrige Arbeit an einer frommen Legende: Die eingedrungenen Barbaren und die römische Bevölkerung hätten sich gemeinsam zu einer frommen Prozession formiert und hymnensingend liturgisches Gerät in Sicherheit gebracht, die Invasoren dabei in der Rolle der Beschirmer der verängstigten Römer.

Alarich selbst erscheint hier als Inbegriff des tugendhaft-frommen Eroberers, dem es in erster Linie um den Schutz der christlichen Bevölkerung gegangen sei, der „aus Gottesfurcht milde beim Morden“ agiert habe. Wie Zeitgenossen auf diese idealisierte Darstellung reagiert haben, wissen wir nicht. Viele von ihnen waren geflohen – einige Predigten, die Augustinus im nordafrikanischen Hippo gehalten hat, sprechen ganz direkt Flüchtlinge an und versuchen ihnen Halt in schweren Zeiten zu vermitteln. Es sind dies Texte, die veranschaulichen, wie der Kirchenvater um eine adäquate Deutung der Ereignisse rang. Das Resultat dieses Nachdenkens fügte sich ab 412/13 in Augustins theologischem Hauptwerk *De civitate Dei* (*Die Gottesstadt*) zusammen, das mit seiner radikalen Abwertung jeglicher Form irdischer Ordnung gegenüber der *civitas Dei* nicht nur einen tiefgründigen Weg wies, das Geschehen theologisch-philosophisch einzuordnen, sondern zugleich zu einer der Grundlagen der lateinischen Kirchengeschichte gerann.

Es ist diese Form der intellektuellen Auseinandersetzung, die Alarichs Handstreich zu einem epochalen Ereignis erhob – eine Auseinandersetzung, die sich um Fragen des Verstehens und Deutens, um Verantwortung und Schuld drehte und sich rasch auf einen Konflikt zwischen Christen und Altgläubigen hin zuspitzte. Sie wird bis heute fortgeführt und überwölbt dabei die Tatsache, dass die Eroberung der Stadt innerhalb der politischen Geschichte nicht mehr als eine Fußnote darstellte. Denn längst lagen die Brennpunkte des Geschehens an anderen Orten, und weder vermochte Alarich großen Nutzen aus dem Fall



Prof. Dr. Mischa Meier, Professor für Alte Geschichte an der Universität Tübingen

Roms zu ziehen noch konnte er damit die Herrschaft des Kaisers Honorius gefährden. Es war jedenfalls nicht der politische, sondern der ideelle Rang Roms, den Alarich aufs schwerste beschädigt hatte. Doch hatte dies überhaupt im Interesse des Eroberers liegen können?

In Alarich begegnen wir einer der Zentralgestalten der Völkerwanderungszeit – eine jener schillernden Einzelpersönlichkeiten, die in der Vergangenheit als Motoren jener grundlegenden Transformationsprozesse galten, die Antike und Mittelalter voneinander getrennt haben sollen. Und seit der Antike scheiden sich an der Bewertung Alarichs die Geister. Eine wirkmächtige Charakteristik verfasste der angeblich gotische Historiograph Jordanes um die Mitte des 6. Jahrhunderts – also schon anderthalb Jahrhunderte nach Alarichs Tod – in Konstantinopel: „Als aber Theodosius, der Liebhaber des Friedens und des Gotenvolkes, das Zeitliche gesegnet hatte [...], wuchs bald der Verdross der Goten [...]; und weil sie fürchteten, dass in einem zu langen Frieden ihre Tapferkeit verloren gehen könnte, setzten sie Alarich zum König über sich, der aus dem zweiten vornehmen Hause der Goten nach den Amalern, nämlich dem der bewundernswerten Balthen stammte, die schon längst wegen ihrer Tüchtigkeit, nämlich ihrer Kühnheit, den Namen ‚Balthen‘ bei den Menschen erworben hatten, d.h. ‚die Kühnen‘.“

Ein Königssohn also, dessen Kühnheit bereits seinen Genen eingeschrieben gewesen sein soll und dessen Ruhm weithin strahlte – so weit, dass im 19. Jahrhundert Ferdinand Gregorovius (1821–1891) an den Ereignissen des Jahres 410 den Beginn des europäischen Mittelalters festmachen konnte, und noch Ludwig Schmidt (1862–1944), einer der großen Völkerwanderungshistoriker des 20. Jahrhunderts, vermeinte in Alarich „eine der kraftvollsten, sympathischsten Heldengestalten der germanischen Urzeit“ erkennen zu können.

Heute ist man weitaus vorsichtiger, und im Allgemeinen sprechen Zurückhaltung und Skepsis aus den jüngeren Beurteilungen des Terwingenführers.

Ich selbst habe schon vor einiger Zeit auf die Zerrissenheit Alarichs im Spannungsfeld zwischen den divergierenden Interessen Roms – bei denen man noch einmal dezidiert zwischen dem westlichen und dem östlichen Kaiserhof unterscheiden muss – sowie seiner eigenen Leute hingewiesen und die daraus resultierende Dynamik in Richtung einer regelrechten Verzweiflungstat im August 410 gedeutet. Diese Interpretation möchte ich auch im Folgenden vertreten. Wer also war diese Figur, die auch in der aktuellen Forschung von der Anmutung des Tragischen umweht wird?

### II.

Schon seine Herkunft liegt im Dunkel. Wenn Jordanes ihn im 6. Jahrhundert zu einem Hauptvertreter eines Königshauses der ‚Balthen‘ erhebt, so geschieht das vor allem zu dem Zweck, neben den ostgotischen Amalern auch bei den Westgoten eine tatkräftige und identitätsstiftende Königsfamilie zu konstruieren. Auch Claudians Behauptung, der Terwinger sei im Donaudelta auf der Insel Peuke geboren, reflektiert wohl eher die Vorstellung, dass eine Gestalt, die zeitlebens sichtbar zwischen der römischen und der barbarischen Sphäre pendelte, eben auch auf der Grenze zwischen beiden Sphären ihren Ursprung genommen haben müsse. Nichts spricht allerdings dagegen, Alarichs Herkunft zumindest grob im Gebiet der unteren Donau zu verorten – denn dies war tatsächlich die Heimat der gotischen Terwingen. Doch mehr wissen wir nicht.

Es gibt liebgewonnene Vorstellungen, von denen wir uns verabschieden sollten: so etwa der Gedanke, es habe in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts schon so etwas wie *die* Westgoten gegeben; stattdessen begegnen uns nach den Ereignissen 375–378 verschiedentlich kleinere Gruppen und Verbände unter unterschiedlichen Anführern, die nur lose zusammengefügt waren bzw. nebeneinander, mitunter auch gegeneinander agierten. Eine dieser Gruppen stand im letzten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts unter der Führung Alarichs – und damit dies so bleiben konnte und seine Anhängerschaft weiter wuchs, musste dieser sich in spektakulären, Erfolg verheißenden Aktionen profilieren.

Zwei Aspekte wird man zu berücksichtigen haben: Zum einen die Tatsache, dass nach dem Tod Theodosius' I. im Jahr 395 kein Alleinerbe zur Verfügung stand, sondern die Herrschaft auf seine beiden Söhne Arkadios (etwa 17 Jahre alt, Osten) und Honorius (10 Jahre alt, Westen) überging – ein Jugendlicher und ein Kind, die sich sogleich in einem Netz aus konkurrierenden Beratern und wohlmeinenden Führungsfiguren verfangen, die eifersüchtig ihre jeweiligen Macht- und Einflussphären auszubauen bestrebt waren. Dieser Prozess setzte unmittelbar nach dem Tod des Theodosius ein und führte dazu, dass die östliche und die westliche Reichsadministration sich nun rasch zu eigenständigen Machtzentren entwickelten, die bald auch in Konflikt miteinander gerieten und sich, zumal in den Jahren um 400, mehrfach in Richtung eines Bürgerkriegs bewegten. Osten und Westen begannen allmählich getrennte Wege zu gehen.

Der zweite Aspekt betrifft Alarich und seine Anhängerschaft direkt: Selbstverständlich galt der gotisch dominierte, faktisch wohl recht heterogene Verband als Barbarentruppe und wurde prinzipiell zunächst einmal zutiefst verachtet – wusste man doch aus jahrhundertalter Erfahrung, dass die Römer sich ungeachtet aller Rückschläge letztlich noch jedem Barbarenverband überlegen gezeigt hatten. Andererseits aber litt das



Reich – zumal nach der schweren Niederlage gegen die Goten im Jahr 378 und seit dem ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts aufgrund zunehmender Barbareneinfälle und Bürgerkriege – unter chronischem Soldatenmangel. Selbst ein Barbarenhaufen wie derjenige Alarichs stellte vor diesem Hintergrund ein Wertobjekt dar, das man nicht einfach vernichten durfte, sondern für je eigene Zwecke zu instrumentalisieren hatte.

Alarich und sein Heerhaufen weckten also Begehrlichkeiten, einerseits in Konstantinopel, andererseits aber auch bei Stilicho, dem General, der für den unmündigen Honorius im Westen die Amtsgeschäfte führte und sich einer wachsenden Anzahl an Krisenherden gegenüber sah, die militärisches Eingreifen erforderten und Ressourcen verschlangen. Das dürfte der Grund dafür sein, dass Stilicho den Alarich-Verband insgesamt fünfmal in eine aussichtslose Lage manövriert, aber zum Unverständnis so mancher Zeitgenossen stets verschont hatte. Stattdessen entwickelte sich Stilicho im Verlauf der Jahre zu Alarichs wichtigstem Ansprechpartner im römischen Westen; und es war dementsprechend seine Ermordung im Jahr 408, die letztlich auch den Untergang Alarichs einläutete.

Erstmals begegnet uns der Terwingenführer, als er sich 391 plündernd durch den Balkan bewegte. Dies war damals unruhiges Terrain, und aus diesem Grund begab sich Kaiser Theodosius persönlich an den Krisenherd – auf keinen Fall sollten sich Zustände wie im Jahr 378 wiederholen. An der Maritima wollte er den Aufwühlern entgegenzutreten und entging wohl nur mit knapper Not einem Desaster. Erst Stilicho gelang es 392, Alarich erstmals zum Abschluss eines Vertrages zu zwingen.

Er muss ihn dabei eng an Rom gebunden haben, denn 394 agierte der Gote mit seinen Truppen als Unterfeldherr im Heer des Theodosius, das am Frigidus (im heutigen Slowenien) dem Usurpator Eugenius entgegentrat. Theodosius erkaufte seinen Sieg damals mit einem gewaltigen, vermutlich kalkulierten Blutzoll, den seine gotischen Einheiten zu entrichten hatten, die bei dieser Gelegenheit zugleich auf ein ungefährliches Maß reduziert wurden. Das dürfte Unruhe in Alarichs Verband ausgelöst haben, die sich zu heftigem Groll auswuchs, als nach Theodosius' Tod (395) Stilicho sämtliche Auxiliar-Einheiten entließ und Alarichs Verband damit die wirtschaftliche Grundlage entzog.

Schon jetzt zeigt sich, dass Alarich niemals selbst das Heft des Handelns vollständig in seinen Händen hielt; denn wollte er verhindern, dass sein Verband sich auflöste und seine Anhänger sich auf die Suche nach lukrativeren Bedingungen begaben, so musste er in die Offensive gehen. Einem barbarischen Truppenführer blieb in dieser Situation letztlich nur eine Möglichkeit: durch schmerzhaft Plünderungen römischer Gebiete den Druck auf die Regierung zu erhöhen. Genau dies geschah. Und während erstmals größere hunnische Gruppen die Donau überschritten und in Thrakien eindringen, während weitere Hunnenverbände über die Kaukasuspässe im römischen Osten einfielen und entsetzliche Verheerungen anrichteten, verließ Alarich auf Weisung Stilichos Italien und bewegte sich donauabwärts in Richtung Thrakien.

In Konstantinopel, das den Plünderverband langsam näher heranrücken sah, bekam man kalte Füße – Alarichs Kalkül ging also auf: Rufinos, damals der mächtigste Mann am Hof, bot dem terwingischen Goten ein neues Abkommen an. Möglicherweise beinhaltet es bereits seine Ernennung zum *magister*

*militum per Illyricum*, d. h. zu einem regulären römischen General. Alarich jedenfalls war vorerst ruhiggestellt und zog sich nach Illyricum zurück – ein geschickter Schachzug der oströmischen Diplomatie, denn die dadurch in Mitleidenschaft gezogenen Gebiete wurden von der weströmischen Regierung beansprucht.

Hier können wir erstmals ein Leitmotiv beobachten, das sich fortan durch die weitere Laufbahn Alarichs ziehen wird: Er geriet zwischen die Fronten des sich zuspitzenden Konfliktes zwischen den beiden Reichsteilen, ohne die erforderliche Autonomie entwickeln zu können, sich daraus zu befreien. Seine einzigen Waffen blieben Plünderung und Verheerung.

Die weitere Geschichte Alarichs vollzog sich in drei Phasen: Zunächst versuchte er auf dem Balkan bzw. in Griechenland seine Position zu behaupten; im Jahr 401 zog er nach Westen und drang ein erstes Mal in Italien ein, bevor dann in den Jahren 408–410 sich der Kampf um Rom zuspitzte. Werfen wir zunächst einen Blick auf die erste Phase.

### III.

Dem zwischen Alarich und Rufinos geschlossenen Vertrag war keine lange Dauer beschieden, denn die Verheerungen, mit denen der weiterhin mobile Verband Makedonien und Nordgriechenland überzog, konnten die weströmische Führung nicht ungerührt lassen, da diese ja selbst die betroffenen Gebiete ihrem Territorium zurechnete. Folgerichtig begab sich Stilicho 395 nach Thessalien und bezog bei Larissa Stellung gegen Alarichs Heer. Doch musste er sich auf Befehl des Ostkaisers Arkadios zurückziehen und die Kontingente Konstantinopels (die sich seit dem Tod des Theodosius in Mailand unter Kontrolle des westlichen Hofes befunden hatten) in ihre Heimat entlassen.

Möglicherweise geschah dies nicht ganz uneigennützig. Denn als die Soldaten in Konstantinopel eintrafen, zerfleischten sie vor den Augen des hilflosen Arkadios erst einmal Stilichos Gegenspieler im Osten, den mächtigen Rufinos – für Alarich eine Katastrophe. Denn mit ihm hatte der Gote seinen unmittelbaren Ansprechpartner verloren; einmal mehr hing er in der Luft und war ein Opfer der innerrömischen Konflikte geworden; und einmal mehr verblieb ihm nur ein Mittel, um seine Position neu zu festigen: Die Plünderung. Und so sammelte er seine Leute und drang erstmals in Zentralgriechenland ein. Konstantinopel vermochte keine Hilfe zu entsenden, da sämtliche Reserven im Kampf gegen im Osten eingefallene Hunnen benötigt wurden.

Einmal mehr sah sich in dieser Situation Stilicho zum Eingreifen veranlasst. Wohlwissend, dass er auf oströmischem Territorium intervenierte, schloss er Alarich im Frühjahr 397 im Nordwesten der Peloponnes ein. Wir wissen nicht, was auf den dadurch erzwungenen Verhandlungen abgesprochen wurde; Alarich jedoch durfte abermals abziehen – vermutlich deshalb, weil Stilicho seine Aufmerksamkeit inzwischen einem anderen Krisenherd zuwenden musste: Unter dem Statthalter Gildo war in Afrika ein Aufstand ausgebrochen.

Und wieder wölbte sich der Dauerkonflikt zwischen den beiden Kaiserhöfen über die Geschehnisse. Denn in Konstantinopel konnte man zwar einerseits erleichtert aufatmen ob des erzwungenen Rückzugs Alarichs; andererseits bot gerade dieser die Gelegenheit, Stilicho direkt zu attackieren, da er den Gegner nicht ausgeschaltet hatte: Und so wertete man die Entscheidung des Generals kurzerhand als Hochverrat



Foto: akg-images

Aus dem 6. Jahrhundert – also noch aus der Zeit der Goten – stammt diese Skulptur, die den Westgotenkönig Alarich zeigt. Sie wurde in Süditalien gefunden und ist im Archäologischen Museum von Forlì zu sehen.

und erklärte ihn zum Staatsfeind (*hostis*).

Während sich im Westen dadurch eine veritable Krise zusammenbraute, tappte Alarich weiterhin im politischen Niemandsland umher. Seine Lage gestaltete sich zunehmend prekär, und einmal mehr sah er sich genötigt, im Rahmen seiner Möglichkeiten ein Zeichen zu setzen: Dieses Mal erkor er die nordwestgriechische Landschaft Epiros zum Ziel seiner Brandschatzungen und erzwang dadurch einen weiteren Vertrag. Eutropios, der Oberkammerherr des Arkadios und inzwischen einflussreichster Mann am Kaiserhof, bestätigte Alarich in seinem Amt als *magister militum per Illyricum* und wies den Goten Wohnsitze in Makedonien zu. Das war ein kluger Schachzug, denn auf diese Weise gewann Konstantinopel einen sehr kraftvollen Puffer gegen weitere Gebietsansprüche aus dem Westen. Und tatsächlich kehrte nun für einige Jahre Ruhe ein. Erst 401 hören wir wieder von Alarich.

Warum der Gotenverband sich damals erneut in Bewegung setzte und dieses Mal den Weg nach Westen suchte, wird diskutiert. Von besonderer Bedeutung dürfte neben wachsendem Druck aufgrund der hunnischen Westbewegung von den Schwarzmeeressteppen Richtung unterer Donau, möglichen Versorgungsproblemen, dem Bedürfnis nach frischer Beute und einem damit zusammenhängenden Bemühen Alarichs, seine Führungsposition durch Leistung und Erfolge zu konsolidieren, vornehmlich der Umstand gewesen sein, dass sich in der östlichen Reichs-

hälfte die Stimmung gegenüber Barbaren radikal verschlechtert hatte; dies führte inzwischen auch zu politischen Aktionen, die bedrohliche Wirkungen zu entfalten vermochten.

Denn zunehmend avancierte die Politik gegenüber den Barbaren zu einem gefährlichen Instrument innerhalb der weiterhin anhaltenden Machtkämpfe im Umfeld des schwachen Kaisers Arkadios. Im Jahr 400 kam es in Konstantinopel zu einem grausamen Massaker an dem gotisch-stämmigen Offizier Gainas und seinen in römischen Diensten stehenden vorwiegend gotischen Truppen. Lynchmorde und Pogrome wurden aber auch aus anderen Orten des Ostens gemeldet. Diese Entwicklungen dürfte Alarich mit Sorgenfalten beobachtet haben: Für mehrheitlich barbarische Verbände wurde es allmählich ungemütlich.

So setzte sich der Gotenverband also im Herbst des Jahres 401 wieder in Bewegung und suchte sein Glück im römischen Westen. Ohne auf größeren Widerstand zu stoßen, zog er über den Balkan und die Julischen Alpen und stand bereits am 18. November in Italien. Auch wenn der Versuch, das strategisch wichtige Aquileia einzunehmen, fehlschlug, verheerten die Goten im Winter 401/02 Venetien. Und als sich im Frühjahr 402 der Belagerungsring um die Kaiserresidenz Mailand schloss, dürfte auch der letzte Zeitgenosse die Bedrohlichkeit der Lage realisiert haben.

Kaiser Honorius spielte mit dem Gedanken, sich nach Gallien abzusetzen; doch wich die Regierung stattdessen in



das günstig gelegene und gut befestigte Ravenna aus, das fortan Hauptsitz der weströmischen Kaiser bleiben sollte. Ansonsten: Panik allerorten. Viele sahen das unmittelbare Ende der Welt vor sich. In Rom begann man hektisch mit der Ausbesserung der verkommenen Stadtmauern. Aber auf Stilicho war Verlass: Mit rasch rekrutierten Entsatz-Truppen brach er Alarichs Belagerungsring um Mailand auf und jagte die Goten zunächst einmal auseinander. In zwei nachfolgenden Schlachten bei Pollentia (Pollenzo, Piemont), wo der Verband hohe Verluste erlitt und nicht zuletzt Alarichs Familie sowie reiches Plünderungsgut in römische Hände fielen, und – im Sommer 402 – bei Verona wurden die Goten geschlagen.

Alarichs Lage war hoffnungslos; eingeschlossen von Stilichos Heer, setzten Seuchen seinen Kämpfern zu, Unzufriedenheit und massenhafte Desertionen waren die Folge. Es schien, als hätten Alarichs Leute den Glauben an ihren Anführer verloren. Aber zum fünften Mal verschonte Stilicho seinen Lieblingsgegner und ermöglichte ihm, sich auf den Balkan abzusetzen, vermutlich in Richtung Pannonien, wo der Verband einige Jahre benötigte, um sich zu regenerieren. Der Kontakt zu Stilicho blieb allerdings bestehen, und im Jahr 405 beförderte der höchste General des Westens den Goten erneut zum *magister militum per Illyricum* – ein demonstrativer Eingriff in die Souveränität des Ostens und eigentlich nur dadurch erklärbar, dass Stilicho nun offensiv den Konflikt mit Konstantinopel suchte.

Die nachfolgenden Ereignisse indes machten jegliches Planen unmittelbar zur Makulatur: Ein gewaltiger, bis dahin unbekannter Barbarenverband unter Führung des Radagaisus tauchte wie aus dem Nichts auf und „überschwemmte“ („inundavit“ heißt es in den Quellen) Italien. Es handelte sich dabei wohl um eine mehrheitlich aus Goten, aber auch versprengten anderen Barbaren, aus Provinzialen, Sklaven und desertierten Soldaten bestehende multiethnische Gruppe, die ebenfalls dem Vordringen der Hunnen ausgewichen sein dürfte. Stilicho musste umgehend sämtliche Reserven zusammenkratzen, die ihm noch verblieben waren. Doch er siegte bei Fiesole, und der Verband der Invasoren, der eine außergewöhnliche Größe erreicht haben muss, zerfiel; die Massen der Gefangenen ließen angeblich den italischen Sklavenmarkt zusammenbrechen. Tausende Radagaisus-Kämpfer wurden in Stilichos Heer integriert. Andere jedoch setzten sich ab und schlossen sich Alarich an, dessen Anhängerschaft infolge dieser Ereignisse allmählich wieder anzuschwellen begann.

#### IV.

Auch wenn man den Radagaisus-Albtraum mit Mühe überstanden hatte, sollte sich keine Ruhe einstellen. Denn in der Silvesternacht 406/07 überschritt ein offenbar ebenfalls gewaltiges Heer, bestehend aus plündernden Gruppen ganz unterschiedlicher Herkunft, den Rhein und begann Gallien und ab 409 auch die Iberische Halbinsel zu verheeren; dieser Barbarenzug verband sich mit einer Serie von Usurpationen in Britannien. Innerhalb weniger Monate drohte die weströmische Regierung die Kontrolle über große Teile ihrer Territorien zu verlieren. Der Auflösungsprozess des Weströmischen Reiches hatte nun sichtbare Gestalt gewonnen.

Stilicho sah sich gezwungen, eventuelle Pläne mit Blick auf den Osten aufzugeben. Bemühungen, die Integrität des Reiches halbwegs wiederherzustellen, ja dessen Fortexistenz zu behaupten, hatten nun unmittelbaren Vorrang, und damit änderte sich erneut die Rolle

Alarichs: Seine Truppen, so Stilichos Kalkül, sollten ihren Beitrag dazu leisten, die Ordnung im *Imperium Romanum* wiederherzustellen. Zu keinem Zeitpunkt dürfte der Alarich-Verband für Stilicho wichtiger gewesen sein als in der chaotischen Situation nach dem Rheinübergang der Barbaren. Das aber erhöhte Alarichs Preis beträchtlich.

Ein lukratives Abkommen mit der weströmischen Regierung, die angesichts der bedrohlichen Lage kaum Handlungsspielräume besaß, leuchtete am Horizont auf. Stilicho jedoch verlor wertvolle Zeit damit, den Kaiser und seine Berater sowie die römischen Senatoren von der Notwendigkeit zu überzeugen, die selbstbewusste Barbarentruppe zu hohen Kosten einzukaufen. Und so entschloss sich Alarich, dem Entscheidungsprozess aufzuhelfen, indem er 408 in *Noricum* eindrang und sich bedrohlich nah vor den Grenzen Italiens positionierte. 4000 Goldpfund (= 288.000 *solidi*) verlangte er nun dafür, einfach nur stillzuhalten.

Die Empörung unter den italienischen Eliten wuchs, und man machte nun Stilicho als Vandalensohn und Halbbarbaren verantwortlich für eine angeblich barbarenfreundliche Politik, die das Imperium ausverkaufe. Ambitionierte Figuren im Umfeld des Honorius nutzten die Gelegenheit, um sich in Stellung zu bringen. Der Kaiser konnte nicht verhindern, dass sein bester und vermutlich auch loyalster Feldherr am 22. August 408 ermordet wurde.

Alarich hatte damit einmal mehr einen berechenbaren und zuverlässigen Verhandlungspartner verloren, und die neue Führung in Ravenna sah nun keinen Anlass mehr für weitere Verhandlungen mit dem Goten; man ging davon aus, weiterhin stark genug zu sein, um die anstehenden Probleme militärisch lösen zu können – eine verhängnisvolle Fehleinschätzung.

Was also tun? Plündern und Drohen nach dem bewährten Muster. Alarich marschierte also in Italien ein und stand bereits im Oktober vor Rom. Sein Verband wuchs derweil zu bedrohlicher Größe an, weil Sklaven und Unzufriedene jeglicher Couleur sich ihm angeschlossen; das erhöhte umso mehr den Erfolgsdruck.

Und während in der Ewigen Stadt Hunger und Seuchen um sich griffen, fiel dem Senat nichts Originelleres ein, als auch noch Stilichos Witwe Serena demonstrativ zu ermorden, was Alarich indes kaum beeindruckte. Wie groß die Panik der Römer war, zeigt sich daran, dass Bischof Innozenz I. sogar die Durchführung paganer Riten zur Rettung der Stadt tolerierte. Als auch dies nichts an der Gesamtlage änderte, nahm der Senat endlich Verhandlungen auf und erwirkte ein Abkommen, mit dem Rom sich freikaufen konnte. Der Preis war erwartet hoch: 5000 Pfund Gold, 30.000 Pfund Silber, 4000 Seidengewänder und 3000 purpurfarbene Felle sowie 3000 Pfund Pfeffer – finanziert aus senatorischen Vermögen und dem Einschmelzen wertvoller Kunstgegenstände. Alarich hingegen zog sich vorerst nach Etrurien zurück. Er hatte reiche Beute gemacht, aber im Ergebnis nichts gewonnen. Denn was sollten seine zahllosen Anhänger, die ihrerseits zu hungern drohten, mit purpurfarbenen Fellen und Seidengewändern anfangen?

Alarich setzte weiter auf Verhandlungen, und römische Senatoren versuchten nun, in seinem Sinne beim Kaiser zu vermitteln. Der Gote beanspruchte Geldzahlungen und Versorgungsgüter für seine Leute, darüber hinaus Siedlungsland in Venetien, Noricum und Dalmatien, ferner Stilichos Position als ranghöchster Feldherr des Reiches. Zudem belasteten die Eifersüchteleien der Amtsträger im Umfeld des Kaisers die

Gespräche, und die Hardliner setzten sich durch – auch dann noch, als Alarich sich zu Konzessionen bereitfand und nur noch Getreide sowie Siedlungsland in Noricum verlangte.

Und wieder zeigte sich, dass die Handlungsmöglichkeiten begrenzt waren: Mit Plünderungen und Verheerungen ließ sich kein allzu großer Druck mehr aufbauen, da die Ressourcen Italiens inzwischen aufgebraucht waren. Also trat Rom aufgrund seiner hohen symbolischen Bedeutung erneut in den Mittelpunkt des Geschehens. Alarich erhob jetzt den altgläubigen Senator Priscus Attalus zum Kaiser und versuchte dadurch Honorius in die Enge zu treiben. Doch der vermeintliche Marionettenkaiser schmiedete überraschend eigene Pläne. Als er dann an Honorius die hochmütige Forderung, umgehend abzudanken, richtete, diskreditierte er damit auch Alarich für weitere Verhandlungen.

In dieser verfahrenen Situation trafen unerwartet 4000 Soldaten aus dem Osten ein und übernahmen die Verteidigung Ravennas; nun musste Alarich handeln: Er setzte den unglücklichen Priscus kurzerhand wieder ab, behielt ihn aber unversehrt in seinem Gefolge. Jetzt hätte der Weg für eine Wiederaufnahme der Gespräche offen gestanden; aber Alarichs alter Rivale Sarus verhinderte alles Weitere, indem er den Gotenverband überraschend attackierte und damit jegliche Verhandlungsbereitschaft zerstörte.

Und einmal mehr stellte sich die Frage: Was tun? Alarich, der angesichts des mittlerweile monatelangen Stillstands selbst unter massiven Druck seitens der eigenen Anhänger geriet, war geradezu gezwungen, in spektakulärer Weise zu reagieren, sich selbst als erfolgreicher Heerführer zu inszenieren und vor allem seinen Leuten endlich wieder materielle Güter in Aussicht zu stellen, nachdem sämtliche Hoffnungen auf einen neuen Ansiedlungsvertrag sich nun erst einmal wieder zerschlagen hatten. Am 24. August 410 zogen seine Truppen daher in Rom ein.

Was in den drei Tagen der Plünderung tatsächlich geschah, wissen wir nicht. Ich möchte mich daher an dieser Stelle auch nicht weiter mit Spekulationen über den Gang des Eroberungsgeschehens aufhalten; ich möchte nicht weiter auf die Verzeichnung des Eroberers als gutmütig-milder Beschirmer der Stadt eingehen, der Kirchen geschont und sich beim Brandschatzen maßvoll geriert haben soll; ich lasse zudem die nachfolgenden Debatten über Schuld und Verantwortung aus, die literarische Schöpfungen von dauerhafter Geltung hervorgebracht haben (Orosius, Augustinus, Rutilius Namatianus); und ich verzichte darauf, auf die Transformation der Romidee im Kontext des Geschehens einzugehen, auf die Loslösung der realen Stadt von ihrer symbolischen Bedeutung, die ihr bis heute erhalten geblieben ist. Stattdessen werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Geschehen nach Alarichs Abzug am 27. August und diskutieren abschließend die Frage, warum ich in dem Terwingenführer letztlich einen Getriebenen sehe.

#### V.

Es ist wohl nicht gänzlich verfehlt, in der Einnahme Roms auch ein Eingeständnis des Scheiterns zu sehen. Denn Alarich musste sich bewusst sein, dass er mit dem gewaltsamen Zugriff auf die *Urbs* jegliche Aussicht auf eine Wiederaufnahme von Verhandlungen zunichtemachte; aber er ging diesen Schritt dennoch, und dies zeigt, unter welch enormem Druck er stand und wie gering der Handlungsspielraum war, der sich ihm noch eröffnete. Keines seiner langfristi-

gen Ziele hatte er bis dahin erreichen können, weder ein hohes Amt noch sichere Ansiedlungsgebiete innerhalb des Römischen Reiches; so reichhaltig die Beute auch war, eine Perspektive eröffnete sie nicht.

Unter immensem Erwartungsdruck seiner Anhänger agierend, war Alarich geradezu in die *Urbs* hineingepresst worden und hatte sich durch seinen Handstreich endgültig jeder weiteren Verhandlungsbasis benommen. Vielleicht hatte er den strategischen Wert Roms auch schlicht überschätzt. Denn längst lagen die wahren politischen Brennpunkte, wie eingangs schon angedeutet, an ganz anderen Orten – in Gallien vor allem, zudem in Britannien und Hispanien, aber auch in Afrika und natürlich auf dem Balkan. Rom aber war für die Regierung temporär verzichtbar.

Und Alarich hatte nun andere Probleme: Seine Leute mussten weiterhin versorgt werden, und Italien war ausgelagt. Einzig das kornreiche Sizilien oder gar die wohlhabenden Weiten Nordafrikas versprachen jetzt noch kurzfristige Hilfe sowie Gewinne auf längere Sicht. Und so brachen die Goten bis zur Straße von Messina durch – und scheiterten an den Herausforderungen ihrer Überquerung. Man wandte sich nun zunächst zurück nach Norden und bezog angesichts der einsetzenden Winterkälte in Süditalien Quartier. Da erkrankte Alarich und verstarb unerwartet noch im Jahr seines größten militärischen Triumphes in Cosentia (heute Cosenza).

Das ist die Geschichte Alarichs, einer der zentralen Identifikationsgestalten späterer Generationen, die teils neidisch, teils nostalgisch auf den Goten als Heroen der Völkerwanderungszeit sowie einer „deutschen Frühgeschichte“, wie manche die Zeit auch bezeichneten, zurückblickten. Bei dieser Verklärung wurde allerdings füglich übersehen, dass die Einnahme Roms nur in sehr oberflächlicher Betrachtung einen außerordentlichen politischen Erfolg darstellte. Faktisch bedeutete sie, wie angedeutet, eine politische Bankrotterklärung.

Überhaupt nimmt sich Alarichs Bilanz auf den ersten Blick außerordentlich bescheiden aus: Fast jede wichtige Schlacht hat er verloren, allein die Einnahme Roms ist ihm gelungen; zuletzt aber hinterließ er einen ziellos umherirrenden Verband. Bereits für die meisten Zeitgenossen stellte der homöische Christ offenbar vor allem ein Rätsel dar; dafür steht etwa Orosius mit seinem höchst inkonsistenten Alarich-Bild, wenn er den Goten ebenso als Beschützer der Römer wie als Feind des Imperiums imaginiert. Andernorts findet sich hingegen die Behauptung, der Gotenführer sei von einem Dämon gegen Rom getrieben worden, und die meisten Äußerungen ergehen sich in Polemik und Hasstiraden, derart mit konventionellen Barbarenstereotypen überschwemmt, dass sie keinerlei historischen Wert beanspruchen können.

Was wir unter all dem aber noch erkennen können ist, dass Alarich ein besonderes Charisma besessen haben muss. Darüber erfahren wir aus den schriftlichen Zeugnissen allerdings kaum etwas, und dies gilt für seine Persönlichkeit insgesamt. Doch ist offenkundig, dass nur eine Figur von besonderer Durchsetzungsstärke in der Lage gewesen sein kann, in den Wirren der Jahre um 400 trotz wiederholter Rückschläge, trotz teilweise exzeptioneller Verluste und in Konkurrenz zu möglichen Alternativen wie Radagaisus oder Sarus den vielfach geplagten Verband nicht nur zusammenzuhalten, sondern auch noch kontinuierlich zu erweitern.

Aber mit welchen Mitteln? Wodurch wurde die Kohäsion dieses Verbandes überhaupt gewährleistet? Und wie hat





Dieses Detail des berühmten Wandmosaiks in Sant'Apollinare Nuovo in der Residenzstadt Ravenna – entstanden Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts – zeigt eine Ansicht von Roms

Hafen Classe. Da die Stadt rund 30 Kilometer vom Meer entfernt liegt, war es bei jeder Belagerung von entscheidender Bedeutung, den Hafen zu kontrollieren.

man sich diesen konkret vorzustellen? Spätestens seit dem Jahr 395 führte Alarich den Königstitel – genauer gesagt: einen Titel, den lateinische Autoren mit dem Terminus *rex* wiedergeben. Das mag sogar der tatsächlichen Bezeichnung, die Alarich sich zugelegt hatte, entsprochen haben, denn er hat den Titel auf dem Boden des *Imperium Romanum* erworben und musste ihn in irgendeiner Weise verständlich gegenüber den Römern kommunizieren. Letzteres war mit einem etablierten antiken Terminus natürlich leichter als mit einem weithin unbekanntem gotischen Wort.

Zwar wurde darüber spekuliert, in welcher Beziehung der lateinische *rex* zu einem gotisch-terwingischen *reiks* gestanden haben mag, doch bleibt hier vieles im Ungewissen. Wir wissen auch nicht, welche konkreten Kompetenzen Alarich dadurch erworben hatte, dass er ab einem bestimmten Zeitpunkt als *rex* auftrat. Und er war auch nicht der einzige gotische *rex* seiner Zeit; Gestalten wie Radagaisus oder gar Sarus erscheinen in unseren Zeugnissen mit derselben Bezeichnung, aber Alarich muss ihnen doch etwas vorausgehabt haben: Er wurde jedenfalls – dies zeigt das Zeugnis des Olympiodoros – in einer Position wahrgenommen, die jene anderer *reges* deutlich überragt haben muss.

In der Erhebung Alarichs zum König wird man ein wichtiges Element der (west-)gotischen Ethnogenese vermuten können. Der Zusammenhalt der Anhängerschaft Alarichs muss erheblich dadurch gestärkt worden sein, dass die Mitglieder der Gruppe nun einen Identifikationspol erhielten, der eine institutionelle Fundierung besaß; dass diese Institutionalisierung bereits unter Alarich einen recht hohen Grad erreicht haben muss, geht aus der Weitergabe des Königstitels an seinen Nachfolger Athaulf hervor; anders als im Fall des Radagaisus zerfiel der Verband nämlich nicht nach dem Ende des Anführers, der folglich bereits zu Lebzeiten mehr war als ein ephemerer *warlord* oder Heerkönig; Charisma und institutionelle Verankerung als Monarch flossen somit in der Person Alarichs zusammen. Dagegen gibt es keinerlei Anhaltspunkte für die These, dass Alarich das Königtum vor allem deshalb für sich habe beanspruchen können, weil er der Familie der Balthen entstammte; wahrscheinli-

cher ist eher der umgekehrte Prozess: Erst durch die Prominenz Alarichs dürfte seine Familie einen besonderen Rang erhalten haben.

Alarichs Königtum hatte wohl nur noch wenig mit der Stellung der terwingischen *reiks*, Unterführer oder Richter, als eine Art zentraler Anführer gemein. Seine Führungsposition hatte sich konsequent und ausschließlich auf römischem Territorium ausgebildet, und sein Verband entwickelte sich ebenfalls auf dem Gebiet römischer Provinzen von einem Hilfstruppenkontingent unter Theodosius I. hin zu einer bunt gemischten Großgruppe in den Jahren bis 410. Ihr gehörten sicherlich nicht nur Goten, sondern auch Barbaren vielfältiger Herkunft sowie römische Provinzialen, entlaufene Sklaven usw. an. Zosimos zufolge soll der Verband zuletzt eine Größe von 40.000 Angehörigen erreicht haben, über deren soziale Zusammensetzung wir indes nichts wissen.

Jene, die 410 die Ewige Stadt stürmten, waren jedenfalls mitnichten sämtlich Goten – und es waren vor allem auch nicht nur kriegführende Männer: Aus der römischen Hilfstruppe hatte sich allmählich eine *gens* bzw. *natio* entwickelt, eine heterogene Identitätsgruppe, in der unsere modernen Kategorien Armee und Volk zusammenflossen und die ihre innere Kohärenz vornehmlich durch die Ausrichtung auf den König gewann. Dessen Position war immerhin derart gefestigt, dass man ihm auch Niederlagen, Misserfolge und eine allgemeine Perspektivlosigkeit – zumindest bis zum August 410 – nachsah. Darüber hinaus könnten auch weiche Faktoren wie die gotische Sprache und die homöische Liturgie auf Grundlage der Wulfila-Bibel eine identitätsstiftende Wirkung entfaltet haben, vielleicht sogar die Tatsache, dass die Römer in Alarichs Anhängern die direkten Nachfahren jener Terwingen sahen, die 376 die Donau überschritten hatten; möglicherweise hatte sich Alarichs Gefolge diese Sichtweise zu eigen gemacht und daraus ein weiteres Argument zur Traditionsbildung und Förderung des Zusammenhalts geschmiedet.

Um es noch einmal zu betonen: Dieser Prozess vollzog sich vollständig auf römischem Boden. Es ist daher grundsätzlich verfehlt, den Alarich-Verband als Musterbeispiel für (ein-)wandernde

Völker anzusehen – ganz im Gegenteil: Ohne die Mitwirkung Roms hätte sich das, was Herwig Wolfram als die „wandelnden Westgoten“ bezeichnet hat, nie entwickeln können. Aus diesem Grund wird man auch der Königserhebung Alarichs eine doppelte Bedeutung zuweisen müssen: Sie festigte den Verband nach innen, symbolisierte aber auch seine Geschlossenheit nach außen. Komplementär dazu verhält sich Alarichs permanenter Anspruch auf eine hohe Position innerhalb der römischen Militärhierarchie: Ebenso wie das Königtum bewirkte das Amt des *magister militum* eine institutionelle Verfestigung und stärkte somit die Kohäsion der Gemeinschaft.

Gleichzeitig konnte für deren Mitglieder ein Status innerhalb der römischen Welt definiert werden, denn dort bewegte sich ja der Verband: Alarichs Leute wurden nun wie reguläre Soldaten bezahlt, und der Anführer selbst erhielt Zugang zur höchsten politischen Bühne des Reiches. Königtum und *magisterium militum* korrespondierten jedenfalls, ja bedingten einander und konstituierten in ihrer Verzahnung den besonderen Weg, den Alarich im Unterschied zu anderen Barbarenführern eingeschlagen hatte: Er hatte sich nicht einseitig für den Dienst im *Imperium Romanum* entschieden und dabei den Verzicht auf eine Führungsposition innerhalb eines barbarischen Kontextes in Kauf genommen; er hatte sich aber auch nicht mit seinem Barbarenverband vollständig außerhalb der römischen Strukturen verankert und das Reich lediglich als Reservoir für Plünderungen betrachtet.

Alarichs Position changierte vielmehr zwischen den Strukturen des *Imperium Romanum* (das er nie verließ) und der Welt des *Barbaricum* (die er wohl nie betrat). Daraus gewann sein Verband eine bis dahin unbekannte Geschlossenheit und innere Kohäsionskraft, insbesondere mit der Fundierung auf dem Amt des *magister militum* darüber hinaus auch eine Vorbildwirkung für spätere Akteure; dem gotischen König selbst erwachsen daraus indes zugleich die Ursachen für sein persönliches Scheitern.

Dieses Scheitern resultierte konkret daraus, dass es Alarich bis zuletzt nicht gelang, sich aus der Abhängigkeit vom

Römischen Reich und seinen Autoritäten zu emanzipieren, in die er sich selbst dadurch begeben hatte, dass er sein und seines Verbandes Schicksal an die Erfüllung seiner Forderungen geknüpft hatte. Bis zuletzt blieb ihm die nötige Autonomie versagt, um nach einer möglichen Landnahme ein auch politisch unabhängiges und militärisch hinreichend abgesichertes Gebilde aufzubauen. Selbst im römischen Westen, der im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts eine höchst turbulente Phase durchmachte, hatten sich die Strukturen noch nicht so weit gelockert, dass die Etablierung eines unabhängigen gotischen *regnum* möglich gewesen wäre.

Stattdessen wurde Alarich immer wieder zum Spielball der widerstreitenden Machtinteressen politischer Amtsträger im Osten und im Westen degradiert. Dadurch wurde sein Verband zwar mehrfach vor der Vernichtung bewahrt (weil man sein militärisches Potential benötigte), aber er verblieb umso mehr in wechselnden Abhängigkeiten, und selbst die Eroberung Roms sollte an dieser Situation zunächst nichts ändern. Alarich wurde auf diese Weise zum ersten prominenten Opfer des sich zuspitzenden Entfremdungsprozesses zwischen dem römischen Westen und dem römischen Osten; nicht nur sein Pendeln zwischen gentilen und römischen Strukturen wurde ihm also zum Verhängnis, sondern vor allem sein inner-römisches Changieren zwischen den Reichsteilen, seine mangelnde interne Festlegung.

So kann man abschließend resümieren, dass ausgerechnet Alarich, der vielfach als Inbegriff des germanischen Heldenkönigs der Völkerwanderungszeit, ja sogar als früher Exponent des „Gedanken[s] eines römischen Reiches deutscher Nation“ gilt, in jeder Hinsicht ein Produkt römischer Politik und römischer Strukturen war (auch wenn er sie partiell aufbrach) – beginnend mit seiner Funktion als untergeordneter Anführer eines barbarischen Truppenkontingents über seine zahllosen Anläufe, eine feste Einbindung in die römische Militärhierarchie zu erreichen, bis hin zu seiner Einsetzung eines römischen Usurpators und zum Ausspielen seiner letzten, allerdings weit überschätzten Trumpfkarte in Gestalt der Ewigen Stadt Rom. □



# Goten in Gallien. Aufstieg und Untergang des Tolosanischen Reiches

Christian Stadermann

## I. Einleitung

Das Westgotenreich von Toulouse (lat. *Tolosa*) war im 5. Jahrhundert zweifellos das bedeutendste der Nachfolgereiche auf dem Boden des sich auflösenden Weströmischen Reiches. Um 500 erstreckte es sich vom Atlantik im Westen bis zur Saône und Rhône im Osten, von der Loire im Norden bis über die Pyrenäen im Süden. Ihm, nicht dem Frankenreich, schien die Zukunft in Gallien zu gehören. Dennoch kollabierte es auf dem Höhepunkt seiner Macht, und so gaben die Franken Gallien ihren Namen: Frankreich.

Heute ist die Erinnerung an das gallische Westgotenreich im Gegensatz zu anderen Reichen der Völkerwanderungszeit weitgehend verblasst. Während das Burgunderreich im Nibelungenlied und das Ostgotenreich im Sagenkreis um Dietrich von Bern noch heute fortleben, ist das Westgotenreich von Toulouse aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Dieser Beitrag befasst sich mit seiner Gründung, den Ursachen seines raschen Aufstiegs, den Fundamenten seiner Macht, den Umständen seines abrupten Endes und seinem Erbe für die Nachwelt.

## II. Gallien am Vorabend der gotischen Ansiedlung (406–418)

Ganz Gallien rauchte wie ein einziger Scheiterhaufen! So beschrieb Bischof Orientius von Auch (*Orient. comm.* 2.184) in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts die Situation in seiner Heimat. Zum Jahreswechsel 406/407 hatten verschiedene gentile Gruppen, darunter Vandalen, Sueben und Burgunder, vermutlich bei Mainz den Rhein überschritten und waren sengend und brennend durch Gallien bis hinab zu den Pyrenäen und darüber hinaus gezogen. Kurz darauf setzte der römische Usurpator Claudius Constantinus (Constantin III.) mit seinen Truppen von Britannien aus nach Gallien über, um seinen Anspruch auf die Kaiserwürde des Westreiches durchzusetzen. Constantin drang bis Arles vor, dem Sitz der gallischen Präfektur, wo seine Herrschaft nach einer Rebellion unter seinen Anhängern zusammenbrach. Die Reichsregierung um den legitimen Kaiser Honorius in Ravenna gewann die Kontrolle über Gallien zurück und ließ den Usurpator nach dessen Gefangennahme hinrichten. Gallien kam dennoch nicht zur Ruhe.

Jovinus, ein Angehöriger der gallo-römischen Senatsaristokratie, ließ sich 411 mit militärischer Unterstützung der Burgunder zum Kaiser ausrufen. Der römische Senator Priscus Attalus, einst vom Gotenkönig Alarich I. in Italien zum Gegenkaiser erhoben, um seinen Forderungen gegenüber der Reichsregierung Nachdruck zu verleihen, vermittelte ein Bündnis zwischen den Goten in Italien unter ihrem neuen Anführer Athaulf und eben diesem Jovinus. Athaulf war ein Schwager des 410 verstorbenen Alarich I.

Die Versorgungslage der Westgoten in Italien, die seit fast zehn Jahren mit der Reichsregierung im Westen um den Abschluss eines Vertrages (lat. *foedus*) rangen, der ihre Lebensgrundlage sichern sollte, war prekär. Stets mussten sie



Dr. Christian Stadermann, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Alte Geschichte der Universität Mainz

damit rechnen, dass die kaiserliche Regierung in Ravenna ein Heer zu ihrer Vernichtung mobilisieren würde. So entschied sich Athaulf, seinen Verband nach Gallien zu führen und ein Bündnis mit Jovinus einzugehen. Allerdings überwarfen sich die beiden Partner alsbald, sodass Athaulf die Nähe zur legitimen Regierung in Ravenna suchte.

Gegen die Zusage von Getreidelieferungen versprach er, Galla Placidia, die Schwester des Kaisers Honorius, die man einst bei der Plünderung Roms 410 verschleppt hatte, freizulassen und den Aufrührer Jovinus in Gallien niederzuwerfen. Während die Westgoten ihren Teil der Abmachung erfüllten, indem sie Jovinus festsetzten und nach Ravenna überstellten, konnte die römische Seite ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Wegen Unruhen in Nordafrika, der Kornkammer des Westreiches, sah sich die Regierung in Ravenna außerstande, die Zusicherung der Getreidelieferungen einzuhalten.

Von solchen Dingen wusste Athaulf jedoch nichts. Um den Druck auf die Reichsregierung zu erhöhen, ließ er Narbonne und Toulouse besetzen. Ein Angriff auf die wichtige Hafenstadt Marseille hingegen scheiterte und zwang die Westgoten zum Rückzug nach Narbonne. Dort, im Haus des Senators Ingenus, ehelichte Athaulf im Januar 414 die Kaiserschwester Galla Placidia nach römischem Brauch. Dem Chronisten und Zeitgenossen Orosius war zu Ohren gekommen, dass Athaulf erklärt hatte, dass er das Römerreich zunächst habe erobern und so aus der *Romania* eine *Gothia* habe machen wollen. Er sei jedoch zu der Einsicht gelangt, dass seine Goten wegen ihrer Wildheit keinen Gesetzen gehorchen würden, aber ohne Gesetze kein Staat zu machen sei. Daher habe er den Entschluss gefasst, das Römerreich mittels der Goten nicht zu vernichten, sondern wiederaufzurichten, um so der Nachwelt als Erneuerer Roms in Erinnerung zu bleiben, so Orosius (*Oros. hist. adv. pag.* 7.43.5-6).

Kaiser Honorius war ob der Verbindung Athaulfs mit seiner Schwester erbost, war doch deren Freilassung, nicht Verheiratung verabredet worden. Er verhängte eine Seeblockade über die Mittelmeerhäfen Galliens sowie Spaniens, wohin die Westgoten in ihrer Not mittlerweile gezogen waren. In Barcelona fiel Athaulf 415 einer Fehde zum Opfer. Die Versorgungslage der Westgoten spitzte sich indes zu. Ein Versuch, nach Nordafrika überzusetzen, scheiterte, sodass Vallia, der neue Anführer der Westgoten, auf einen Ausgleich mit der Reichsregierung hoffte, der auch zustande kam: Gegen Getreidelieferung gab der Gotenkönig Galla Placidia, die Witwe seines Vorgängers Athaulf, frei und bekämpfte im Auftrag des Kaisers auf der Iberischen Halbinsel Barbaren.

Im Jahre 418 erreichte die Westgoten die Aufforderung des römischen Oberbefehlshabers im Westreich, des Heermeisters (lat. *magister militum*) Constantius, nach Gallien zurückzukehren. Die Motive für diese Entscheidung sind in der Forschung viel diskutiert worden: Vielleicht fürchtete die Reichsregierung, die Goten könnten sich nach ihren militärischen Erfolgen die Iberische Halbinsel untertan machen oder erneut versuchen, von Südspanien aus in das für Westrom wirtschaftlich wichtige Nordafrika zu gelangen. Womöglich benötigte das Reich die gotischen Streitkräfte auch in Gallien, das von sozialen Unruhen erschüttert wurde.

## III. Die Ansiedlung der Goten in Aquitanien (418)

Noch 418 kam es zum Abschluss eines Bündnisses (lat. *foedus*, pl. *foedera*) zwischen Ravenna und den Westgoten. *Foedera* waren seit der Römischen Republik ein gängiges Instrument römischer Außenpolitik. Föderaten (lat. *foederati*) waren dem Reich zu militärischem Beistand verpflichtet und erhielten im Gegenzug eine finanzielle Vergütung, Nahrungsmittellieferungen oder Siedlungsland angewiesen, so auch die Westgoten. Modalitäten der Ansiedlung und Umfang des Siedlungsgebietes, das den Westgoten 418 überlassen worden war, sind aufgrund der schlechten Quellenlage in der Forschung umstritten. Wahrscheinlich handelte es sich um hauptsächlich in der römischen Provinz *Aquitania secunda*, aber auch in angrenzenden Provinzen gelegene Gebiete mit einem deutlichen Schwerpunkt im Tal der Garonne zwischen Bordeaux und Toulouse (*Chron. Gall. a.* 511, 36 [565]).

Die Westgotenkönige residierten vornehmlich in Toulouse, wo sich aus westgotischer Zeit allerdings kaum etwas erhalten hat. Der Vorgängerbau der heutigen Basilika Notre-Dame de la Daurade zu Toulouse wurde als mögliche Palastkirche der Westgotenkönige gedeutet.

Es mangelt nicht an Versuchen, die Grenzen des den Goten 418 überlassenen Gebietes zu rekonstruieren. So will die Ortsnamenforschung eine Siedlungskonzentration um Toulouse ausgemacht haben, die sich allerdings archäologisch bisher nicht bestätigen lässt. Vermutlich lebten bisher die Goten unter ihren römischen Nachbarn, deren Bekleidungs- und Bestattungsgewohnheiten sie rasch annahmen. Auch ist viel gerätselt worden, weshalb die Reichsregierung den Westgoten gestattete, in eines der wirtschaftlich stärksten Gebiete Galliens einzurücken. So wurde angenommen, dass sie die Atlantikküste gegen Seeräuber verteidigen oder soziale Unruhen niederhalten sollten.

Womöglich war Ravenna daran gelegen, die Goten im aquitanischen Hinterland kaltzustellen und so von den reichen Metropolen der Mittelmeerküste fernzuhalten. Mit Gewissheit lässt sich hingegen sagen, dass die Westgoten

an einem neuralgischen Punkt saßen, von dem aus sie bei Bedarf soziale Unruhen in Gallien ebenso bekämpfen konnten wie Barbaren im benachbarten Spanien. Offenbar wollte sich Ravenna das militärische Potential der Westgoten erhalten und gegebenenfalls nutzbar machen.

Über die Modalitäten der Ansiedlung der Goten in Aquitanien schweigen sich die Quellen weitgehend aus. So heißt es lediglich, ihnen seien „Sitze zum Wohnen“ (lat. *sedes ad inhabitandum*) überlassen worden (*Prosp. chron.*, 1271). Im spätantiken römischen Militärwesen gab es, im Gegensatz zu den Grenztruppen, für das Feldheer im Landesinneren keine Lager. Sie wurden nach dem Prinzip der *hospitalitas* (Gastfreundschaft) als Kostgänger der Landbesitzer in Städten und deren Umland inquartiert. Grundbesitzer hatten Truppen temporär unterzubringen und zu versorgen. Gegolte wurde die Zuteilung durch Römisches Recht. Ein Gesetz des Kaisers Honorius von 398 (*Cod. Theod.* 7.8.5) sah vor, dass betroffene Grundbesitzer ihren Besitz zu dritteln hatten. Dem Gastgeber (lat. *hospes*) stand die Wahl des ersten und letzten Drittels zu. Der Gast (lat. *hostis*), mithin der Soldat, wählte das zweite Drittel, das nach Abzug der Truppen an den Eigentümer zurückfiel.

Bis weit in das 20. Jahrhundert war in der Forschung die Annahme unangefochten, dass diese Regelung in modifizierter Form im Jahre 418 auf die Westgoten Anwendung gefunden hatte. Demnach sei es zwischen Goten und römischen Landbesitzern zu einer Realteilung von Grund und Boden gekommen, wobei den Goten allerdings nicht ein, sondern zwei Drittel des bebauten Landes, wie spätere westgotische Gesetze nahelegen, dazu die Hälfte des Brachlandes, der Wiesen und Wälder sowie ein Drittel der Arbeitskräfte auf den Gütern dauerhaft überlassen worden seien. Diese These stieß in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf Kritik, da es unglaublich schien, dass sich die römischen Grundbesitzer geräuschlos mit einer solchen faktischen Enteignung abgefunden hätten, in den Quellen aber nichts über Widerstand seitens der römischen Landeigner zu lesen ist. Die Kritiker der Realteilungstheorie glauben daher, dass nicht das Eigentumsrecht an Grund und Boden auf die Goten übergang, sondern lediglich der Anspruch auf die auf dem Grundbesitz lastende Steuerschuld, sodass die Einnahmen aus der Grundsteuer nicht an den römischen Fiskus abgeführt wurden, sondern direkt in den Unterhalt der gotischen Föderaten flossen. Die Kontroverse um die Modalitäten der gotischen Ansiedlung hält an.

Fest steht, dass die Quellen von der Überlassung von Grund und Boden (lat. *sedes*) und nicht von Steueranteilen sprechen und uns Goten in den Quellen als Landbesitzer entgegneten. Das Schweigen der Überlieferung über Widerstand seitens römischer Grundbesitzer ist dadurch erklärlich, dass diese wohl an der Aushandlung der Vertragsmodalitäten von 418 beteiligt waren, es sich mithin um ein von ihnen gebilligtes Verfahren handelte. Die Reichsregierung dürfte Rücksprache mit den römischen Grundbesitzern der betroffenen Regionen gehalten haben.

Gelegenheit hierzu bot sich auf dem Provinziallandtag (lat. *concilium*) von 418 in Arles. Im Beisein des Heermeisters Constantius diskutierten die anwesenden Ratsherren (lat. *decuriones*) der städtischen Kurien mit Vertretern der Großgrundbesitzer (lat. *honorati*) und der landbesitzenden Mittelschicht (lat. *possessores*) das „Gotenproblem“, um die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse wieder zu normalisieren. Die Goten dürften vorwiegend infolge der



Wirren der letzten Jahre brachliegendes Land angewiesen bekommen haben, dessen Verlust die römischen Eigentümer verschmerzen konnten, denen zudem das Recht der ersten Wahl zugebilligt worden sein dürfte, um sich so die ertragreicheren Güter zu sichern. Die wirtschaftlichen Grundlagen der römischen Grundbesitzer waren durch den Vertrag nicht gefährdet, während die ärmere Bevölkerung wohl von der Landteilung verschont geblieben war. Die Goten wiederum dürften mit den Bedingungen zufrieden gewesen sein, da nun eine sichere und rechtlich sanktionierte Versorgung auf Dauer gewährleistet schien.

Die Folgen des Vertrages von 418, dass die Ansiedlung der Goten in Aquitanien nämlich die Keimzelle des Reiches von Toulouse, des *regnum Tolosanum*, in sich trug, waren damals freilich nicht abzusehen, blieb doch zunächst vieles beim Alten. Die römische Bevölkerung in den betroffenen Gebieten unterstand weiterhin römischer Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Die Goten waren in die bestehenden militärischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen des römischen Staates eingebunden. Sie waren aber weder Reichsangehörige, mithin keine römischen Bürger, noch reguläre römische Soldaten, sondern als Förderaten weiterhin Angehörige eines gentilen Verbandes unter eigenen Anführern mit eigenem Recht. Für die Römer wiederum dürfte es sich beim Vertrag von 418 schlicht um die temporäre Lösung eines drängenden Problems gehandelt haben: Wohin mit den Goten, die gegenwärtig militärisch nicht zu besiegen waren?

#### IV. Die Expansion des gotischen Einflusses in Gallien (418–466)

Das *foedus* von 418 war wenig nachhaltig. In den folgenden Jahren schwankten die Westgoten zwischen Vertragstreue und offener Aggression. Ihr Verhalten orientierte sich an den sich ständig ändernden Bedingungen und Zwängen, denen sie ausgesetzt waren. Ob der Vertrag von 418 noch unter König Valia († 418) ratifiziert worden ist oder bereits unter dessen Nachfolger Theoderid (418–451), einem Schwiegersohn Alarichs I., entzieht sich unserer Kenntnis. Theoderid nutzte die nach dem Tod des Kaisers Honorius († 423) ausbrechenden innerrömischen Machtkämpfe, um die eigene Position in Gallien zu festigen. Er ließ Arles belagern, um die Reichsregierung unter Druck zu setzen und bessere Vertragsbedingungen auszuhandeln. Im Jahre 427 kam es tatsächlich zum Abschluss eines neuen *foedus*, dessen Inhalt allerdings nicht überliefert ist.

In den 430er Jahren geriet das Weströmische Reich stärker als zuvor in Bedrängnis. Die Vandalen, die von der Iberischen Halbinsel nach Nordafrika übersetzt hatten, bedrohten die für Westrom wirtschaftlich wichtigen nordafrikanischen Provinzen, während wiederum die Sueben in das von den Vandalen in Spanien hinterlassene Machtvakuum stießen. Die Burgunder plünderten die römische *Belgica*, während Gallien von sozialen Unruhen, der *Bagaudenbewegung*, heimgesucht wurde. Theoderid nutzte die Wirren für einen Vorstoß auf Narbonne, einen der wichtigsten römischen Mittelmeerhäfen.

Der römische Oberbefehlshaber in Gallien, Litorius, konnte den gotischen Angriff zwar abwehren, erlitt allerdings im Anschluss bei Toulouse eine Niederlage. Litorius' Scheitern verschob das Kräfteverhältnis in Gallien. Die Reichsregierung sah sich gezwungen, unter Vermittlung des gallischen Präфекten Eparchius Avitus Frieden zu schließen und die Westgoten aus ihrem Status als

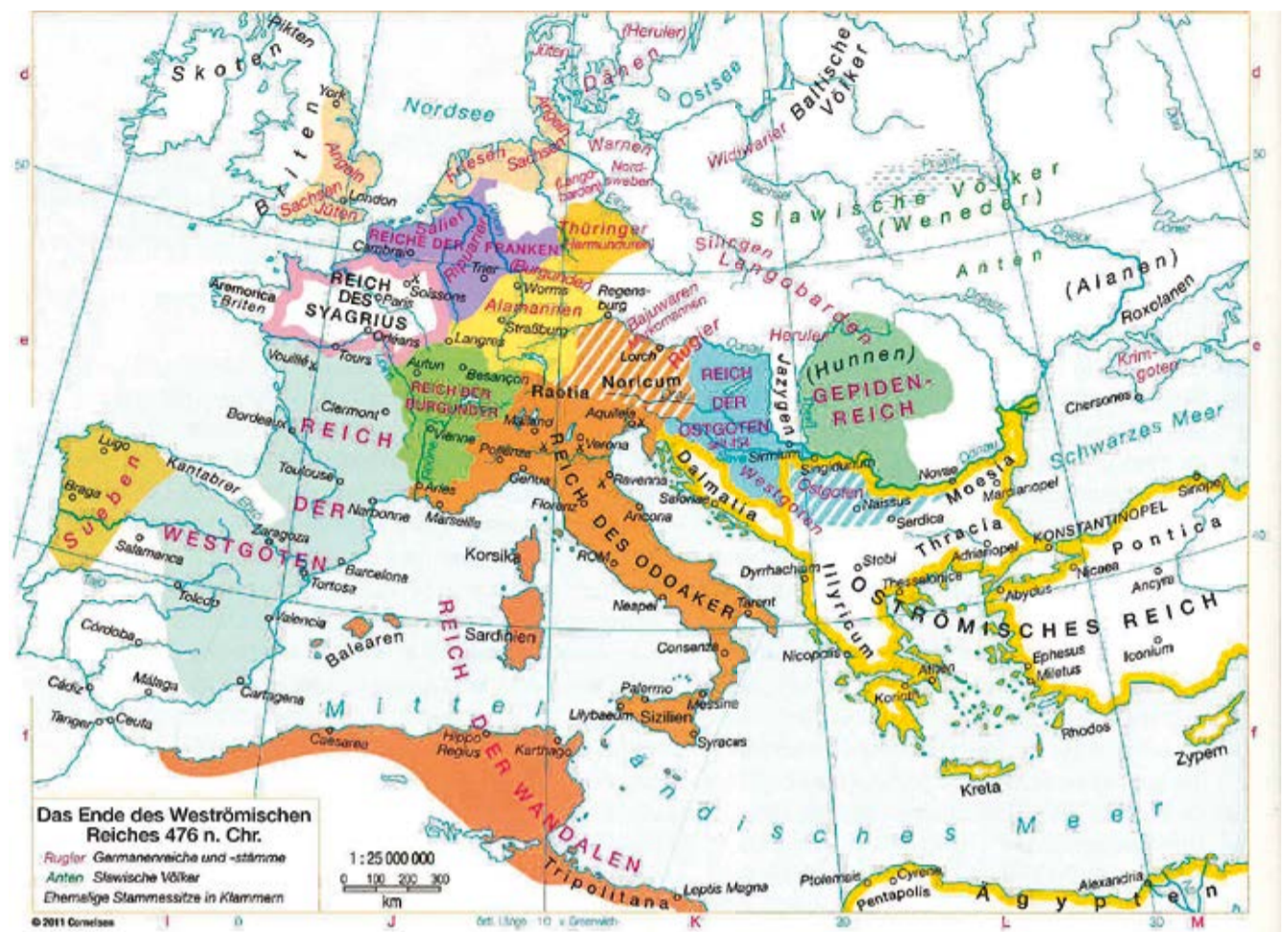


Abb. 1: Das Reich der Westgoten war damals das mächtigste politische Gebilde auf dem Boden des früheren Weströmischen Reiches. Diese historische Karte stellte uns der Verlag Cornelsen dankenswerterweise zur Verfügung.

Förderaten zu entlassen. Fortan erhoben die Westgotenkönige in ihrem Herrschaftsbereich Steuern und ließen Münzen schlagen, was bisher ein Vorrecht der kaiserlichen Regierung gewesen war.

Mit der Beendigung des Förderatenverhältnisses waren die Westgoten Ravenna nicht länger zur Waffenhilfe verpflichtet, und so musste Ravenna formal um deren militärischen Beistand ersuchen, als es darum ging, den Einfall der Hunnen Attilas in Gallien abzuwehren. Die westgotische Beteiligung an der antihunnischen Koalition des römischen Heermeisters Flavius Aëtius beruhte nicht auf vertraglichen Verpflichtungen gegenüber Ravenna, sondern auf strategischen Erwägungen Theoderids, denn Attila bedrohte das mühsam austarierte Kräfteverhältnis in Gallien und damit auch das Gotenreich von Toulouse. So fochten die Goten Theoderids im Jahre 451 auf römischer Seite in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes.

Die Hunnen konnten zwar zum Rückzug gezwungen werden, aber der Blutzoll war hoch und König Theoderid in der Schlacht gefallen. Sein ältester Sohn Thorismund, der ihn auf dem Kriegszug begleitet hatte, trat seine Nachfolge an und setzte die väterliche Politik fort, die sich mehrenden Schwächenfälle des Weströmischen Reiches zum eigenen Vorteil zu nutzen. So klagte der gallo-römische Aristokrat und Dichter Sidonius Apollinaris, der Gote hege die Vision eines eroberten Rom und einer sich seinem Wahnsinn unterwerfenden Welt (Sidon. Apoll. *carm.* 7.361–362).

Bereits 453 wurde Thorismund auf Betreiben seiner jüngeren Brüder Theoderich und Friderich gewaltsam beseitigt. Mit dem neuen König Theoderich (453–466) setzte eine Interessenver-

schiebung in der westgotischen Politik ein, die darauf abzielte, die Westgoten zur stärksten militärischen und politischen Kraft im Weströmischen Reich zu machen. Das alte Bündnis wurde erneuert. Im Jahre 455 fiel der weströmische Kaiser Valentinian III. einem Mordanschlag zum Opfer. Im Namen seines Nachfolgers Petronius Maximus verhandelte der ehemalige gallische Präфекt Eparchius Avitus über die Bestätigung des bestehenden Vertrages, als die Nachricht hereinkam, dass auch der neue Kaiser bereits verstorben sei. Sogleich habe Theoderich Avitus, einst Erzieher des noch jungen Westgotenkönigs, aufgefordert, selbst die Kaiserwürde anzunehmen, und ihm militärische Unterstützung bei der Durchsetzung seines Anspruchs zugesichert, wie Sidonius Apollinaris, der Schwiegersohn des Avitus, überliefert (Sidon. Apoll. *carm.* 7.508–509).

Der in Italien unbeliebte Avitus konnte sich nicht lange an der Macht halten, wurde abgesetzt und hingerichtet. Theoderich, der sich auf einem Feldzug in Spanien befand, vermochte es nicht, seinen Schützling zu stützen, kehrte aber auf die Nachricht vom Sturz „seines“ Kaisers eilends nach Gallien zurück, um seine Interessen in den nun ausbrechenden Machtkämpfen zu wahren. Theoderich gab seine Pläne auf, das Römerreich mittels gotischer Waffen zu stützen, und bediente sich fortan bei jeder sich bietenden Gelegenheit an der Konkursmasse desselben. Im Jahre 459 musste er allerdings bei Arles, wo sich der römische Oberbefehlshaber in Gallien, Aegidius, verschanzt hielt, eine Niederlage gegen den neuen Kaiser Maiorian hinnehmen.

Nach einem gescheiterten Feldzug gegen die Vandalen wurde Maiorian 461 beseitigt, was neuerlich Wirren in Gallien heraufbeschwor, denn Aegidius

erkannte Maiorians Nachfolger, Libius Severus, nicht an. Theoderich nutzte den Dissens zwischen Reichsregierung und römischer Militärführung in Gallien, um seinen Einfluss auszudehnen, allerdings ließ der Königsbruder Friderich bei einem Vorstoß auf Orléans an der Loire sein Leben. Aegidius, der die römische Verteidigung an der Loire organisierte hatte, trug sich mit dem Gedanken, in die Offensive zu gehen, starb aber 464 überraschend. Zwei Jahre später (466) wurde Theoderich von seinem jüngeren Bruder Eurich ermordet.

#### V. König Eurich (466–484)

Sidonius Apollinaris, selbst der schärfste Kritiker Eurichs, nannte den neuen Westgotenkönig einen waffengewaltigen Mann von scharfem Verstand und energischer Jugend (Sidon. Apoll. *epist.* 7.6.6). Schon bald nach seinem Herrschaftsantritt löste Eurich das formal noch immer bestehende *foedus* mit dem Römischen Reich. Damit gab er endgültig den Versuch seines Vorgängers auf, innerhalb der (noch) bestehenden römischen Strukturen Einfluss auf die römische Politik zu nehmen. Der neue Kaiser im Westen, Anthemius, versuchte noch einmal, die Macht der Westgoten zu brechen. Von Ostrom mit Truppen und reichlich Geldmitteln ausgestattet, brachte Anthemius eine anti-gotische Koalition aus Teilen der mächtigen südgallischen Senatsaristokratie, den nördlich der Loire verbliebenen Römern nebst deren fränkischen Verbündeten, den Bretonen, burgundischen Förderaten und den hispanischen Sueben zustande.

Eurich, der die Bedrohung erkannt hatte, holte zum Präventivschlag aus. Seine Heere drangen in Spanien bis Mérida und in Gallien bis Bourges vor, wo sie 469 ein bretonisches Aufgebot





**Abb. 2:** Der Siegelstein aus hellblauem Saphir, eingefasst in einen Goldring aus dem 16. Jahrhundert, zeigt den Westgotenkönig Alarich II. im Brustbild mit römischer Haar- und Barttracht und im römischen Panzerhemd. Die spiegelverkehrte Umschrift lautet: ALARICVS

aufrieben. Im Jahre 471 überschritten Eurichs Truppen die Rhône, drangen bis Arles, Avignon und Orange vor und vernichteten ein kaiserliches Heer, das letzte, das Gallien zu Gesicht bekommen sollte. Bis 475 gelang Eurich die Eroberung Aquitaniens, das dem Westgotenkönig im Rahmen eines Friedensvertrages von Anthemius' Nachfolger, Kaiser Julius Nepos, noch im selben Jahr offiziell abgetreten wurde. Mit dem Vertrag wurden Eurichs gallische Eroberungen von Ravenna formal anerkannt. Lediglich die Gebiete östlich der Rhône, d. h. die Provence mit ihrem Zentrum Arles, blieben römisch. Nach der Vertreibung des Julius Nepos noch im selben Jahr griff Eurich auch nach der Provence, die ihm von Odoaker, dem nach der Absetzung des letzten weströmischen Kaisers, Romulus Augustulus, im Jahre 476 neuen starken Mann im Westreich, auch offiziell überlassen wurde.

Eurich hatte die Schwäche des Weströmischen Reiches erkannt und ausgenutzt, um sein Reich aus dem Verband des römischen Staates herauszuführen. Das Reich von Toulouse erstreckte sich nun vom Atlantik im Westen bis zur Rhône im Osten, von der Loire im Norden bis über die Pyrenäen im Süden. Die Reichweite des westgotischen Einflusses auf der Iberischen Halbinsel unter Eurich ist umstritten. Nahm die Forschung lange Zeit an, dass Eurich die Eroberung weiter Teile der Halbinsel gelungen war, wird heute die Ansicht vertreten, dass sich vielmehr lediglich die römische Provinz *Hispania Tarracensis* in westgotischer Hand befunden hat (siehe Abb. 1, Seite 17). Eurichs

*REX GOTHORVM*. Umschrift und Größe des Steins verraten, dass die Gemme als Siegelring getragen wurde. Siegelringe waren ein Symbol der Macht und Autorität. Alarichs II. Siegelstein gehört zu den ältesten erhaltenen germanischen Königssiegeln.

Herrschaftsgebiet umfasste etwa 750.000 Quadratkilometer mit moderat geschätzten 10 Millionen Bewohnern, wovon nur ein geringer Teil Goten waren, die einst mit Athaulf aus Italien gekommen waren.

Angesichts dessen musste dem Westgotenkönig an einer Kooperation mit der römischen Mehrheitsgesellschaft gelegen sein, um sein Reich zu konsolidieren, die wiederum an der Wiederherstellung von Recht und Ordnung interessiert war. Beiderseits war man auf eine Zusammenarbeit angewiesen. Die gotische Militärmacht garantierte nach dem Rückzug der römischen Administration die bestehenden Eigentums- und Besitzverhältnisse, mithin Rechtssicherheit, während sich Eurich der Erfahrung der Gallorömer in Rechtswesen und Verwaltung bedienen konnte.

Während sich die römischen Verwaltungsstrukturen in den Wirren der 470er Jahre allmählich aufgelöst hatten und die administrativen Einheiten von Präfektur und Diözesen verschwunden waren, blieb die lokale Verwaltung auf der Ebene der Stadtbezirke (lat. *civitates*) mit ihren Stadträten (lat. *curiae*), die sich aus der lokalen grundbesitzenden Oberschicht zusammensetzten, weitgehend intakt. Die Ratsherren (lat. *curiales*) waren weiterhin für die kommunale Selbstverwaltung ihrer Gemeinden und das Einziehen der Steuern zuständig. In den städtischen Archiven (lat. *gesta municipalia*) wurden nach wie vor Bürger- und Steuerlisten geführt sowie Urkunden und Verträge aller Art beglaubigt und hinterlegt.

Indem sich Eurichs Herrschaftsgebiet aus dem Verband des Weströmischen Reiches löste, waren dessen römische

Bewohner keine Reichsangehörigen mehr. Sie unterstanden nicht länger der kaiserlichen Rechtsprechung, gleichwohl aber Römischen Recht. Das Zusammenleben zwischen den verschiedenen Bevölkerungsteilen musste auf eine neue rechtliche Grundlage gestellt werden. Hierzu diente eine leider nur fragmentarisch erhaltene, Eurich zugeschriebene und daher als *Codex Euricianus* bezeichnete Gesetzessammlung. Die darin enthaltenen Bestimmungen sollten vor allem die sich aus der Ansiedlung ergebenden erb- und vermögensrechtlichen Streitfragen klären, deren Regelung nicht von Römischen Recht abgedeckt wurde.

Vorgesehene Rechtsmittel und Terminologie legen nahe, dass die Gesetzesammlung von römischen Juristen redigiert worden ist. Diese orientierten sich am römischen Vulgarrecht, einer vereinfachten Form des Römischen Rechts, wie es unter Berücksichtigung lokalen Gewohnheitsrechts in den Provinzen angewandt wurde. Der Einfluss des Römischen Rechts kann angesichts der römischen Strukturen in Gesellschaft, Wirtschaft und Verwaltung, in die die Goten mit ihrer Ansiedlung in Aquitanien eingetreten waren, nicht überraschen. Insofern ist der *Codex Euricianus* ein Zeugnis für die Akkulturation der Westgoten.

Einblick in die Sozialstrukturen des Tolosanischen Reiches gewähren die Quellen kaum, ebenso wenig in die Strukturen der arianisch-homöischen Kirche, der Eurich und der überwiegende Teil seines gentilen Verbandes angehörte. Der Arianismus, benannt nach dem alexandrinischen Priester Arius, verneinte die Wesensgleichheit von Gott Vater und Sohn. Im Rahmen ihrer Kontakte mit der römischen Welt im 4. Jahrhundert im unteren Donauraum hatten die Goten das Christentum in seiner arianisch-homöischen Form angenommen, der damals im Osten des Reiches dominierenden christlichen Strömung, die im Westen jedoch niemals Fuß zu fassen vermochte.

Eurich herrschte über ein Gebiet mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung und einer etablierten Kirchenorganisation, die wiederum auf den Grenzen und Strukturen der römischen Verwaltungseinheiten beruhte. So standen die Bischöfe ihren Gemeinden und Klerikern vor, verwalteten das stetig anwachsende Kirchenvermögen und waren für Liturgie und karitative Aufgaben zuständig. Sie besaßen in Form des Bischofsgerichts (lat. *audientia episcopalis*), einer Art Schiedsgerichtsbarkeit, darüber hinaus Kompetenzen in der Rechtsprechung und wirkten an der kommunalen Selbstverwaltung ihrer Stadt mit.

Die katholischen Bischöfe besaßen somit eine große Machtfülle, die weit über die geistlichen Aufgaben hinausging. Über sie konnte die Reichsregierung mit ihrem „rechtgläubigen“ Kaiser weiterhin Einfluss auf die römische Bevölkerung in den von den Arianern, und damit „häretischen“, Goten beherrschten Gebieten nehmen. Die katholische Kirche war somit sowohl ein potentieller Kristallisationspunkt des Widerstands gegen die westgotische Herrschaft als auch ein Hort römischer Identität. Den Einfluss des katholischen Episkopats wollte Eurich beschneiden, indem er ihm unbequeme Bischöfe ins Exil schickte und die Neubesetzung vakanter Bistümer verschleppte.

## VI. Alarich II. (484–507) – seines großen Vaters glückloser Sohn?

Eurich starb Ende 484 in Arles. Die Nachfolge trat sein Sohn Alarich (siehe Abb. 2) an, der in der Forschung nicht gut gelitten ist. Unfähig habe er das Erbe seines großen Vaters verspielt, dessen Reich doch das mächtigste im Westen

der einstigen römischen Welt gewesen war. Diese Einschätzung ist von seinem tragischen Ende her gedacht, das bis heute die Erinnerung an ihn überschattet, und verkennt die Erfolge seines politischen Handelns.

Alarich II. vermochte lange Zeit erfolgreich dem Expansionsdrang seines großen Rivalen, des Frankenkönigs Chlodwig, einen Riegel vorzuschieben. Zwar konnte er nicht die Zerstörung des Reiches des Syagrius, Sohn des oben erwähnten Aegidius, nördlich der Loire um Soissons durch die Franken verhindern, erwies sich aber durchaus als fähiger Militär. Alarich unterstützte Theoderich den Großen, dessen Tochter er heiraten sollte, in Italien militärisch und verhalf ihm 490 mit seinem Sieg über Odoaker in der Schlacht an der Adda zur Herrschaft über Italien, denn Theoderichs Gegenspieler verschanzte sich fortan bis zu seinem Ende in Ravenna. In den 490er Jahren gelang es Alarich mehrfach, fränkische Vorstöße in das Gebiet südlich der Loire zu parieren, sodass Chlodwig um 500 im Vertrag von Amboise die Loire als Grenze akzeptieren musste. Damals konnte Alarich auch den Sturz des Burgunderkönigs Gundobad durch dessen Bruder Godegisel verhindern, der wiederum von Chlodwig unterstützt worden war. Im Norden der Iberischen Halbinsel gelang es Alarich, mehrere Aufstände niederzuwerfen und so die spanischen Territorien fester an das Westgotenreich zu binden.

Alarich vermochte das Kräftegleichgewicht in Gallien lange Zeit aufrechtzuerhalten. Innenpolitisch beschränkte er den von seinem Vater gewiesenen Weg zur Konsolidierung des Reiches weiter. Er ließ von einer Kommission römischer Rechtsgelehrter die sogenannte *Lex Romana Visigothorum* (auch als *Breviarium Alaricianum* bezeichnet) (siehe Abb. 3, Seite 19) erarbeiten, die fortan im Westgotenreich gültige Form des Römischen Rechts. Es handelte sich hierbei um eine Neubearbeitung des 438 publizierten *Codex Theodosianus*, der an die Gegebenheiten im Reich Alarichs angepasst wurde.

Gesetze, die den aktuellen Verhältnissen nicht länger entsprachen, wurden ebenso kassiert wie gegen die arianisch-homöische Kirche gerichtete Bestimmungen und ein kaiserlicher Erlass, der die Obergewalt des Bischofs von Rom in der Kirche festschrieb. Alarich wollte die katholische Kirche in seinem Reich aus der Jurisdiktion des Bischofs von Rom herauslösen und als Körperschaft eigenen Rechts legitimieren. Im Jahr 506 trat in Agde eine Synode des gallischen Episkopats aus dem Herrschaftsbereich der Westgoten zusammen, um praktische Fragen des kirchlichen Zusammenlebens zu regeln.

Die 506 promulgierte *Lex Romana Visigothorum* besaß Gültigkeit für den römischen Bevölkerungsteil im Tolosanischen Reich. Ihr Verhältnis zum *Codex Euricianus* ist in der Forschung umstritten, da nicht klar ist, ob sich die Gesetzessammlung Eurichs nur an die nichtrömischen Bevölkerungsgruppen richtete oder auch für die Römer Geltung beanspruchte, indem sie Streitfälle zwischen beiden Bevölkerungsgruppen regeln sollte, für die im Römischen Recht keine Bestimmungen vorgesehen waren.

Die *Lex Romana Visigothorum* und die Synode von Agde werden von der Forschung mitunter als Zugeständnisse Alarichs an die römische, mehrheitlich katholische Bevölkerung und an den katholischen Episkopat seines Reiches gewertet. Es handelte sich demnach um den Versuch des Arianers Alarich, der Absicht Chlodwigs, der den katholischen Glauben angenommen hatte, die Spitze zu nehmen, religiöse Spannungen zwischen den Bevölkerungsteilen im



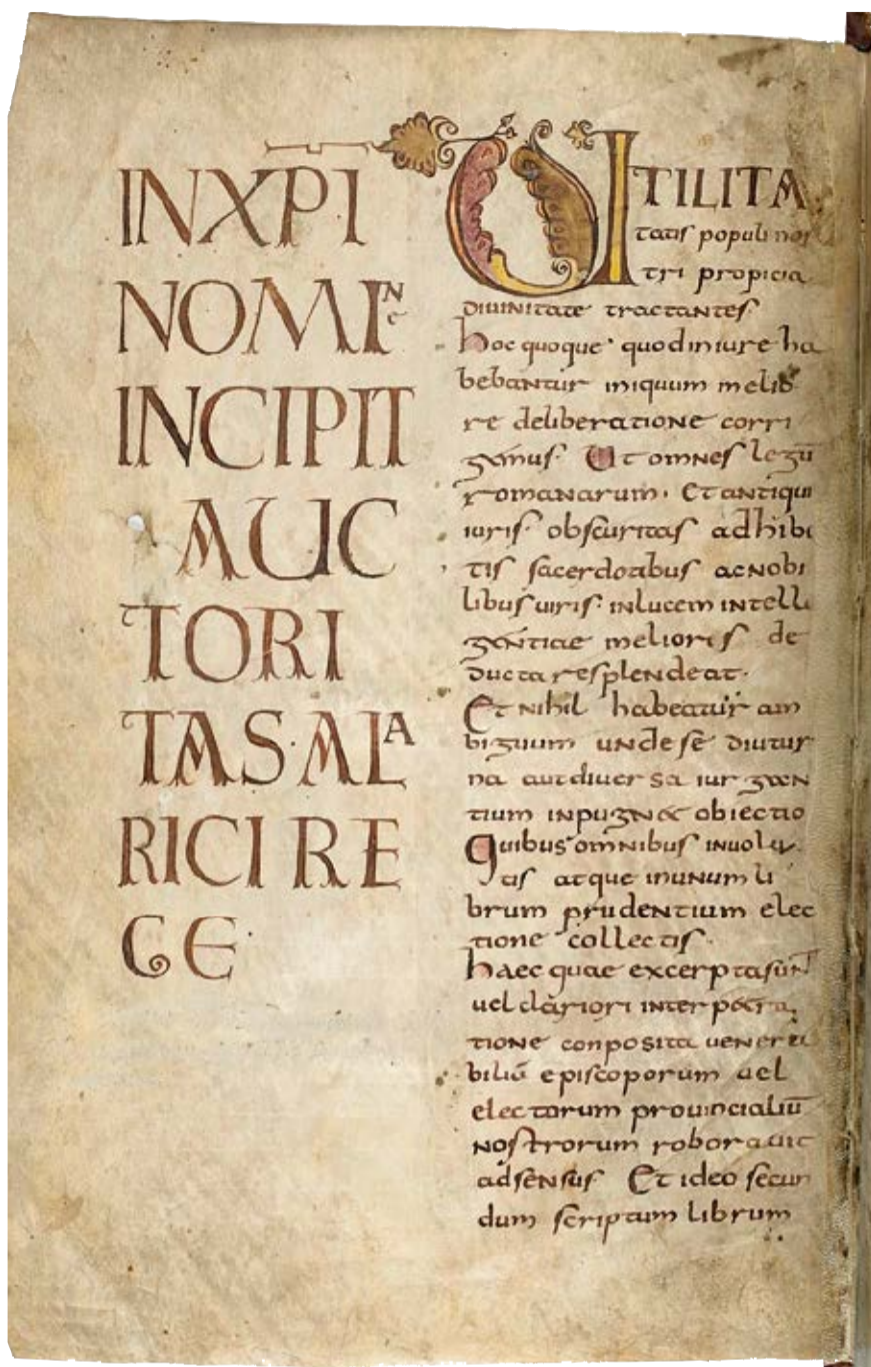


Abb. 3: König Alarich II. (reg. 484–507) ließ von einer Kommission römischer Rechtsgelehrter die Lex Romana Visigothorum, auch als Breviarium Alaricianum bezeichnet, erstellen. Hier

sehen Sie die Titelseite (lat. incipit) einer Handschrift des Breviarium Alaricianum aus dem frühen 9. Jahrhundert, vermutlich entstanden in Tours (Paris, BnF lat. 4404, fol. 2v).

Reich von Toulouse für seine Expansionspläne auszunutzen. Diese auch heute noch in der Literatur anzutreffende Ansicht dürfte aber fehlgehen, denn sowohl die *Lex Romana Visigothorum* als auch die Synode von Agde waren eher das Ergebnis eines längeren Entwicklungsprozesses denn eine hastige Reaktion auf die Pläne Chlodwigs – eine Entwicklung, die durch die folgende bewaffnete Auseinandersetzung mit den Franken freilich überholt wurde.

Im Jahre 507 überschritten die Truppen Chlodwigs die Loire bei Tours und vernichteten das Heer Alarichs II. nahe Poitiers in der Schlacht bei Vouillé (lat. *campus Vogladensis*). Alarich fiel. Sein Schwiegervater, Theoderich der Große, der ihm militärischen Beistand zugesichert hatte, vermochte nicht rechtzeitig einzugreifen. Theoderich gelang es lediglich, einen schmalen Küstenstreifen zwischen Arles und Narbonne bzw. den Pyrenäen vor dem Zugriff der Franken zu bewahren. Alarichs Nachfolge trat sein unehelicher Sohn Gesalech an.

Der Schwerpunkt des Westgotenreiches sollte sich im 6. Jahrhundert nach dem weitgehenden Verlust der gallischen Gebiete auf die Iberische Halbinsel verlagern, wo es bis 711 fortbestand. Über die Ursachen des westgotisch-fränkischen Konfliktes geben die Quellen nur vage und widersprüchlich Auskunft. Die in den Quellen genannten Gründe reichen von dem vermeintlichen Wunsch des „rechtgläubigen“ Chlodwig, die katholische Bevölkerung Galliens vom Joch „häretischer“ Unterdrückung zu befreien, über den schlichten Expansionsdrang der Franken bis hin zu ökonomischen Interessen. Was auch immer den Anlass für den Krieg bot, bereits den Zeitgenossen galt die Niederlage Alarichs bei Vouillé als das Ende des Tolosanischen Reiches. So heißt es in einer anonymen Quelle aus Saragossa, dass das Tolosanische Reich damals zerstört worden sei: *regnum Tolosanum destructum est* (*Cons. Caesaraug.* 88a).

#### VII. Resumée – Was blieb?

Das Westgotenreich von Toulouse war im ausgehenden 5. Jahrhundert das mächtigste unter den Nachfolgereichen im Westen der einstigen römischen Welt. Sein rascher Aufstieg vollzog sich im Windschatten der Erosion

des Römischen Reiches im Westen, wobei das Westgotenreich nicht bloß Zuschauer, sondern Akteur war. Seine Macht beruhte auf der Verbindung des militärischen Potentials der Goten mit den enormen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Ressourcen der mächtigen südgalischen Senatsaristokratie. Gerade das südliche Gallien mit seinen Verbindungen zum Mittelmeerhandel war auch noch im 5. und 6. Jahrhundert wirtschaftlich stark. Zudem blieben in den Gebieten südlich der Loire und in der Provence länger als anderswo in Gallien die römischen Verwaltungs-, Sozial- und Wirtschaftsstrukturen intakt.

Das schnelle Auseinanderfallen des gallischen Westgotenreiches ist für den modernen Betrachter daher umso überraschender, wohl aber nicht für die Zeitgenossen. Bereits Theoderich der Große hegte Zweifel an der Schlagkraft des Heeres seines Schwiegersohnes, die in der Friedensdekade nach 500 nachgelassen habe (*Cassiod. var.* 3.1.1). Das rasche Auseinanderbrechen des Tolosanischen Reiches infolge der Niederlage bei Vouillé mag dem Umstand geschuldet sein, dass die Verluste an Kriegern zu groß waren, um den Franken weiterhin Widerstand leisten zu können, so dass es nicht verwundert, dass sich Gesalech auf die Verteidigung befestigter Plätze verlegte. Vielleicht vermochte es der keineswegs unumstrittene Nachfolger Alarichs II. auch nicht, die westgotischen Kräfte für eine Erneuerung zu bündeln.

Was blieb vom Tolosanischen Reich im Mittelalter? Der schmale Streifen an der gallischen Mittelmeerküste, den Theoderich der Große vor dem Zugriff der Franken bewahren konnte, sollte den Namen *Gothia* annehmen und bis weit ins Mittelalter hinein behalten. Seine Bewohner hießen bis ins Hochmittelalter Goten (lat. *Gothi*). Das eigentliche Erbe des Tolosanischen Reiches ist aber im Bereich des Rechtswesens zu suchen. Der *Codex Euricianus* wurde zur Quelle für andere frühmittelalterliche Stammesrechte wie das der Bayern und Burgunder. Die *Lex Romana Visigothorum* vermittelte dem Abendland die Kenntnis des Römischen Rechts. Bis in das 8. Jahrhundert war das Römische Recht nur in der in ihr überlieferten Form bekannt. □

## Historische Tage 2022 (!)

# Der Siebenjährige Krieg

Ins 18. Jahrhundert und auf vier Kontinente führen uns die Historischen Tage im Jahr 2022. Es ist kein Tippfehler. Denn leider müssen wir die für das kommende Jahr zu Beginn der Fastenzeit geplante Tagung „Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein Konflikt in globaler Dimension“ aus Gründen, die uns die Corona-Pandemie aufzwingt, um ein Jahr verschieben. Stattfinden werden die nächsten Historischen Tage also vom Aschermittwoch, **2. März**, bis Samstag, **5. März 2022**.

Dieser sieben Jahre andauernde Krieg, dem die Tagung gewidmet ist, gilt als erster Konflikt von globaler Dimension. Neben vielen Kriegsschauplätzen in Europa bekämpften sich die Kolonialmächte England und Frankreich mit ihren jeweiligen Verbündeten in Nordamerika und der Karibik, in verschiedenen Regionen Asiens und sogar in Afrika.

Mit den Friedensschlüssen von Paris und Hubertusburg endete 1763 der

Krieg, der für Europa und seine Beziehungen zur nichteuropäischen Welt weitreichende Konsequenzen hatte. Russland behauptete seinen Status als europäische Großmacht, Preußen festigte diesen Anspruch. Der preußisch-österreichische Dualismus erwuchs, der das 19. Jahrhundert nachhaltig prägte. England legte die Grundlagen für sein Empire, Frankreich hingegen verlor weite Teile seiner Herrschaft in Nordamerika, was für die Entstehung Kanadas und vor allem der USA große Bedeutung hatte. Nicht zuletzt bildeten die enormen finanziellen Kriegslasten eine frühe Voraussetzung für die Revolution in Frankreich.

Die Anmeldung zu den Historischen Tagen wird wahrscheinlich ab Ende des kommenden Jahres möglich sein. Wenn Sie unseren Newsletter abonnieren, können wir Sie zeitnah informieren, sobald die Anmeldung möglich ist. [www.kath-akademie-bayern.de/newsletter](http://www.kath-akademie-bayern.de/newsletter)



Foto: akg-images

Die Schlacht um Quebec im September 1759, damals noch französischer Besitz, war eines der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, da sie die Niederlage Frankreichs in Nordamerika besiegelte. Dieser kolorierte Holzschnitt

zeigt die Landung der Briten auf dem Plateau oberhalb der Stadt, wo sich die entscheidenden Kämpfe abspielten, die neben vielen anderen auch den beiden kommandierenden Generälen den Tod brachten.



# Was Europa dem Toledanischen Reich der Westgoten verdankt. Wege von der Antike ins Mittelalter

Klaus Herbers

## I. Einleitung

Als christliche Heere 1212 die Muslime besiegten, organisierte der Toledaner Erzbischof Rodrigo die Vorbereitungen. Aber er ergriff auch als Historiograph die Feder, indem er mit einer Geschichte über Spanien oder die Goten (*Historia de rebus Hispanie sive Historia Gothica*) und mit einer Geschichte der Araber (*Historia Arabum*) aufwartete. Die Rückbesinnung auf gotische Zeiten stiftete Identität und eröffnete Zukunftsperspektiven. Nährte sich die spanische Einheit nicht nur zu diesem Zeitpunkt, sondern immer wieder aus dem Blick auf die westgotische Zeit? Wurde hier der spanische Einheitsstaat vorgeprägt? Dann hätte das Thema sogar eine sehr aktuelle Bedeutung. Nicht alles hatte jedoch so zentralistisch begonnen.

Alarich und Theoderich, das sind klingende Namen. Aber welche Gotennamen stehen für das westgotische Reich? Leovigild, Reccared, Reccesvinth, Wamba, Witiza oder Roderich? Wer sich für Könige interessiert, kann aus den Statuen der „spanischen“ Könige auf der Plaza de Oriente vor dem Königsschloss in Madrid fünf Westgoten auswählen. Sie wurden zwischen 1750 und 1753 geschaffen und verdeutlichen, welch frühen Beginn man für die spanische Königsgeschichte im 18. Jahrhundert konstruierte. Im Folgenden geht es aber um die Bedeutung und die Errungenschaften des Westgotenreiches, die Spanien und Europa nachhaltig geprägt haben.

## II. Quellen und Forschungen

Die Quellen fließen für das spanische Westgotenreich nicht allzu reichlich. Von den erzählenden seien drei hervorgehoben: die *Historia Gothorum* Isidors von Sevilla († 636), die Annalen des in Konstantinopel ausgebildeten Abtes Johannes von Biclaro und schließlich für die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts die *Historia Wambae regis* des Erzbischofs Julian von Toledo († 690) sowie mehrere Fortsetzungen der Gotengeschichte Isidors. Die letzten Jahrzehnte des Westgotenreiches sind kaum noch durch erzählende Quellen zu erschließen; über den Untergang des Reiches 711 berichten erst um 754 ein Geistlicher aus Toledo sowie verschiedene Chroniken vom Ende des 9. Jahrhunderts. Vieles wurde hier aus der Rückschau konstruiert und verlangt besonders sorgfältige Quellenkritik.

Neben die erzählenden Quellen treten die Rechtstexte, die Akten einer recht reichen konziliaren Tätigkeit sowie einige *Formulae* von Königsurkunden und wenige Briefe. Immer wichtiger werden archäologische Befunde, Bauten sowie Inschriften und Münzen, die schon zu einem großen Teil publiziert sind. Neben der Imitation römischer Formen wird deutlich, wie Herrschaftsschwerpunkte anhand der überlieferten Münzen und Münzprägungsstätten erschlossen werden können.

Dies verweist auf die Forschung. In jüngerer Zeit wird das Westgotenreich mit vielen anderen Barbarenreichen vergleichend erforscht, vor allen Dingen in verschiedenen Wiener Forschungs-



Prof. Dr. Klaus Herbers, Professor für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg

programmen. Fragen zur Identität, zur Bedeutung von Gewaltgemeinschaften, zur Bedeutung von Sprache oder „Verfassung“ und andere Probleme standen meist im Vordergrund. Das Westgotenreich besitzt jedoch eine gewisse Sonderstellung, zum einen weil es 711 weitgehend unter muslimische Herrschaft geriet, zum anderen weil in Toledo relativ zentralistische Formen von Staatlichkeit entstanden und rechtliche und konziliare Praktiken sich besonders markant ausprägten. Blickt man auf die Kunstgeschichte, so bieten viele kürzlich publizierte Forschungen zu sakralen Bauformen zwischen dem 6. und 10. Jahrhundert neue Ergebnisse.

## III. 507–711 – Etappen, Ereignisse, Interpretationen

Will man die Entwicklung von 200 Jahren kurz skizzieren, so lässt der Blick auf die Karte (siehe Abb. 1, Seite 21) zunächst drei Befunde erkennen: 1) Teile Südwestfrankreichs (Narbonensis) sind zu berücksichtigen, 2) im Nordwesten bestand zunächst ein weiteres Reich der Sueben und 3) zeitweise (seit Kaiser Justinian) gewann auch Byzanz Einfluss im westlichen Mittelmeerraum.

### a) Bis Leovigild (507–569)

Die im 5. Jahrhundert um das Zentrum Toulouse gruppierten Westgoten verlagerten nach der Niederlage gegen die Franken 507 ihren Herrschaftsschwerpunkt nach Südgallien, in die Narbonensis und nach Spanien. Anfangs residierten die westgotischen Könige noch vielfach in Narbonne oder Barcelona. Toledo war zunächst nur kirchlicher Mittelpunkt, erst im 7. Jahrhundert wurde Toledo immer mehr auch zum politischen Zentrum.

Nach 507 war dieses Reich noch keine feste Größe, denn der Ostgotenherrscher Theoderich der Große († 526), der damals über Italien und einen Teil der provenzalischen Mittelmeerküste

herrschte, schickte ein Heer bis nach Barcelona, und das Westgotenreich kam zeitweise unter ostgotische Herrschaft. Auch König Theudis (531–548) war Ostgote und Heermeister in der *Hispania* gewesen. Er war mit einer reichen spanischen Grundbesitzerin vermählt und achtete darauf, dass Goten und *Hispani* friedlich zusammenlebten. Dieser innere Friede war nötig, denn nach außen musste sich Theudis sowohl gegen weitere Expansionsgelüste der Merowinger als auch gegen die Rekuperationspolitik des oströmischen Kaisers Justinian († 565) wehren, der sich für den westlichen Mittelmeerraum stark interessierte. Unter König Athanagild (551–568) gelangten einige Gebiete zwischen Cartagena und Málaga sogar unter byzantinische Herrschaft.

Aber beherrschten diese Könige schon ein westgotisches Reich? Zu Beginn des 6. Jahrhunderts dürften die Wanderungen der Westgoten aus Aquitanien begonnen haben. Außer nach Septimanie scheint die Mehrzahl der Westgoten nach Innerspanien migriert zu sein; dafür sprechen Reihengräberfriedhöfe, vor allem im Gebiet der heutigen Provinzen Segovia, Madrid, Palencia und Burgos. Auch die Münzstätten lassen Schwerpunkte tendenziell erkennen. Neben den Münzen zeigt die Ortsnamenkunde, dass gotische Ortsnamen vor allem dort belegt sind, wo Reihengräber auftauchen (Villatoro: villa Gothorum oder Revillagodos). Inschriften bezeugen gotische Adelige allerdings meist in Andalusien, besonders in spätantiken *civitates* wie Córdoba und Mérida.

Aber die Anzahl der Goten war begrenzt. Nur wenige gotische Elemente wurden in die romanische Sprache übernommen, offensichtlich war die Romanisierung der Westgoten schon weit fortgeschritten; einige belegte Mischehen deuten auf eine erste Annäherung von beiden Gruppen.

### b) Erneuerungstendenzen unter Leovigild und Reccared (569–601)

Unter Leovigild (569–586) und Reccared (586–601) fanden Neubestimmungen auf mehreren Ebenen statt. Johannes von Biclaro umschreibt das Programm Leovigilds wie folgt: „Er stellte das Land der Goten, das durch verschiedene Aufstände verkleinert worden war, in seinen alten Grenzen wieder her.“ Damit meinte er nicht nur die Aktivitäten gegen die Oströmer, sondern auch gegen andere Volksgruppen. Besonders gehörten Erfolge gegen die Sueven in Nordwestspanien dazu, deren Reich Leovigild 585 unterwarf. Im Zusammenhang mit den Eroberungen wurden Städte gegründet, wie Reccopolis in Innerspanien oder Vitoria im Baskenland. Mit der Namenwahl stellte sich Leovigild in kaiserliche Traditionen. In einen ähnlichen Zusammenhang gehört die Prägung von Goldmünzen mit seinem Namen und seinem Bild.

Man hat dies „Verkaiserlichung des Königtums“ genannt. Laut Isidor von Sevilla saß Leovigild „als erster mit königlichen Gewändern bekleidet auf dem Thron ...“, denn zuvor hatten die Herrscher die gleiche Kleidung und den gleichen Sitz wie das übrige Volk.“

Entscheidend wurde für die weitere Entwicklung der Übertritt der Westgoten vom Arianismus zum Katholizismus. Die Konzilien von 580 und 589 schufen neue, integrierende Bedingungen, die von mediterranen Verflechtungen, die Integration des Suebenreiches sowie die geistige Vorarbeit verschiedener Theologen und Gelehrter beeinflusst waren.

### c) *regnum Christianum* – Reich, Recht und Gesellschaft im 7. Jahrhundert

Das besonders von Isidor propagierte

Idealbild eines *regnum christianum* wurde seit dem dritten Konzil von Toledo (589) durch weitere Konzilien sowie rechtliche Kodifizierungen konturiert. Konzilien, wie das 633 von Isidor von Sevilla präsierte vierte Konzil von Toledo, fassten sogar Beschlüsse zur Königswahl, die einen Ausgleich von Adel und Königtum andeuten.

Römische Traditionen blieben bestimmend in der Verwaltung der Provinzen durch *duces* und *comites civitatum*. Besonders prägend blieb das römische Vorbild im Finanzwesen, das Bischöfe kontrollierten. Das Heer, während der Wanderungen wohl die wichtigste Institution, scheint im 7. Jahrhundert verfallen zu sein. Nach der *Lex Visigothorum* mussten auch Unfreie in den Krieg ziehen. Die normativen Quellen suggerieren, dass soziale Spannungen in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts zunahmten.

Diese schwächten aber die fortbestehende spätantike Stadtkultur keinesfalls. Wichtige, schon auf die Römerzeit zurückgehende Städte waren Mérida, Córdoba, Zaragoza und Lugo. Der Fernhandel lag weitgehend in der Hand von Juden und Orientalen, jedoch begann schon 615 eine antijüdische Politik, die im Taufbefehl König Sisebuts gipfelte und auch zur Flucht spanischer Juden ins merowingische Gallien führte.

### d) Niedergang und Ende des Westgotenreiches

Am Ausgang des 7. Jahrhunderts sind zunehmende Streitigkeiten, Adelskämpfe und Spaltungen, Revolten und Verschwörungen zu beobachten. So musste sich König Wamba (672–680) mit vielfachen Aufständen auseinandersetzen; bezeichnend ist sein Ende. Ervig, ein Sohn des Oströmers Ardabast, war unter Chindasvinth nach Spanien gekommen, wollte selbst König werden und hatte eine Verwandte des Königs geheiratet. Er gab Wamba einen Trank aus Besenginster, der ihm das Bewusstsein raubte. Dem nur scheinbar Sterbenden erteilte man die Sterbesakramente und legte ihm ein Mönchsgewand an. Damit war er in den geistlichen Stand aufgenommen und nicht mehr regierungsfähig. Als Wamba erwachte, musste er nur noch das Abdankungsschreiben unterzeichnen und ins Kloster gehen. Ervig wurde neuer König und ließ sich auf einer Synode seinen Regierungsantritt bestätigen; die Akten des 12. Toledanum beschrieben die Art und Weise, wie Ervig gehandelt hatte, recht genau und stellten eine Wiederholung des Verfahrens unter strenger Strafe!

Nach Ervigs Herrschaft kehrte keine Ruhe mehr ein. Verschiedene Personen oder Sippen konkurrierten. Die Krisen wurden durch eine schwere Pestepidemie 693–694 und eine weitere Seuche 701 verstärkt. Fast alle Juden wurden auf dem 17. Konzil von Toledo 694 entrechtet. Spätere Nachrichten machen glauben, dass die Juden angeblich Kontakte zu Arabern in Syrien aufgenommen hatten. Jüdische Kinder wurden ab dem 7. Lebensjahr ihren Eltern weggenommen und in christliche Familien gegeben. Dass Herrschaft offensichtlich nur noch an einigen Orten funktionierte, belegen die wenigen verbliebenen Münzprägungsstätten dieser Zeit. In die genannten Streitigkeiten ist die Eroberung großer Teile der Iberischen Halbinsel durch arabisch-berberische Truppen ab 711 einzuordnen.

## IV. Der Glaubenswechsel 587/9, geistige Blüte und die Konstruktion der Hispania

Wie bedeutend der Wechsel der Westgoten zum Katholizismus war, mag eine kurze Erzählung erläutern: Leovi-



gilds Sohn Hermenegild war mit einer fränkischen Katholikin Ingunde verheiratet, die ihren Mann dazu brachte, mit dem Katholizismus zu sympathisieren. Beide wurden nach Südspanien verbannt und gerieten unter den Einfluss des Mönches Leander von Sevilla, Bruder des berühmten Isidor. Ab 582 führte Leovigild gegen seinen Sohn Krieg, aber im byzantinischen Córdoba fand der katholische Hermenegild Unterschlupf. Gegen Geldzahlungen zogen die belagerten Byzantiner ab, zusammen mit der Gemahlin und dem Sohn von Hermenegild. Dieser unterwarf sich zwar seinem Vater, legte Herrschaftszeichen ab und wurde dann 585 in Tarragona ermordet. War das ein Tod für den katholischen Glauben? Papst Gregor I. nennt Hermenegild einen Märtyrer.

Der Konflikt verdeutlicht, wie explosiv die Situation war. Leovigild versuchte mit dem arianischen Konzil von Toledo von 580 einen Ausgleich. Durch Konzessionen (keine Wiedertaufe beim Übertritt vom Katholizismus zum Arianismus, Christus sei dem Vater gleichartig (*aequalis*/ähnlich) sollten Katholiken leichter zum Arianismus konvertieren können. Erfolg hatte allerdings der umgekehrte Weg unter König Reccared (586–601), der schon ein Jahr nach seinem Regierungsantritt, 587, zum Katholizismus übertrat. Das dritte Konzil von Toledo 589 erklärte den katholischen zum einzigen Glauben im Westgotenreich. Im Wechsel des Bekenntnisses spiegelte sich trotz mancher Verwerfungen ein Prozess der Annäherung von westgotischen und hispanoromanischen Führungsschichten.

Der Übertritt war jedoch auch durch verschiedene geistige Entwicklungen mit vorbereitet und gefördert worden. Verständlich ist der Erfolg kaum, wenn nicht die Bedeutung des Suebenreiches im Nordwesten, der Baetica im Süden und die oströmisch-byzantinisch beherrschten Gebiete berücksichtigt werden. In Personen gesprochen: Martin von Braga, Leander und Isidor von Sevilla.

#### a) Das Suebenreich und Martin von Braga

Die Sueben, deren Reich 585 von den Westgoten erobert worden war, hatten den Schritt zum Katholizismus schon früher vollzogen. Die Konversion wurde unter Martin beendet, der zwischen 561 und 572 Bischof von Braga († 579) wurde. Sein Lebensweg verdeutlicht, wie sehr die Spannweite des alten römischen Reiches noch im 6. Jahrhundert prägend blieb und er unterstreicht zugleich, welche Bedeutung dem nordwestlichen Teil der Iberischen Halbinsel zukam. Martin stammte wahrscheinlich aus Pannonien und erhielt seine monastische Schulung in Palästina. Auf der

### Im Wechsel des Bekenntnisses spiegelte sich trotz mancher Verwerfungen ein Prozess der Annäherung von westgotischen und hispanoromanischen Führungsschichten.

Reise nach Galicien wurde er mit dem Mönchtum der Schüler des Caesarius von Arles bekannt. Um 550 gründete er ein Kloster zu Dumio bei Braga. Noch vor 572 wurde er dort Metropolit.

In dieser Zeit verfasste er mehrere moraltheologische Schriften für den suevischen König. Mit seiner predigtartigen Schrift *De correctione rusticorum* (Über die Verbesserung der Bauern) versuchte er nicht nur heidnische Bräuche zu bekämpfen, sondern förderte

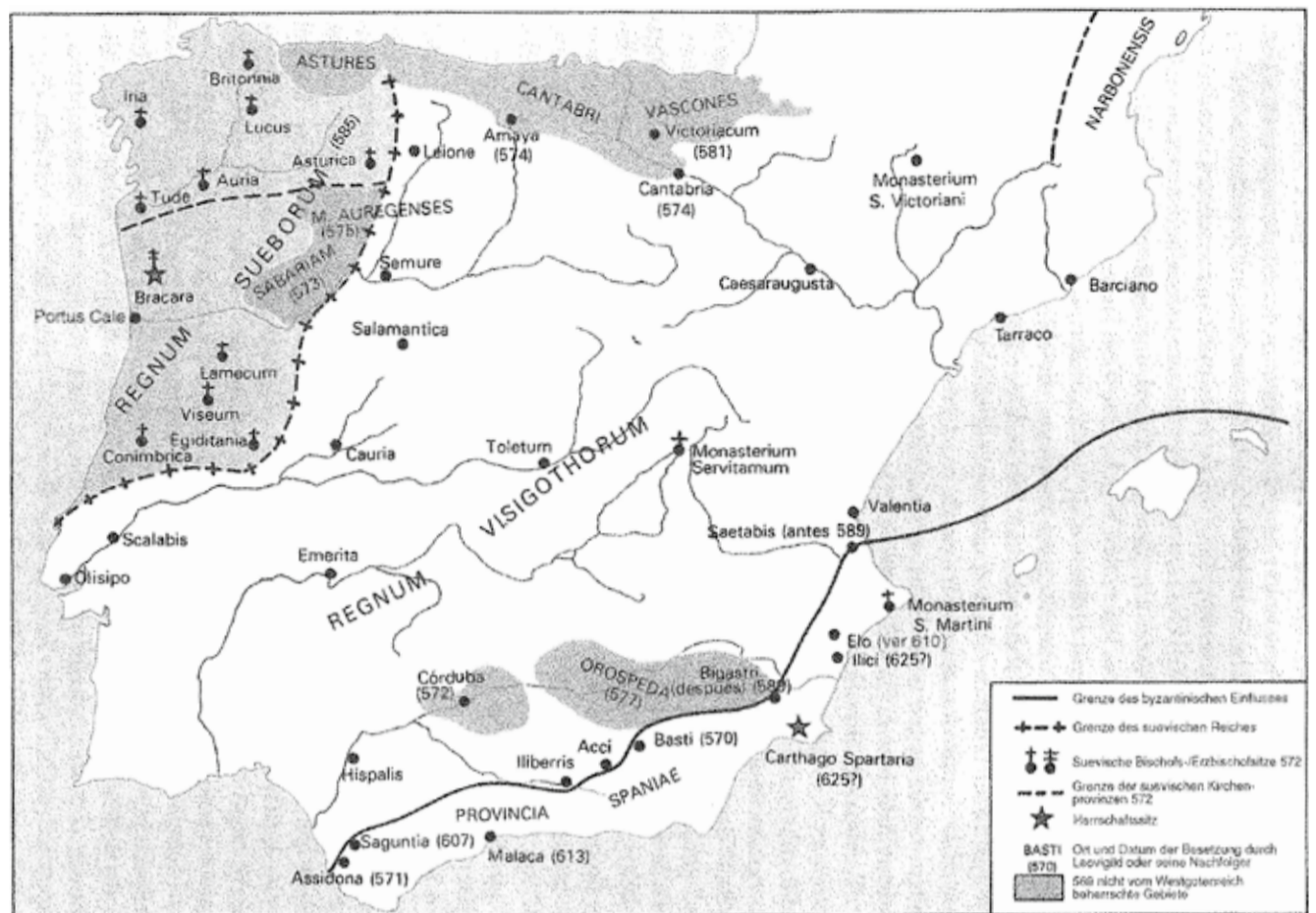


Abb. 1: Die iberische Halbinsel Ende des 6. Jahrhunderts. Die historische Karte stammt aus: Klaus Herbers, *Spanien im Mittelalter*, Verlag W. Kohlhammer.

auch den Übertritt der Sueven zum Katholizismus. Für das praktische kirchliche Leben sammelte er Synodalkanonens aus Byzanz, Afrika und Spanien (*Capitula Martini*) und übersetzte für das Klosterleben eine griechische Apophthegmata (Sinnsprüche)-Sammlung.

Den weiten Horizont Martins belegen auch seine Beziehungen: Als Verehrer des hl. Martin von Tours hatte er sein Kloster nach dessen Vorbild organisiert, eine Basilika für dessen Reliquien gebaut und ihm ein Gedicht gewidmet. Mit Bischof Gregor von Tours, mit Venantius Fortunatus und mit der Königswitwe Radegundis, der Gründerin des Kreuzesklusters in Poitiers, stand er in Kontakt.

#### b) Die Baetica und Leander von Sevilla

Was Braga für das Suevenreich bedeutete, waren Sevilla und Toledo für das Westgotenreich. Mit Sevilla verbinden sich die Namen der Brüder Leander und Isidor. Schon Leanders († 13. März 600) Lebensweg zeigt, aus welchen Wurzeln sich das geistig-geistliche Leben der südlichen Hispania am Ende des 6. Jahrhunderts speiste. Er entstammte einer vornehmen romanisierten katholischen Familie, die zur Zeit der byzantinischen Herrschaft aus Cartagena ausgewiesen wurde und sich im stärker westgotisch geprägten Sevilla niederließ. Dort wirkte Leander zuerst als Mönch; ab 577/578 als Erzbischof. Leander bekehrte wohl auch den schon genannten Hermenegild zum Katholizismus. Bei einer von Leander geleiteten Legation nach Konstantinopel um 580 traf der Sevilianer Hirte mit dem späteren Papst Gregor I. zusammen. Nach dem Herrschaftsbeginn Reccareds I. bereitete er den Übertritt zum römisch-katholischen Bekenntnis auf dem dritten Konzil von Toledo (589) vor.

#### c) Isidor von Sevilla

Bekannter als Leander wurde sein jüngerer Bruder Isidor († 636), der um 599/601 sein Nachfolger als Metropolit von Sevilla wurde. Das Konzil 619 und sein Vorsitz beim wichtigen vierten Reichskonzil zu Toledo (633) belegen seine zentrale Position im Westgotenreich, denn hier wurden zahlreiche kirchlich-politische Weichenstellungen in verschiedenen Kanones festgelegt, darunter Bestimmungen zur Judenfrage oder zur Wahlmonarchie.

Besonders bedeutsam wurde Isidor durch sein umfangreiches Werk; Jacques Fontaine kennzeichnet ihn als Epigonen der klassischen Bildung, der als Bindeglied von der Antike zum Mittelalter fungierte. Seine Schriften gliedern sich in naturwissenschaftliche, grammatische, historische und theologische Themenbereiche.

1. Die bedeutendste naturwissenschaftliche Schrift sind die für König Sisebut (612–621) geschriebenen *Etymologiae* (siehe Abb. 2, Seite 22). Die Erläuterungen fassen wie eine Art Realenzyklopädie das weltliche und geistig-geistliche Wissen der Antike zusammen. Neuere Forschungen zeigen, dass Isidor vor allem nordafrikanische Schriftsteller und Anthologien als Quelle nutzte. Damit wurde antikes Wissen vielfach in doppelt gebrochener Form für den lateinischen Okzident verfügbar. Die *Etymologiae* wurden durch weitere Arbeiten Isidors wie *De natura rerum*, einen Traktat über Chronologie, Kosmologie und Astronomie sowie einen *Liber numerorum* ergänzt.

2. In einen ähnlichen Zusammenhang gehören Isidors Werke, die schulmäßiges Wissen zu sprachlichen Phänomenen weitervermittelten.

3. Für Isidors theologisches Haupt-

werk, die *Sententiarum libri tres*, dienen die *Moralia in Job* Gregors des Großen als Vorbild. Für die Praxis waren *De ecclesiasticis officiis* und eine Mönchsregel bestimmt. In *De ortu et obitu patrum* bietet Notizen zu Personen vornehmlich aus dem Alten und Neuen Testament.

4. Die letzte Gruppe der isidorianischen Werke betrifft die Historiographie und muss etwas ausführlicher gewürdigt werden. In *De viris illustribus* charakterisiert Isidor besonders afrikanische und spanische Schriftsteller des 6./7. Jahrhunderts und nutzte existierende Werke. Eine Weltchronik gliederte den Stoff nach der augustianischen Lehre in sechs Weltzeitalter.

Über die Herrscher dreier Völker seit dem 4. Jahrhundert mit einem deutlichen Schwerpunkt auf den Goten berichtet Isidor in der *Historia de regibus Gothorum, Vandalorum et Sueborum*. Dieses Werk thematisiert Annäherungsprozesse zwischen der *gens* der Goten und der romanischen Bevölkerung. Obwohl Sohn eines Provinzialen aus der Gegend von Cartagena, verfasste Isidor gleichwohl eine Geschichte der Goten, die eine Verschmelzung römischer und gotischer Traditionen erkennen lässt. Angeregt hatte das Werk vielleicht der kulturell interessierte König Sisebut. Isidor war die arianische Vergangenheit der Goten zwar nicht genehm und er brachte diese mit Magog, dem biblischen Feind des Gottesvolkes, in Verbindung. Andererseits pries er die Goten, weil sie Tugend (*virtus*) besaßen. Der heilsgeschichtliche Weg habe durch diese *virtus* fast zwangsläufig zur Konversion des Volkes geführt.

Römische Tradition und Gotenherrschaft gingen in diesem Werk eine Symbiose ein. Neben der personellen gab es sogar eine räumliche Perspektive, wie das vorangestellte Lob – *Laus Hispania*



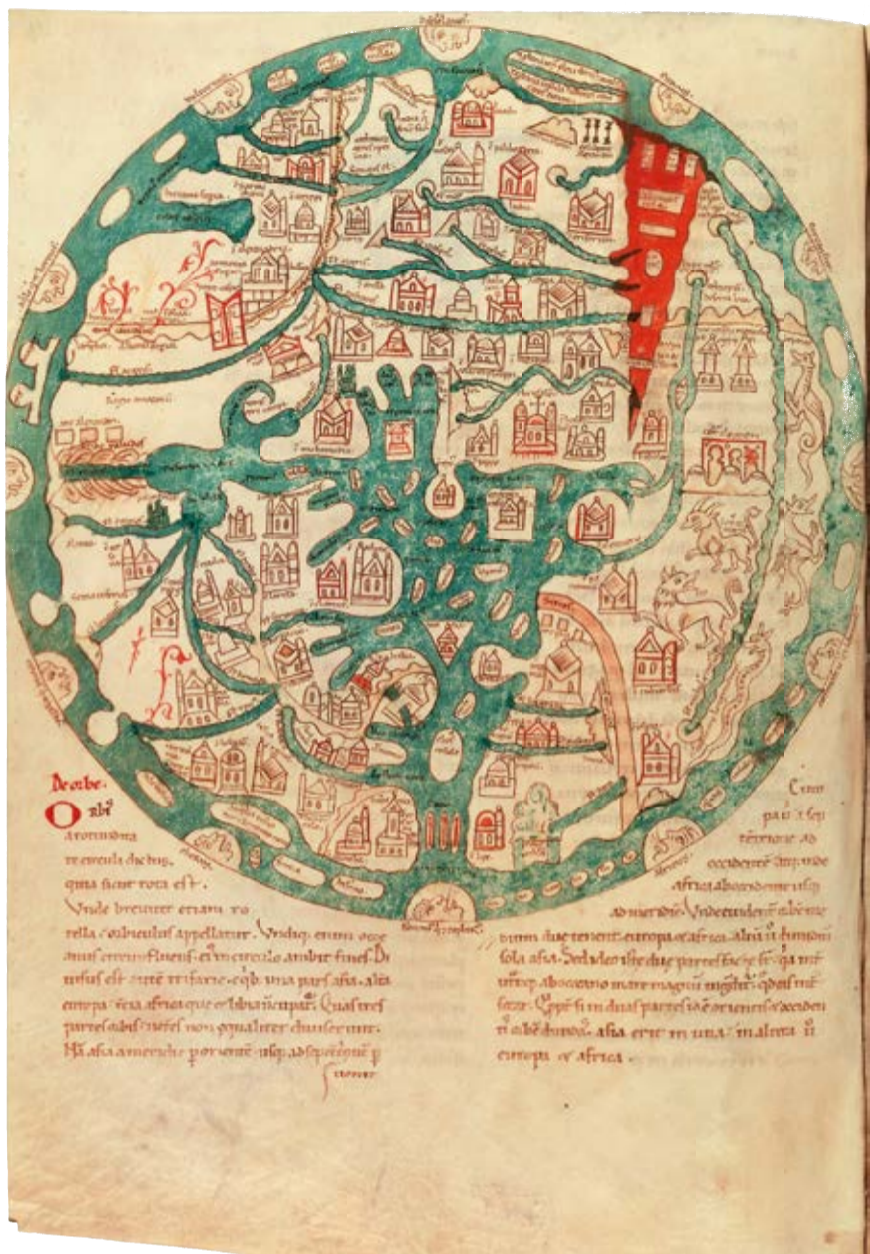


Foto: akg-images

**Abb. 2:** Das wichtigste unter der großen Zahl von Werken des Gelehrten, politischen Beraters und Erzbischofs Isidor von Sevilla ist seine „Etymologia“. Sie galt im gesamten Mittelalter als Stan-

dardwerk. Diese Buchmalerei einer Ausgabe aus dem 12. Jahrhundert aus Nordfrankreich wird u. a. von einer Weltkarte geschmückt, die die Beschreibungen Isidors graphisch umsetzt.

– zeigt. Spanien werde jetzt vom Volk der Goten glücklich beherrscht. Spanien sei die geheiligte Mutter von Königen und Völkern, die Königin aller Provinzen. Die Goten verbanden sich mit diesem Land wie mit einer entführten Braut. Biblische Vorbilder, so das Aufsuchen des Gelobten Landes, prägen die Darstellung. Es ist zweitrangig, ob Isidor hier eher das von Gott erwählte Gotenvolk oder vor allem das Land beschreibt, wie die Forschung kontrovers diskutiert hat. Neu und wichtig erscheint, dass eine gentile Gemeinschaft explizit in eine römische Tradition gestellt wurde, die Land und *gens*, Raum und Personen vereinte. Spätere Ansätze zur Rückbesinnung auf die Goten nutzen Isidors Schrift als wichtigen Referenzpunkt.

Mit seinem gesamten Werk schuf Isidor die Verbindung zwischen Altem und Neuem, er war Vermittler antiken Wissens in den *Etymologiae*, technisch antiken Wissens in *De natura rerum*, und er verband ebenso römische Traditionen mit der neuen Gotenherrschaft. Somit verknüpfte er das frühe Mittelalter mit der Spätantike; er trug zum Verständnis der antiken Überlieferung erheblich bei und tradierte das System von Bildung und Ausbildung. Diese Bedeutung Isidors zeigt auch die spätere Verbreitung seiner Schriften, die hauptsächlich über Irland ins übrige Europa

gelangten, besonders im 8. und 9. Jahrhundert.

Die drei vorgestellten Gestalten sind exemplarisch und zeigen, wie gerade von den Rändern her, vom Nordwesten und vom Süden unter dem Dach des Katholizismus große Integrationsleistungen gedacht, später auch umgesetzt wurden. Die Zentralisierung der Herrschaft in Toledo, die kontinuierliche kirchliche Gesetzgebung, die Ausbreitung des Mönchtums und die Gesetzgebung bauten hierauf auf und nutzten weiterhin Schrift als Medium.

Zu den kulturellen Aspekten dieser Zeit gehören jedoch nicht nur Schriften. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts sollen die plastischen Kunstwerke künstlerisch diejenigen anderer germanischer *gentes* überragt haben. Neben der hispanoromanischen Kunst blieben von der westgotischen Kunst Objekte wie Gürtelschnallen, Fibeln, Broschen und Kriegsgewand erhalten. Vor allem im Zentrum der Iberischen Halbinsel gab es verschiedene aulenförmige Bauten; bekannt sind in Oviedo spätere Imitationen, und auch die meisten noch heute erhaltenen kleineren Kirchenbauten in der nördlichen Meseta lassen die Tendenzen dieses Stils erkennen. Die Karte (siehe Abb. 3, Seite 23) lässt die archäologisch neu untersuchten Bauten deutlich erkennen.

Es ist strittig, ob diese Bauwerke ei-

nem spätantiken oder einem spanischvorromanischen Stil zuzuordnen sind; es wird um die Terminologie für diese und andere Bauwerke gerungen, byzantinischer Einfluss wurde immer wieder behauptet. Beachtenswert sind weiterhin Goldschmiedearbeiten wie die Arbeiten aus dem Schatz von Guarrazar.

## V. Recht und Kirchenrecht

Der Glaubenswechsel beförderte auch die Weiterentwicklung des Rechts. Schon im Tolosaner Westgotenreich war der sogenannte *Codex Euricianus* für die Westgoten aufgezeichnet worden. Daneben galt eine *Lex Romana Visigothorum* für die römisch-romanische Bevölkerung. Leovigild und Receswinth schufen einen *Codex revisus*,

### Die Einteilung in Bistümer orientierte sich an den Strukturen der spätantiken Provinzen.

der eine Angleichung der Romanen und Goten erkennen lässt. So hob Leovigild das bisher bestehende Eheverbot zwischen Goten und Römern/Romanen auf. Schließlich wurde 654 unter König Receswinth mit der *Lex Visigothorum (Liber Iudiciorum)* ein für Romanen und Goten gleichermaßen gültiges Recht geschaffen. Dies bedeutete gegenüber anderen gentilen Reichsbildungen dieser Zeit ein *Unicum*. Allerdings bleibt unsicher, inwieweit die Praxis der Theorie folgte.

Eine gewisse „staatliche“ Eigenständigkeit betraf ebenso den kirchlichen Bereich, denn nach dem offiziellen Übertritt der Herrschaftsträger zum Katholizismus entwickelte sich die römische Provinzial- zu einer Landes- und Staatskirche. Kirchliche Rechtssätze wurden auf einer Vielzahl von Konzilien, meist in Toledo, beschlossen. Sogar die Verfahrensweisen in den sogenannten *ordines concilii* sind überliefert und die Beschlüsse, *Canones*, gesammelt.

Die Einteilung in Bistümer orientierte sich an den Strukturen der spätantiken Provinzen. Zum wichtigsten Ort wurde zunehmend Toledo, das seinen Rang wohl vor allem deshalb steigern konnte, weil sich dort nun der Königshof befand. Hier, im Zentrum der Iberischen Halbinsel, fanden im 7. Jahrhundert fast alle Konzilien statt. Seit 633 wurden gleichsam regelmäßige „nationale“ Synoden abgehalten. Der Metropolit von Toledo gewann eine patriarchatsähnliche Stellung (ab 681 mit dem Titel Primas). Dies reizt zum Vergleich mit Byzanz, denn damit ergaben sich parallele Entwicklungen in der Nachfolge des römischen Reiches.

Mönchtum und Klosterwesen nahmen seit dem 6. Jahrhundert einen Aufschwung, vor allem in der Gegend des alten Suebenreiches. Zwar war das benediktinische Mönchtum teilweise bekannt, aber wichtiger wurde für das monastische Leben in Spanien das Regelwerk des Fructuosus von Braga († um 665) oder dasjenige Isidors von Sevilla. Für Nonnen hatte schon Isidors Bruder Leander eine Regel verfasst. Eine Eigentradition blieb die altspanische Liturgie, die später „mozarabisch“ genannt und 633 für das ganze Reich vorgeschrieben wurde. Sie behielt bis ins 11./12. Jahrhundert besondere Bedeutung.

## VI. Was Europa den Westgoten verdankt – statt einer Bilanz

Die Frage, inwieweit die Westgoten die weitere Geschichte prägten, ist in dieser Allgemeinheit nicht zielführend,

denn jede geschichtliche Entwicklung prägt. Deshalb kann es nur um einige auch subjektiv gewählte Spuren gehen, die nicht nur das politische Leben, sondern auch die kirchliche Entwicklung betrafen; hieran dürften sich durchaus Wege von der Antike ins Mittelalter ablesen lassen.

1. Wie auch immer man vor dem Hintergrund neuerer Forschungen zu Ethnogenese, Nation und Staatlichkeit die westgotische Herrschaft einschätzt, so war die Leistung, verschiedene kulturelle und staatliche Traditionen zusammenzuführen, wegweisend. Zwar ist nicht bis ins Einzelne zu belegen, in welchem Maße Goten und Hispanoromanen zusammenfanden, zumindest aber wurde hier ein Weg, anders als in weiteren gentilen Reichen, theoretisch vorgedacht und – wie Konzilsbeschlüsse erkennen lassen – teilweise erfolgreich beschritten. Eine vergangenheitsgestützte Zukunftsvision hatte die *Laus Spaniae* mit drei Begriffen *rex*, *gens* und *patria* vorgezeichnet. Die westgotische Staatlichkeit verblieb in starken römischen Traditionen. Kurz vor dem Untergang deutet die zunehmende Macht des Adels zwar auf zentrifugale Tendenzen, jedoch baute der Adel abweichend von anderen Barbarenreichen keine Großherrschaften auf; auch blieb das Reich ungeteilt.

Da die Thronfolge im Westgotenreich seit dem 7. Jahrhundert durch Wahlen geprägt war, gewann die sakrale Herrschaftslegitimation an Bedeutung. Die Bestätigung von Erhebungen auf Konzilien und die Salbungen belegen dies. Dass dies auf das Frankenreich und die – freilich nicht bewiesene – Salbung Pippins oder die Vorstellung davon einwirkte, ist zumindest denkbar.

Die Formen zentraler Staatlichkeit im Westgotenreich basierten zumal an der Wende zum 7. Jahrhundert vor allem auf byzantinischen Vorbildern, wo im frühen Mittelalter Vergleichbares zu beobachten ist. Die im Westgotenreich entwickelten Konzeptionen boten aber Anknüpfungspunkte, um die spanische Geschichte auch später als Einheit und nicht nur als ein Ensemble regionaler Geschichten zu verstehen, so in historiographischen Entwürfen des 9. oder 13. Jahrhunderts, die auf die Goten als „Gründungsväter“ der hispanischen Geschichte rekurrierten und den historischen Prozess neu konstruierten. Ähnliches galt für Kreuzzugs- und Reconquista-Konzeptionen, denn waren nicht auch die Goten ins Gelobte Land gezogen? Jedoch ist einzuräumen, dass diese „westgotische Staatsideologie“ eher geistesgeschichtlich wirkte. Rückbesinnung auf gotische Zeiten half nicht nur bei Geschichtskonstruktionen in Asturien, sondern auch in Septimanie und Katalonien. Ob dies sogar aktuelle Bedeutung besitzt?

2. Berücksichtigt man neuere Überlegungen, inwieweit die Volksrechte nicht ausschließlich personenbezogene, sondern auch territoriale Aspekte aufwiesen, dann dürfte das Recht im Westgotenreich hervorstechen. Die Zusammenführung von Rechtssammlungen für Goten und Romanen wies deshalb in die Zukunft, weil hier seit dem 7. Jahrhundert zunehmend nicht nur von Personen her gedacht wurde. Westgotisches Recht behielt bis ins hohe Mittelalter Geltung, zuerst am Hof von Oviedo, dann in León. Westgotisches und implizit römisches Recht zitierten sogar arabische Dokumente im 9./10. Jahrhundert, wie spanische Forscher jüngst zeigen konnten.

Neben dem weltlichen Recht zeitigten kirchenrechtliche Sammlungen und Konzilsbeschlüsse besondere Langzeitwirkungen. Ein Teil ist in der *Collectio*



# Ulfila – Bischof der Christen im gotischen Land. Seine Bedeutung für die Anfänge des gotischen Christentums

Eike Faber

In Leben und Werk Ulfilas sind die Anfänge des Christentums unter den Goten greifbar. In seiner Person laufen unterschiedliche Entwicklungsstränge des 4. Jahrhunderts von maßgeblicher Bedeutung zusammen, darunter die römisch-gotischen diplomatischen Beziehungen, dogmatische Streitigkeiten der Kirche des Imperium Romanum, die Missionsgeschichte und Martyrien im Barbaricum, sowie die Erfindung einer gotischen Schrift und die Übersetzung der Bibel in die gotische Sprache. Ulfilas Einfluss auf die genannten Entwicklungen reicht über seine Lebenszeit hinaus.

## I. Überblick

Die Geschichte der (West-)Goten und ihres Christentums lässt sich in vier Abschnitte einteilen. Der erste Abschnitt erstreckt sich vom 1. bis ins 3. Jahrhundert. In diesem Zeitraum breitete sich das Christentum im Wesentlichen innerhalb des Römischen Reiches aus. Parallel dazu wanderten die Vorfahren der Goten an die Peripherie der Mittelmeerwelt. Eine Beziehung zwischen den Goten und dem Christentum lässt sich in dieser Zeitspanne nicht nachweisen.

Der zweite Abschnitt erstreckt sich vom späten 3. Jahrhundert bis ins 5. Jahrhundert. Das Römische Reich wurde in dieser Zeit christlich. Die Bevölkerungsmehrheit blieb sicher noch bis ins 5. Jahrhundert heidnisch, die meinungsführende und gesetzgebende Elite christianisierte sich jedoch rasch. Die Goten erlebten diesen Prozess als direkte Nachbarn des Römischen Reiches mit. Es gab unter ihnen Individuen, die den Status freier Goten hatten und das Christentum praktizierten. Die beiden genannten Aspekte, Gotisch-sein und Christ-sein, blieben jedoch konzeptionell klar getrennt: Die Stammesidentität der terwingischen Goten war heidnisch geprägt. Die Landkarte (Abb. 1, Seite 24) skizziert den Balkanraum in dieser Zeit zeigt Siedlungsgebiete und Wanderungsströme.

Der dritte Abschnitt dauerte vom späten 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Die Konversion der Westgoten zum Christentum fand in dieser Zeit auf Reichsboden statt. Sie haben dabei bewusst ein von der Orthodoxie der römischen Reichskirche abweichendes christliches Bekenntnis angenommen. Die Zugehörigkeit zu diesem gotischen christlichen Bekenntnis war wenigstens für die Obrigkeit konstitutiv. Gotisch-sein bedeutete, Anhänger eines anderen Christentums zu sein als die übrigen Reichsbewohner. Das Bekenntnis erfüllte eine Funktion als ein Kennzeichen von Alterität und dokumentierte einen höheren Status.

Im Anschluss hieran gab es seit dem späten 6. Jahrhundert und bis 711 einen vierten und letzten Abschnitt der Beziehung der Westgoten zum Christentum. Seit 589 hingen die Goten demselben katholischen Glauben an wie die hispanische Bevölkerungsmehrheit des *Regnum Toledanum*. Das bedeutete einen konzeptionellen Umbruch, der von einer Stammes- oder Volksreligion, die den Goten eigen sein konnte, weg- und zu einer Reichsreligion hinführte, die



Dr. Eike Faber, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur Geschichte des Altertums an der Universität Potsdam

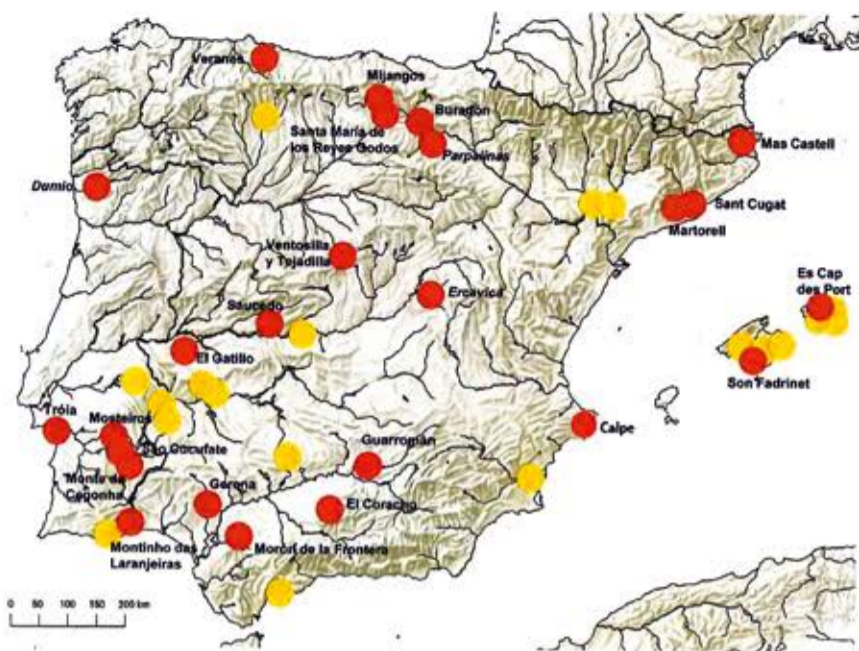
alle Einwohner und Untertanen umfasste.

## II. Leben des Ulfila

Ulfilas Name ist gotischer Herkunft, in griechischer und lateinischer Sprache in einer Reihe von Schreibweisen überliefert und bedeutet etwa „Wölfchen“.

Die ersten Christen, die im Gebiet der Goten lebten, waren als Sklaven dorthin gelangt. Sie waren die Opfer einer Reihe von gotischen Vorstößen gegen das Römische Reich, die im 3. Jahrhundert geführt wurden. So wurden vor allem aus Kleinasien Menschen – und darunter Christen – auf dem Seeweg in das gotische Barbaricum entführt. Die kirchengeschichtlichen Quellen, die von diesen Entführungen berichten, suggerieren, dass auf diese Weise sogar viele Christen zu den Goten gelangt seien, was jedoch nicht unabhängig zu belegen ist.

Im Jahr 257 sind auch Ulfilas Vorfahren von den Goten verschleppt worden, ihre Heimat war das Dörfchen Sadalgotina auf dem Territorium des kappadokischen Parnassos, gelegen etwa 100 Kilometer süd-südöstlich vom heutigen Ankara. Der christliche Glaube wurde Ulfila also von seinen Großeltern mitgegeben. Es wird oft davon ausgegangen, er sei das Kind eines gotischen Vaters und einer Mutter, die von jenen Kappadokiern abstammte. Dahinter stecken Annahmen und Analogieschlüsse, wie ethnische Zugehörigkeit und der Status des Freien weitergegeben werden – nämlich über den Vater –, beziehungsweise welcher Elternteil die religiösen Überzeugungen stärker prägt – nämlich die Mutter. Sein Name ist jedenfalls eindeutig gotisch, sagt jedoch nichts über den sozialen Stand aus. Herwig Wolfram formuliert griffig: „Was immer auch die Vorfahren des Gotenbischofs für diesen bedeuteten, die ethnische Zugehörigkeit Ulfilas zu den Goten steht außer Frage. Er war ein geborener Gote,



Taf./Am. 9: Frühchristliche Landkirchen (4.–6. Jahrhundert) auf der Iberischen Halbinsel und den Balearen. Den 1978 von Schlunk und Hauschild berücksichtigten Stätten (gelbe Punkte ohne Beschriftung) werden die im vorliegenden Beitrag angesprochenen Monumente (rote Punkte; nahezu durchwegs Neufunde) gegenübergestellt (Arbeiter → S. 359).

Abb. 3: Die westgotische Kunst drückte sich auch in vielen – meist noch heute erhaltenen – kleineren Kirchenbauten in der nördlichen Meseta aus, die hier aufgelistet sind. Diese Landkarte drü-

cken wir ab mit freundlicher Genehmigung des Vervuert-Verlags. Sie ist erschienen im Buch *Schnittpunkt der Kulturen*, erschienen im Jahr 2016.

*Hispana* überliefert. Diese wichtige Kirchenrechtssammlung des lateinischen Westens hat von der Iberischen Halbinsel aus unmittelbar Einfluss geübt. Sie wurde sogar ins Arabische übertragen, was ihre Bedeutung im südlichen Teil Spaniens nach 711 belegt. Mit den Kanones-Sammlungen wurden zugleich Vorstellungen über das Verhältnis von Königtum und religiöser Herrschaftslegitimation weitergegeben. Sogar die meisten „Geschäftsordnungen“ west- und mitteleuropäischer Synoden folgten den Konzilsordines, die sich bei den westgotischen Konzilen ausgeprägt hatten.

3. Die aus der Antike übernommenen räumlichen Einteilungen samt den Römerstraßen – eine bot die Grundlage für den späteren Jakobsweg – blieben weiterhin vor allem in der Einteilung kirchlicher Provinzen bestehen und gewannen im 11. und 12. Jahrhundert mit Fortschreiten der „Reconquista“ neue Aktualität. Hier galt es immer, den alten oder den vermeintlich alten Zustand der Westgotenzeit wiederherzustellen. Ähnliches galt für Toledo, das nach der „Rückeroberung“ wieder ein Zentrum geworden war. Die Primatsrechte von 681 wurden 1086 erneut bestätigt.

4. Besonders wirkten literarische und gelehrte Werke weiter. Isidor wurde nach der Westgotenzeit nicht vergessen: Sein Werk wurde weiterhin geschätzt, besonders – seit der Übertragung der Gebeine 1063 – in León. Abschriften und Fortführungen seiner Gotengeschichte belegen, wie traditionsstiftend sein Werk war. Spuren des kirchlichen Lebens sind teilweise noch heute in „westgotischen“ Bauten zu verfolgen. Im Übrigen blieben auch westgotische Münzen im Umlauf.

5. Schließlich wurden westgotische Traditionen im übrigen Europa und im Mittelmeerraum verbreitet. Westgotische Einflüsse auf die lateinische Christenheit sind unter anderem die bereits genannten Aspekte des Rechtes, der Königssalbung und des gelehrten Wis-

sens. Der Rezeptionsprozess in Europa erreichte vor allem im 8. und 9. Jahrhundert einen Höhepunkt. Im Zusammenhang mit der karolingischen Renaissance begegnen zudem gelehrte Köpfe aus der *Hispania*, zu denen Personen wie Theodulf von Orléans, Benedikt von Aniane oder Agobard von Lyon gehörten.

Prägungen und Nachwirkungen waren folglich keinesfalls gering. Das Jahr 711 brachte zwar Neuorientierungen, war aber vielleicht doch keinen Einschnitt, der eine völlige Umstrukturierung bewirkte, unter anderem auch, weil die Westgotenzeit in vielen, freilich häufig verformenden späteren Erinnerungen lebendig blieb. □

## Ausgewählte bibliographische Hinweise

Fontaine, Jacques: *Isidore de Séville. Genèse et originalité de la culture hispanique au temps des Wisigoths* (Turnhout 2000)

Herbers, Klaus: *Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts* (Stuttgart 2006)

Im *Schnittpunkt der Kulturen / Cruce de Culturas. Architektur und ihre Ausstattung auf der Iberischen Halbinsel im 6. – 10./11. Jahrhundert / Arquitectura y su decoración en la Península Ibérica del siglo VI al X/XI*, hg. von Ines Käflein / Jochen Staebel / Matthias Untermann (Frankfurt/M 2016)

Steinbach, Sebastian: *Imitation, Innovation und Imperialisierung. Geldwesen und Münzprägung als wirtschaftshistorische Quellen zu ethnischen Identität und Herrschaftsorganisation des spanischen Westgotenreiches (ca. 572–714)* (Münster 2017)

*Neue Wege der Frühmittelalterforschung. Bilanz und Perspektiven*, hg. von Walter Pohl / Maximilian Diesenberger / Bernhard Zeller (Wien 2018)



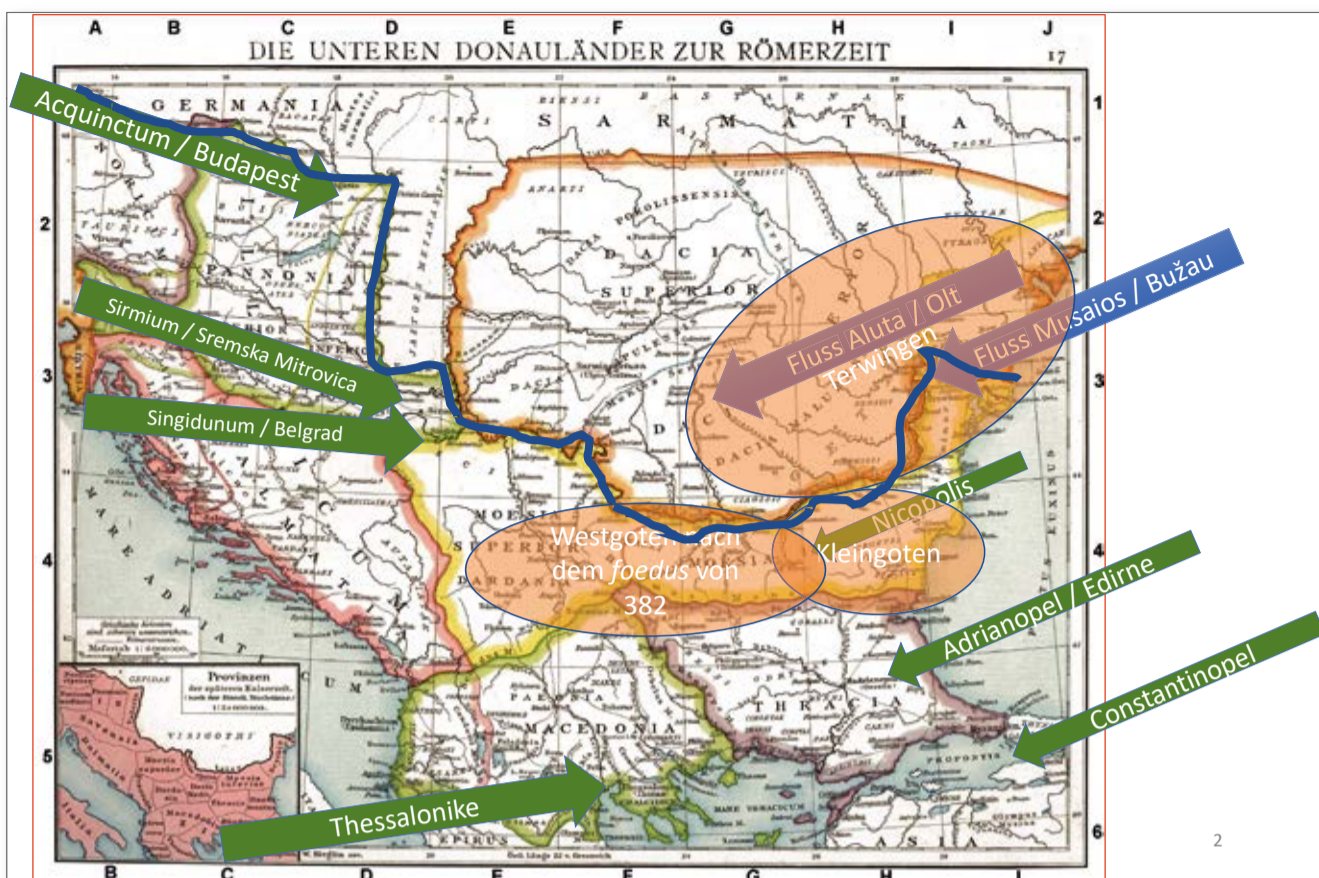


Abb. 1: Diese historische Karte, die Dr. Eike Faber überarbeitet und mit Angaben ergänzte, zeigt die unteren Donauländer in spätrömischer Zeit.

von dessen nichtgotischen Großeltern man – im Unterschied zu vielen seiner Stammesgenossen – eine verlässliche Nachricht besitzt.“

Eine Fülle von Quellen berichtet über das Leben und Wirken Ulfilas: Er wurde in der Gothia geboren, wuchs dort im christlichen Glauben auf und wurde Lektor in seiner Gemeinde. In dieser Funktion nahm er an einer Gesandtschaft nach Konstantinopel teil und wurde im Römischen Reich zum Bischof geweiht. Nach seiner Rückkehr wirkte Ulfila sieben Jahre lang in seiner Heimat als Bischof, bis er zusammen mit seiner Gemeinde verfolgt wurde und von Constantius II. die Erlaubnis erhielt, sich bei Nikopolis in der Provinz Moesia anzusiedeln. Ulfila nahm 360 am Konzil von Konstantinopel teil und reiste nach 381 nochmals in die östliche Hauptstadt, um an einem weiteren Konzil teilzunehmen, verstarb jedoch vor dessen Beginn. Er vertrat ein homöisches Christentum, entwickelte ein Alphabet für die gotische Sprache und fertigte eine Bibelübersetzung an.

Die Quellentexte nennen keine exakten Daten und sie widersprechen sich in den Details, woraus sich jeweils eine spezielle Intention ablesen lässt. Die Datierung von entscheidenden Ereignissen in Ulfilas Leben, darunter besonders seine Weihe zum Bischof sowie seine Teilnahme an Konzilen, hat mitunter Einfluss darauf, welche Bewertung seine Handlungen erfahren. Hervorzuheben ist hier die Schrift *Dissertatio Maximini contra Ambrosium*, die Dokumentation kirchenpolitischer Streitigkeiten von 381, die in anhaltenden Debatten der 420er Jahre zum Einsatz kam. Hierin wird ein Brief ausführlich zitiert, den Auxentius von Durostorum verfasste, ein Schüler des Ulfila.

Auxentius bedient sich einer durch und durch biblisch gefärbten Sprache. Besonders hervorgehoben stilisiert er Ulfila zum „Mann Gottes“ wie es Moses und der Prophet Elias gewesen seien. Ulfila sollte als eine Persönlichkeit er-

scheinen, die unmittelbar von Gott inspiriert war, um für die bedrängten homöischen Gläubigen in Moesia und Thracia ein Vorbild abzugeben. Dieses Stilisieren bringt eine Gliederung von Ulfilas etwa 70-jährigem Leben in 30 und 40 Jahre mit sich: Im Alter von 30 Jahren wurde er Bischof (*de lectore triginta annorum episcopus est ordinatus*), insgesamt 40 Jahre lang amtierte er, nämlich sieben im Gotenland und weitere 33 Jahre auf Reichsboden. Die Vertreibung aus dem Stammesgebiet und die Dauer seines Bischofsamts werden auf Moses bezogen. Angesichts dieser ausgeprägten Harmonisierung auf biblische Vorbilder hin dürften die angegebenen Jahre eher topisch denn als exakte Lebensdaten zu verstehen sein.

Die Zahlenangaben in Jahreszahlen umzusetzen ist also nicht unproblematisch. Das Sterbedatum Ulfilas ist wohl 383 (oder 382) gewesen und die Gesandtschaft nach Konstantinopel, die zur Bischofsweihe des Ulfila führte, ist auf 336 anzusetzen. Das Geburtsdatum ist nicht präziser einzugrenzen als auf den Beginn des 4. Jahrhunderts.

Der griechische Kirchenhistoriker Philostorgios schrieb im frühen 5. Jahrhundert über die Bischofsweihe des Ulfila (Philost., h.e. 2, 5, 17–21): „In der Regierungszeit Constantins wurde er (Ulfila) gemeinsam mit anderen [Goten] von dem Herrscher dieses Volks (auch die barbarischen Völker dort waren nämlich dem Kaiser untertan) auf eine Gesandtschaft geschickt und wurde von Eusebius [von Nikomedien, E.F.] und den Bischöfen, die bei ihm waren, (zum Bischof) der Christen im Gotenland geweiht.“

Die gotische Gesandtschaft, als deren Mitglied Ulfila nach Konstantinopel kam, galt Konstantin dem Großen. Dieser hatte die Terwingen militärisch besiegt und 332 einem *foedus* unterworfen. Entsprechend ist die gotische Gesandtschaft als Geste der Anerkennung der eigenen Unterordnung zu verstehen. Sie muss also zwischen 332 und 337,

dem Todesjahr Konstantins, abgeschickt worden sein.

Die gotische Gesandtschaft galt dem dreißigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers im Jahre 336. Zu den *tricennalia* Konstantins gehörte auch ein Konzil, das im Sommer des Jahres in Konstantinopel stattfand. Angesichts der herausgehobenen Bedeutung, die Eusebius von Nikomedien in den Berichten über dieses Konzil einnimmt – er wird von den Kirchenhistorikern übereinstimmend als treibende Kraft hinter den arianerfreundlichen Beschlüssen dargestellt –, passt das Konzil von Konstantinopel 336 mindestens ebenso sehr zum zitierten Bericht wie die übliche Verbindung der Bischofsweihe Ulfilas mit der Kirchweihsynode von Antiochia 341. Das ausdrückliche Zeugnis, die Gesandtschaft habe Konstantin dem Großen gegolten, hat mehr Überzeugungskraft als die Zahlenangaben. Die Bischofsweihe Ulfilas fügt sich in ein dezidiert christliches Programm für Konstantins Herrschaftsjubiläum, der auf diese Weise zum Schirmherren aller Christen wird, gerade auch derjenigen außerhalb des Reichsterritoriums.

Aus der Beteiligung Ulfilas an der Gesandtschaft geht hervor, dass er eine gewisse Geltung unter den Goten besaß. Dazu hat ihm nur in geringem Maße seine soziale Stellung verholfen, Ulfila wird allgemein als freier Gote angesehen, der jedoch nicht der Stammesobrigkeit angehörte. Er hatte eine gute Ausbildung genossen, und konnte in drei Sprachen (Gotisch, Griechisch, Latein) durch rhetorische Fähigkeiten überzeugen. Ausschlaggebend war jedoch sein christlicher Glaube – Ulfila nahm als *lector* an der Gesandtschaft teil. Hier manifestiert sich deutlich der Wunsch der gotischen Führungsschicht, dem christlichen Kaiser Konstantin mit einer zumindest teilweise christlichen Gesandtschaft aufzuwarten.

Ulfila versah seine seelsorgerische Mission bis gegen Ende der 340er Jahre nördlich der Donau, wurde dann aber

mitsamt seiner Gemeinde vertrieben. Auf Reichsboden erfolgte die eigentliche, historisch bedeutsame Leistung des Ulfila. Hier entwickelte er das Alphabet für die gotische Sprache und übersetzte die Heilige Schrift aus dem Griechischen in seine Volkssprache.

Ulfila partizipierte an der kirchenpolitischen Entwicklung im Römischen Reich, wir kennen beispielsweise sein Abstimmungsverhalten auf der Synode von Konstantinopel im Jahre 360. Ulfila bestätigte bei dieser Gelegenheit seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die zunächst Eusebius von Nikomedien angeführt hatte und der unter anderem der Bischof der Residenzstadt Mailand im Westen und kaisernahe illyrische Bischöfe im Osten angehörten. Ulfila ist damit ein namentlich bekannter Bischof, der sich zur vorherrschenden trinitarischen Position bekannte, die vom Kaiser Constantius II. protegiert wurde. Impulse Ulfilas für die Reichskirche lassen sich nur begrenzt feststellen.

Unter deutlich veränderten Bedingungen beschloss im Jahr 381 ein Konzil in Konstantinopel die nicaenisch-konstantinopolitanische Glaubensformel und im selben Jahr gelang es Ambrosius von Mailand, die illyrischen Bischöfe endgültig von nicht-nicaenischen Bischöfen zu befreien. In diesen Kontext gehören die *Dissertatio Maximini* und die Nachricht, dass Ulfila auf einem Religionsdisput vermitteln sollte. Er reiste im Jahre 383 auf Geheiß des Kaisers an, starb jedoch, ehe das Konzil begonnen hatte. Ihm blieb damit erspart zu erleben, dass Theodosius entgegen der ursprünglichen Planung keine Religionsgespräche führen ließ.

Auxentius von Durostorum schreibt in der *Dissertatio Maximini*, 61–62: „Er [Ulfila] machte sich auf Grund des kaiserlichen Einberufungsbefehls zum Konzil nach [im Bischofsamt] erfüllten vierzig Jahren in die Stadt Konstantinopel auf zu den Verhandlungen gegen die Ketzer. Und im Namen unseres Herrgottes hinreisend, setzte er seine Kraft dafür ein, dass sie die ihm von Christus anvertrauten Kirchen nicht zerstörten und gleichschalteten. Als er aber in der genannten Stadt eintraf, da hatten die Gottlosen durch ihre Ränke den Status des Konzils bereits abgeändert, damit sie – deren Jämmerlichkeit noch größer ist als ihre Niedertracht – nicht durch ihr eigenes Urteil verdammt und der ewigen Verdammnis wert erfunden würden. Da erkrankte er plötzlich und wurde in seiner Schwäche gleich dem Propheten Elisa hinweggerafft.“

Die „Ketzer“ und „Gottlosen“ in diesem Zitat sind die Nicaener beziehungsweise Katholiken, da der Text zur Verteidigung einer abweichenden, von diesen als häretisch bezeichneten Position verfasst wurde!

Die Schüler des Ulfila haben in lateinische Übersetzung folgendes Bekenntnis überliefert, welches der gotische Bischof auf seinem Totenbett bekräftigt haben soll. Bei Auxentius von Durostorum heißt es in der *Dissertatio*, 63: „Ich glaube an den einen Gottvater, allein ungezeugt und unsichtbar, und an den eingeborenen Sohn, unseren Herrn und Gott, Schöpfer aller Kreatur, der nicht seinesgleichen hat – und daher ist einer aller Gottvater, der auch der Gott unseres Gottes ist –, und an den einen Heiligen Geist, den Lebensspender und Heilmacher, der aber weder Gott noch Herr ist, sondern der treue Diener Christi, nicht ihm gleich, sondern unterworfen und in allem dem Sohn gehorsam, wie auch der Sohn dem Gottvater unterworfen und gehorsam ist.“

Im Spektrum der theologischen Positionen des 4. Jahrhunderts nimmt Ulfila eine vom Nicaenum entfernte, aber noch nicht extreme Position ein. Die Gruppe der Homöer, denen er angehörte, lehnte



trinitätstheologische Definitionen aufgrund von Substanzen ab. Ulfilas Version der Dreifaltigkeit operiert ohne Substanzen, Wesenheiten oder Persönlichkeiten, sondern markiert prägnant Unterschiede und Unterordnungen. Es besteht eine klare Hierarchie der Göttlichkeit, wenn auch der Monotheismus arg verwischt erscheint. Als Quelle von Ulfilas Glaubensüberzeugung werden die Tradition und die Autorität der Heiligen Schrift genannt.

Die Rekonstruktion seines Lebens, die nachweisbaren bischöflichen Handlungen, die in der Bibelübersetzung manifestierte theologische Position und das zitierte Credo ergänzen und stützen sich gegenseitig, so dass folgendes plausibles Gesamtbild von Ulfila als Bischof des an Konflikten reichen 4. Jahrhunderts entsteht. Ulfilas Leben war zweigeteilt in etwa gleich lange Abschnitte außerhalb beziehungsweise innerhalb des Imperiums. Sein Wirken als Bischof, das als eigentlich relevantes Handeln erscheint, weist sogar ein deutliches Schwergewicht auf, denn seine Arbeit auf Reichsgebiet ist zeitlich umfangreicher und durch die Bibelübersetzung auch folgenreicher. Zu Lebzeiten war der Bischof Ulfila am theologischen Diskurs beteiligt, wie seine Teilnahme an Synoden belegt.

### III. Gothi minores

Die christliche Gemeinde um Ulfila wurde mit ihrem Bischof 347 oder 348 aus dem Siedlungsraum der Terwingen nördlich der Donau vertrieben. Die gotische Führungsschicht entfernte dabei eine Gruppe von Menschen, deren Loyalität sie anzweifelte, aus ihrem Einflussbereich. Denn die Gemeinde war der Reichskirche konfessionell verbunden, Ulfila wurde vom Kaiser protegiert. Das Christentum wurde daher von den Goten mit dem Römischen Reich identifiziert. Es ist aus dieser Perspektive folgerichtig, dass die Ulfila-Gruppe über die Donau und auf Reichsgebiet vertrieben wurde. Die Christenverfolgung von 347/348 ist eine Aktion zur Entfernung Unerwünschter und zugleich eine symbolische anti-römische Handlung. Ferner ist die Relegierung des Gotenbischofs ein feindseliger Akt der regierenden konstantinischen Dynastie gegenüber denjenigen, die Ulfila zum Bischof hatte weihen lassen. Eine Bestätigung erfuhr diese Sicht der Dinge, als die vertriebene Ulfila-Gruppe tatsächlich Asyl von Constantius II. erhielt und in der Umgebung von Nikopolis in Mösien Siedlungsland zugewiesen bekam.

Die *Gothi minores* lebten dort nachweislich als eigene ethnisch-konfessionelle gebundene Gruppe, so Jordanes, *Getica* 267: „Es gab auch noch andere Goten, die sogenannten Kleingoten, ein unzähliges Volk. Ihr Priester und oberster Bischof war Wulfila, der ihnen auch die Buchstaben erfunden haben soll. Heutzutage bewohnen sie in Mösien die Gegend von Nikopolis am Fuß des Emimontus, ein zahlreiches, aber armes und unkriegerisches Volk, das an nichts reicher ist als an Herden aller Art, an Tristen für das Vieh und Holz im Wald; das Land hat wenig Weizen, ist aber reich an anderen Fruchtarten. Von Weinpflanzungen aber wissen sie nicht einmal, dass es anderswo solche gibt, und sie kaufen sich den Wein aus der Nachbarschaft. Meist aber trinken sie Milch.“

Die Kleingoten stellten die ihnen nachgesagte allseitige Friedfertigkeit tatsächlich unter Beweis. Als nach 376 die terwingischen Goten unter Fritigern und Alaviv sowie die Greutungen unter Alatheus und Safrax plündernd durch Thrakien und Mösien zogen, schloss sich ihnen die Mehrzahl der gotischstämmigen Bewohner der betroffenen

Provinzen an, überwiegend Sklaven. Nicht so die Kleingoten. Ganz offensichtlich bewerteten diese die gemeinsame Religion und die ihnen zuteil gewordene Aufnahme im Imperium Romanum höher als die Zugehörigkeit zu ihrem früheren Stamm.

### IV. Bibelübersetzung

Die Bibelübersetzung des Ulfila schuf die Basis für die erfolgreiche Mission von Goten und Germanen durch andere Goten oder Germanen. Als einzige germanische Sprache wurde das Gotische zu diesem frühen Zeitpunkt verschriftlicht. Andere germanische Sprachen erreichten diese Entwicklungsstufe erst etwa drei Jahrhunderte später. Die Fragmente der Bibelübersetzung sowie die *Skeireins* – eine Sammlung theologischer Kommentare zum Johannes-Evangelium in gotischer Sprache – bilden die einzigen erhaltenen Textzeugnisse für die nicht mehr gesprochene Sprachfamilie des Ost-Germanischen.

Die Voraussetzung der Verschriftlichung der gotischen Bibelübersetzung war zunächst die Schaffung eines goti-

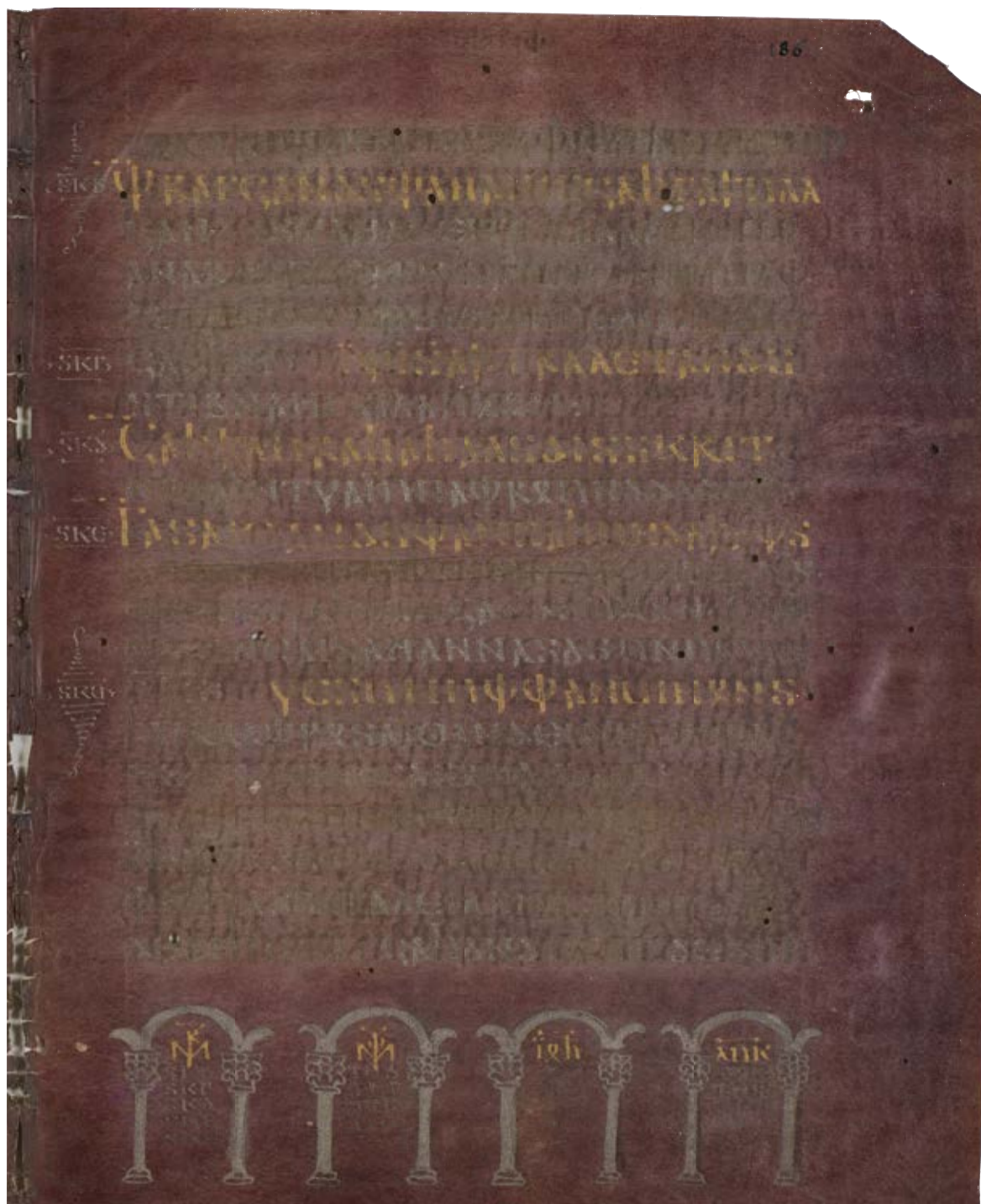


Abb. 2: Eine Seite des Codex Argenteus (Ms 186r), des umfangreichsten erhaltenen Manuskripts der gotischen Bibelübersetzung Wulfilas, zu sehen heute in der Universitätsbibliothek von

Upsalla in Schweden. Die ausgesuchte Seite zeigt eine Stelle des Markusevangeliums (Mk15, 35–41) in Gotisch und Griechisch.

### Aus dem Evangelium nach Markus (Mk 15, 35-41)

asailuands þan sa hundafaps sa atstandands in andwairþja is þatei swa hropjands uzon, qap: **bi sunjai, sa manna sa sunus was gudis.**

ἰδὼν δὲ ὁ κεντυρίων ὁ παρεστηκὸς ἐξ ἐναντίας αὐτοῦ ὅτι οὕτως ἐξέπνευσεν εἶπεν, **ἀληθῶς οὗτος ὁ ἄνθρωπος υἱὸς θεοῦ ἦν.**

Der Hauptmann aber, der dabeistand ihm gegenüber und sah, dass er so verschied, sprach: **Wirklich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!**

Abb. 3: Und hier der Text aus Mk 15, 35-41 – in Gotisch, Griechisch und Deutsch.

schen Alphabets, das heißt die Adaption vorhandener Alphabet-Systeme an die Eigenheiten des Gotischen, und anschließend die Etablierung verbindlicher orthographischer Regeln für die neue Schriftform des Gotischen. Das gotische Alphabet stellt eine Kombination aus den Runen des *älteren Futhark* und den griechischen Buchstaben dar.

Die Lautwerte der Runen wurden auf korrespondierende griechische Buchstaben übertragen und nötigenfalls Buchstaben des lateinischen Alphabets hinzugezogen.

Nach der Aussage der Kirchenhistoriker übersetzte Ulfila die gesamte Heilige Schrift ins Gotische. Philostorgios berichtet, Ulfila habe bewusst die alttes-





Leiterin der Historischen Tage 2020 war Dr. Katharina Weigand, Akademische Oberrätin am Universitätsarchiv

München. Hier moderiert sie das Podiumsgespräch mit Dr. Eike Faber.

tamentarischen Bücher der Könige nicht übersetzt, da die Goten ohnehin kriegerisch seien und in dieser Hinsicht keines weiteren Zuspruchs bedürften. Die nur fragmentarische Überlieferung macht es uns heute unmöglich, zweifelsfrei festzustellen, ob es solche Auslassungen tatsächlich gegeben hat. Die vier kanonischen Evangelien und die Paulus-Briefe sind jedoch unzweifelhaft komplett übersetzt worden. Das bekannteste Zeugnis stellt der *Codex Argenteus* dar, ein prachtvolles Manuskript, das im 6. Jahrhundert in Italien mit silberner Tinte auf purpurnem Pergament geschrieben wurde.

In Anbetracht des Umfangs der Textbestände ist davon auszugehen, dass Ulfila die mit seinem Namen verbundene Bibelübersetzung nicht allein bewältigt hat. Stilistische Unterschiede zwischen den Büchern stützen diese Einschätzung. Möglicherweise bereits in der Gothia, sicher aber während des Aufenthalts in Moesia gab es also einen Kreis von Mitarbeitern und Schülern, die Gotisch und Griechisch sprachen, lasen und schrieben. Gerd Kampers weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich mit der Ausbildung und Tätigkeit dieser Geistlichen eine „gotische Schriftkultur“ und zugleich eine „gotischsprachige[...] Liturgie“ entwickelten.

Ulfila und seine Mitarbeiter haben mit der Arbeit am Bibeltext die „Möglichkeit gotischer christlicher Rede“ (Knut Schäferdiek) geschaffen. Dies systematisch vorbereitet und ermöglicht zu haben, ist wesentlicher Teil der zeitgenössischen Leistung Ulfilas, die für die Germanenmission grundlegend war. Das Gotische war die *lingua franca* mehrerer ostgermanischer Stämme, darunter die Goten, Gepiden, Vandalen, Burgunder und Rugier. Auf diese Weise ist der Homöer Ulfila als Übersetzer der Heiligen Schrift auch dafür verantwortlich, dass Johannes Chrysostomus später in Konstantinopel den Versuch unternehmen konnte, katholische Gottesdienste in gotischer Sprache halten zu lassen!

Ein kurzer Blick auf den Text – wenige Zeilen aus dem Markus-Evangelium – illustriert die gewählte Methode der Übersetzung von Mk 15, 39, die gotische Fassung *Codex Argenteus* 186r (Siehe Abb. 2, Seite 25). (Die Klarschrift und die Übersetzung ins Deutsche sehen Sie in Abb. 3 ebenfalls auf Seite 25.)

Nach dem Tod am Kreuz war es ein römischer Centurio, also ein Heide, der als erster Mensch Jesus als Sohn Gottes erkannte. Die zitierte Textstelle beginnt

etwa auf der Mitte der Seite, auf Höhe der Hervorhebung durch „ske“ links und umfasst vier Zeilen. Zu erkennen sind die Form der Buchstaben des von Ulfila geschaffenen gotischen Alphabets. Ein kleines Beispiel illustriert seine Vorgehensweise: „qap“ in der Umschrift ist „UAL“ im Manuskript. Der griechische Buchstabe psi (ψ) bildet das gotische þ (thorn) ab. Das Wort „qap“ übersetzt dabei das griechische εἶπεν, der Centurio „sagte“. Der griechische Bibeltext wurde Wort für Wort präzise übersetzt, das war man dem Text schuldig. Als Folge davon ist das Bibelgotische eine sehr spezielle Schriftsprache, welche weder die Alltags- noch die eigentliche Hochsprache abbildet.

Die Bögen, welche am unteren Rand der Seiten des *Codex Argenteus* zu erkennen sind, bilden Konkordanzanzen zwischen den vier Evangelien nach dem Eusebischen Kanon ab – die gotischen Kleriker und Buchkünstler nahmen also an der zeitgenössischen theologisch-praktischen Entwicklung teil, entweder bereits Ulfila selbst, zumindest jedoch diejenigen Schreiber, welche im ostgotischen Italien den *Codex Argenteus* anfertigten.

#### V. Konversion der Terwingen

Ulfila hatte keinen persönlichen Einfluss mehr auf die Christianisierung der Westgoten innerhalb des Imperium Romanum, er verstarb zwischen 381 und 383. Seine Bibelübersetzung und der Stab an theologisch ausgebildeten Mitarbeitern waren jedoch Voraussetzungen für eine Konversion der Goten und die Missionierung der übrigen Germanen.

Das Christentum hatte im 4. Jahrhundert unter den Goten festen Fuß gefasst. Wir können drei christliche Konfessionen nachweisen (Audianer, Homöer, Nicaener). Im Fall der beiden letztgenannten kennen wir punktuell sogar die Namen von Bischöfen, Presbytern und Mitgliedern des niederen Klerus. Die eigentliche Verschriftlichung des Gotischen und die Bibelübersetzung erfolgten zwar erst auf Reichsboden, die zugrundeliegenden theologischen Positionen blieben jedoch unverändert, Ulfila hat sie bereits in der terwingischen Heimat vertreten.

Von einer massierten Konversion des Stammes nördlich der Donau kann dennoch keine Rede sein, weder in Erfüllung einer kaiserlichen Forderung als Vorbedingung zur Donauüberquerung noch als Lippenbekenntnis. Die gotische Christenverfolgung, die eine Reak-

tion auf das *foedus* von 369 darstellte, war zu umfassend und wurde zudem auch von jenem gotischen *reiks* mitgetragen, der von den Kirchenhistorikern für die angebliche Konversion verantwortlich gemacht wird.

Die Religion der Goten, die 376 ins Imperium einwanderten, war sicher ihr althergebrachter heidnischer Glaube. Dessen Konturen sind schwierig nachzuvollziehen. Der Kult der ansichen Ahnen, den wir am besten rekonstruieren können, band jeweils die Angehörigen der einzelnen *kunja* aneinander und zementierte primär den Herrschaftsanspruch der gentilen Führungsschicht der *maistans* bzw. *reikeis*. Dieses Herrschaftsgefüge sollte sich während der Jahre der Migration innerhalb des Imperium Romanum tiefgreifend ändern, was dazu beitrug, den Religionswechsel zu ermöglichen.

#### VI. Antike Stimmen zum gotischen Christentum

Was macht die Darstellung und Beurteilung des Christentums unter den Goten nun so kompliziert? Die Sache war bereits für die Zeitgenossen heikel, da sich religiöse Differenzen und aktuelle politisch-militärische Konflikte in vielfacher Weise durchkreuzten. Hinzu kamen Falschinformationen, egal ob diese nun absichtsvoll oder unbewusst falsch weitergegeben wurden. Beispielsweise glaubte der große Augustinus von Hippo an eine Verfolgung der Christen unter den Goten, und war fest davon überzeugt, diese seien sämtlich rechtgläubige, also katholische Christen gewesen.

Die Goten, von denen Augustinus seit 410 regelmäßig hörte, waren homöische, also arianische Christen, wie er sehr wohl wusste (civ. Dei 18, 52): „Soll man es vielleicht nicht als Verfolgung ansehen, wenn ein Gotenkönig im Gotenland selbst die Christen mit ungeheurer Grausamkeit verfolgt hat, als es dort nur Katholiken gab? Sehr viele von ihnen sind mit dem Martyrium gekrönt worden: das haben wir von Brüdern gehört, die es damals als Knaben miterlebt haben und sich genau daran erinnern konnten?“

Augustinus irrt hier, wenn er schreibt, dass es in irgendeiner Verfolgungssituation unter den Goten nördlich der Donau ausschließlich katholische Christen gegeben habe: Bereits seit mehr als einem Jahrhundert, seit den Raubzügen des 3. Jahrhunderts, hatten Christen im Gotenland gelebt und spätestens in Ulfilas Generation gab es stammesangehörige Goten, die den neuen Glauben angenommen hatten. Seitdem haben wir Zeugnisse für Mission unter den Goten einerseits und Gegenmaßnahmen wie Vertreibung und Verfolgung andererseits. Bis in die 370er Jahre, unmittelbar vor dem Einfall der Hunnen, gab es im Gotenland nördlich der Donau christliche Gemeinden mit niederem Klerus und Presbytern. Es lässt sich in den erhaltenen Quellen zu gotischen Martyrien an keinem dogmatischen Merkmal festmachen, ob es sich um nicaenische oder homöische Christen beziehungsweise Gemeinden gehandelt hat, es gab beide Gruppen.

Unter Umständen haben sich die Traditionen erst in der Rezeption vermischt, Jahrzehnte und Jahrhunderte später, so dass ein byzantinischer Text eine adlige gotische Christin für „orthodox“ erklärt, welche die Reliquien einer Gruppe homöischer Märtyrer ins Römische Reich verbrachte. Oder aber die Bedingungen im Gotenland waren nicht so, dass die Christen dort, zumal in einer konkreten Verfolgungssituation, viel Zeit mit trinitätstheologischen Differenzen verwenden hätten. Außerhalb des Reichsgebiets, in einem Territorium, wo das Christentum noch nicht die offizielle

Religion war, betonten christliche Gemeinden aller Konfessionen stärker die Gemeinsamkeiten der Christen untereinander gegenüber einer heidnischen Umwelt, als ihre Differenzen zu Konflikten werden zu lassen.

#### VII. Schlussbetrachtung

Die Beobachtung Adolf von Harnacks, dass auch nach der Erfindung des Bibelgotischen keine gotischsprachige oder germanische Literatur aufkommt, stürzt ihn in eine Aporie: „In Tausenden von Stücken und Fetzen, in zehn Sprachen verummmt, mit späteren Schriften vermengt, überarbeitet und exzerpiert, liegt ein beträchtlicher Teil der altchristlichen griechischen Literatur vor uns und muß gesammelt werden. Hierbei macht man die paradoxe, meines Wissens noch nicht erklärte Beobachtung, dass alle Nationen, welche von hellenischen Gelehrten die Übersetzung der Bibel in ihre Sprache erhielten, alsbald eine reiche christlich-nationale Literatur ausbildeten und der Bibelübersetzung andere Übersetzungen hinzufügten. Nur die Goten haben das nicht getan und auch bei den deutschen Nachbarstämmen nicht erweckt. Die Übersetzung des Ulfilas ist bei ihnen ohne jede literaturgeschichtliche Frucht geblieben. Woher das? Waren sie barbarischer als Kopten, Äthiopier, Armenier und Georgier? Haben andere Gründe gewaltet? Ich weiß keine Antwort.“

Eine Erklärung für dieses scheinbare Problem ergibt sich aus der Landnahme und Errichtung der *regna*. Goten, Franken, Vandalen, Langobarden und andere gewannen durch ihre Ansiedlung auf Reichsboden unmittelbaren Zugang zu den administrativen Errungenschaften des Römischen Reichs, die sie nach der traditionellen Zerstörung- und Niedergangshypothese dann umgehend zerschlagen haben. Diese traditionelle Bewertung der „Völkerwanderung“ ist heute im wissenschaftlichen Diskurs überholt. Um Nutzen aus ihrer Herrschaft über ehemalige Reichsterritorien ziehen zu können, übernahmen Goten und Germanen administrative und territoriale Strukturen und kooperierten mit den etablierten Eliten.

Dass die Verwaltung sich der lateinischen Sprache bediente, belegen die überlieferten Rechtscodices nachdrücklich. Die literaten Germanen hatten also unmittelbaren und greifbaren Nutzen von *lateinischer* Schriftlichkeit. Insofern ist das Ausbleiben einer germanischen oder gotischsprachigen Literatur die direkte Kehrseite der militärisch-politischen Erfolge. Der römische Verwaltungsapparat und die lateinische Sprache prägten die Eindringlinge nachhaltig, die zuvor den militärischen Sieg davongetragen hatten.

Ulfilas Bedeutung für das gotische Christentum ist kaum zu überschätzen. Von ihm oder bei ihm ausgebildete Kleriker erhielten eine Bibelübersetzung in der gotischen Volkssprache sowie eindeutige, in der Praxis als Missionare nutzbare Richtlinien in der Trinitätstheologie. Im mösisch-dakisch-thrakischen Raum trafen diese Ulfila-Schüler auf die vor den Hunnen geflohenen terwingischen Goten. Diese waren zuvor sesshaft gewesen, nun allerdings erzwungen entwurzelt und mobilisiert. Sie standen in täglichem, engem Kontakt zu romanisierten Einwohnern des Imperium Romanum und lebten unter kaum zu kontrollierenden, fundamental unsicheren Bedingungen. Diese Gemengelage – gravierende Umwälzung der Lebensumstände und erleichterte, intensiviertere Mission in der eigenen, gotischen Sprache – machte Ulfila zum mittelbaren Stifter des Christentums der Westgoten. □



# Ostgotische Gruppen als Beutegenossen und Förderaten in Pannonien und auf dem Balkan

Verena Epp

## I. Historische Rahmenbedingungen

Die ostgotische Ethnogenese war Teil eines viel umfassenderen Wandlungsprozesses zweier Großreiche. Zum einen war sie eine Folge weiträumiger Migrationsbewegungen heterogener Gewaltgemeinschaften während und nach dem Zerfall des Hunnenreiches Mitte des 5. Jahrhunderts. Zum anderen gehörte sie zu jenem langfristigen Prozess, welcher in der Forschung „Transformation des Imperium Romanum“ genannt wird. Der Begriff „Völkerwanderung“ hingegen zur Bezeichnung der Migrationsvorgänge vom 4. – 6. Jahrhundert ist seit längerer Zeit obsolet, weil es sich nicht um Wanderungen ethnisch oder konfessionell einheitlicher Großformationen handelte.

Eine umfassende politische, wirtschaftliche und soziale Transformation zwischen Spätantike und Mittelalter prägte die politische Landkarte nicht nur West- und Mitteleuropas dauerhaft. Der Begriff der Transformation lenkt den Blick auch auf die langfristigen Kontinuitäten, die uns mit der christlichen griechisch-lateinischen Spätantike verbinden. Er weist darauf hin, in welchem Maße das römische Reich multiethnisch und offen war für Veränderungen, wie es Zuwanderer verschiedenster Herkunft zu integrieren und zu assimilieren verstand, so dass noch das heutige Europa die Frucht damaliger Akkulturationsprozesse ist.

Was geschah in diesen Jahrhunderten? Das Imperium war seit dem Ende des 2. Jahrhunderts aufgrund seiner wirtschaftlichen und kulturellen Überlegenheit Ziel von Beute- und Eroberungszügen ethnisch heterogener Gruppen, die als aristokratische Clangesellschaften hierarchisch strukturiert waren. Es gestattete seit dem Ende des 4. Jahrhunderts verschiedenen zugewanderten Gruppen, die es militärisch nicht mehr bezwingen konnte, auf der Basis von Verträgen auf seinem Territorium zu siedeln. Gegen die Leistung von Waffenhilfe für das Imperium wurde diesen als Förderaten bezeichneten Gruppen erlaubt, de facto selbständige Königreiche unter gotischer, burgundischer, vandalscher, langobardischer und fränkischer Ägide zu bilden.

Gab es außer den Migrationen weitere Gründe für die schleichende Parzellierung und Ruralisierung des westlichen Imperium Romanum? Hier sind vor allem die Militarisierung des Kaisertums und die zunehmende Abhängigkeit Roms von gentilen Verbänden zu nennen, die unter eigenen Anführern kämpften und nur bedingt bereit waren, gegen Ihregleichen vorzugehen. Vorwiegend im Westen des Reiches ereigneten sich daher häufig Usurpationen ehrgeiziger Militärs. Die jeweiligen gentilen Heeresverbände hoben in sicherer Distanz zur Zentralregierung jeweils vor Ort die ihnen genehmen Heerführer auf den Schild und versuchten, ihnen das Kaisertum zu verschaffen. Das Reich wurde vor allem durch solche Bürgerkriege geschwächt, in denen immer neue Koalitionen von Römern und „Barbaren“ um das Kaisertum kämpften.

Im Kontakt mit Rom kam es freilich langfristig zur Akkulturation der Zu-



Prof. Dr. Verena Epp, Professorin für Mittelalterliche Geschichte und geschichtliche Landeskunde an der Universität Marburg

wanderer. Sie organisierten sich monarchisch unter Heerkönigen und gerade die Führungsschichten imitierten römische Lebensweisen. Die Kultur des Imperiums blieb ohnehin in den neuen *regna* tonangebend, denn die Zuwanderer stellten im Mittelmeerraum maximal zwei Prozent der Bevölkerung, bildeten also nur einen hauchdünnen Firnis über der römischen Provinzialbevölkerung.

Als weiterer Faktor der Parzellierung des Imperiums sind die politischen Sprengkräfte der christologischen Glaubensvarianten anzusehen, die damals existierten und für die Zeitgenossen unmittelbar heilsbedrohend erschienen. Ein Großteil der Zuwanderer, z. B. die Goten und die Vandalen, hatte das Christentum in der homöischen Form angenommen, das heißt, sie glaubten, dass Christus lediglich wesensähnlich, aber nicht wesensgleich mit dem Gottvater sei. Der berühmte Streit um ein Iota. (homoousios-homoiousios) Zwischen Romanen und Zuwanderern konnte sich unter diesen Bedingungen noch kein religiöses Band der Einheit entwickeln.

Als weiteres Hindernis für die Reichseinheit erwies sich das entstehende Papsttum, welches sich seit dem ausgehenden 5. Jahrhundert mit dem Anspruch auf *plenitudo potestatis* (Fülle der Amtsgewalt), auf einen Lehr- und Jurisdiktionsprimat in der Kirche zu Wort meldete. Vor allem infolge der Vakanz des weströmischen Kaisertums konnte dieser Machtanspruch langfristig auch im politischen Bereich Wirkung entfalten.

Auch die sprachliche Einheit des Reiches zerbrach: seit dem 6. Jahrhundert sprach man im Osten nur noch griechisch, die Gesetzesnovellen Kaiser Justinians sind schon zweisprachig ergangen. Die Einführung der Tetrarchie im Zuge der Reformen Diokletians und Konstantins hatte diese Entwicklung vorbereitet.

Soweit zur politischen Großwetterlage, innerhalb derer die gotischen Gruppen agierten.

## II. Zur gotischen Ethnogenese im 5. Jahrhundert

Bedroht vom Hunnenzug nach Westen hatten die Goten Ende des 4. Jahrhunderts nur die Wahl, sich dem Imperium Romanum oder dem Reitervolk zu unterwerfen. Aus der Gruppe, die sich für das Imperium entschied, entstanden die Goten Alarichs und aus diesen die Westgoten. Aus den Goten unter hunnischer Oberhoheit entstanden die Goten Valamirs und seiner beiden Brüder, Thiudimir und Vidimir, aus deren jahrzehntelangen Rivalitäten um die Führung der gesamten *gens* schließlich die Gruppe um Theoderich, des Sohnes von Thiudimir, letztlich zufällig als Sieger hervorging. Doch der Reihe nach.

Nach dem Fehlschlag ihres Gallienfeldzuges und dem plötzlichen Tod König Attilas 453 ließ die Macht der Hunnen auf dem Balkan nach, so dass verschiedene gentile Gruppen es wagten, um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen. Am Fluss Nedao in Pannonien kam es zur Schlacht, in der ostgotische Gruppen auf Seiten der Unterlegenen kämpften. Sie mussten Zuflucht im Imperium Romanum suchen, und das heißt bei Ostrom, denn Ravenna hatte sich seit der Mitte des 5. Jh. aus diesem Gebiet zurückgezogen. Kaiser Markian gestattete König Valamir die Ansiedlung seiner Gruppe in Pannonien als römische Förderaten. Sie erhielten die pannonischen Provinzen zwischen Sirmium und Vindobona und waren für die Bewachung der Grenze zwischen ost- und weströmischem Machtbereich zuständig – eine heikle Aufgabe, bei der man leicht zwischen die Fronten geraten konnte.

Die Goten siedelten entsprechend ihrer gentilen Dreigliederung in drei Bereichen: im Westen siedelte Thiudimir, in der Mitte der jüngste Bruder Vidimir, im Osten Valamir als der tatkräftigste, der den am meisten bedrohten Grenzabschnitt überwachte. Insgesamt dürften die drei über etwa 18.000 Krieger verfügt haben. Sie wurden aber nicht in diesem Gebiet sesshaft. Denn die Zuwanderer in den Mittelmeerraum, ob sie nun Goten, Vandalen oder Franken hießen, blieben davon abhängig, Sold und Subsidien als Existenzgrundlage zu erhalten, da sie nicht bäuerlich leben wollten, sondern von den Reichtümern, die das Imperium auch in der Spätantike noch produzierte, zu profitieren gedachten. Dafür war die Situation auf dem Balkan, gleichsam in der Mühle zwischen den Ansprüchen von Ost- und Westreich, aber denkbar ungeeignet.

Während der westliche Reichsfeldherr Rikimer die *gens* aus Noricum zu verdrängen suchte, verfolgte Konstantinopel die Strategie, sich mit den außerhalb des Imperiums siedelnden Förderaten gegen die Goten zu verbünden. Eine unübersichtliche und stets prekäre politische Gemengelage war die Folge, in der ethnisch heterogene Gefolgschaftsgruppen einzelner gentiler Fürsten vom Ostkaiser phasenweise gegen Zahlungen in Dienst genommen und anschließend wieder bekriegt wurden.

Als Reaktion auf diesen Wankelmut unterstrichen die gotischen Förderaten ihre Forderungen nach Subsidien 460 mit Raubzügen nach Ostillyrien. Unter diesem Druck schloss Kaiser Leo I. umgehend mit dem Amalerkönig Valamir ein Bündnis, welches mit der Vergeiselung seines Neffen Theoderich, des späteren Großen, bekräftigt wurde, der in der Folge zehn prägende Jahre in der politischen und kulturellen Weltmetropole Konstantinopel verbrachte. Im Gegenzug halfen die gotischen Förderaten dem Ostreich sogar im Jahr 469, den Sohn Attilas, Dengizich, zu besiegen und zu töten.

Die Hilfe für Konstantinopel hielt die Goten jedoch nicht davon ab, weiterhin eigene Plünderungszüge auf dem Balkan zu unternehmen und Skiren, Sueben, versprengte Hunnen, Gepiden, Rugier, Sarmaten und andere zu bekriegen. Die Kaiser reagierten meist mit Zugeständnissen auf solche Gewaltausbrüche: Kaiser Leo I. schickte 471 die inzwischen 18jährige Vertragsgeisel Theoderich an die *gens* zurück. Dieser übernahm das Gebiet seines inzwischen gefallenen Onkels Valamir, während sein Vater Thiudimir König aller pannonischen Goten wurde.

Der Sohn jedoch profilierte sich in der Folge, ohne den Vater einzuweihen, durch eigene Kriegszüge gegen die Sarmaten, er eroberte Singidunum, das heutige Belgrad, ohne es an Konstantinopel zurückzugeben: „*suave subdedit ditioni*“ heißt es bei Jordanes. Damit brachte sich Theoderich als potentieller Kandidat für das Königtum der gesamten *gens* ins Spiel. Von diesem Zeitpunkt an datierte er später auch den Beginn seiner eigenständigen Königsherrschaft, so bei der Feier der Tricennalien im Jahr 500.

Warum jedoch verließen die Goten zwei Jahre später Pannonien und spalteten sich auf? Mehrere Gründe sind zu erschließen: Theoderichs Verwandter Strabon war 471 *magister militum per Thracias* und wurde 473, nachdem ihn seine Gefolgsleute zum König erhoben hatten, vom Kaiser als König aller Goten anerkannt und sollte jährlich 2000 Goldpfund Subsidien bekommen, ein Vielfaches von dem Betrag, der für die pannonischen Goten üblich war. Damit ging wohl die Einstellung der Zahlungen des Kaisers an die pannonischen Goten einher. Doch so weit muss man nicht gehen: Jordanes berichtet, dass die Goten Theoderichs, des Sohnes von Thiudimir, aus Mangel an Beutemöglichkeiten in ihrem Umfeld und aus Friedensmüdigkeit („*hominibus, quibus dudum bella alimonia prestitissent, pax coepit esse contraria*“) Thiudimir „*cum magno clamore*“ aufgesucht und gefordert hätten, er möge sie wohin auch immer in den Krieg führen.

Nach Rücksprache mit seinem Bruder und dessen gleichnamigem Sohn Vidimir und einem Losentscheid wurde Vidimir in den Westen geschickt, während sich Thiudimir in Selbsteinschätzung als der mächtigere in Richtung des mächtigeren Ostreichs im wahrsten Sinne des Wortes orientieren sollte, so Jordanes in seiner *Getica*, Kap. 283. Während Vidimir vom Westkaiser Glycerius aus Italien mit Geschenken in das umkämpfte Gallien hinauskomplimentiert wurde, bis er sich den Westgoten anschloss, konnte sich der ältere Thiudimir mit seinem Sohn an „*undique prospera*“ delectieren. Sie nahmen Naisus und Stobi ein und marschierten ins Illyricum, wo sie Heraclea und Larissa plünderten.

Theoderichs Erfolge waren so ebenfalls eine Gefahr insbesondere für seine Verwandten. Es ging den Brüdern darum, sich eigenes Land zu sichern, das ihnen und ihren Leuten Unabhängigkeit von kaiserlichen Zahlungen brachte. Die Anführer rivalisierten um die Gunst des Kaisers, der sie wiederum gegeneinander auszuspüren versuchte. Die Eifersucht auf die Erfolge Strabons veranlasste jetzt Theoderich und seine Gruppe, weiter ins Zentrum des Reiches zu marschieren, um eine gotische Monopolstellung Strabons zu verhindern. Mit Plünderungszügen und einem Angriff auf Thessaloniki konnten Thiudimir und sein Sohn immerhin erreichen, dass sich der Kaiser zu besseren Vertragsbedingungen bereitfand.

Die Gruppe konnte einen freilich kurzlebigen Einflussbereich um Kyrrhos an der Via Egnatia errichten, bevor





Fotos: Wikipedia

Abbildungen des Kaisers Zenon (reg. 474 bis 491). Die Büste ist im Louvre in Paris zu sehen. Diese Goldmünzen, die der Kaiser prägen ließ, zeigen sein Antlitz.

Theoderichs Vater 474 starb. Nachdem Theoderich von einer Versammlung der Goten einer Designation des Vaters folgend zum König erhoben wurde, starb auch Kaiser Leo I. Dessen Nachfolger Zenon ließ Strabon fallen. Dieser rächte sich und unterstützte den Usurpator Basiliskos, der ihn dafür zum obersten Heermeister und damit Vorgesetzten auch Theoderichs machte.

Das konnte dieser nicht auf sich sitzen lassen. Er verbündete sich mit Zenon, beide stürzten den Usurpator, und Zenon zeigte sich 476 erkenntlich: Theoderich wurde zum *amicus populi Romani*, zum Waffensohn des Kaisers und *patricius* ernannt und avancierte zum obersten Heermeister des Ostreichs. Dennoch gab Strabon nicht auf, und auch Zenon taktierte. Er verweigerte Theoderichs Forderung, sich nie wie-

der mit Strabon auszusöhnen und ließ sogar die Versorgung der Gefolgschaft Theoderichs aussetzen. Nachdem sich beide Gruppen als Teil einer perfiden kaiserlichen Strategie unerwartet bewaffnet gegenüberstanden, eröffneten sie aber nicht das Gefecht gegeneinander, sondern verbündeten sich gegen den Kaiser. Die gentile Solidarität überwog.

Gefechte, Scharmützel und diplomatische Lösungsversuche brachten in den Jahren 479–481 keine durchschlagende Veränderung, so dass Zenon schließlich sogar die Bulgaren gegen den erfolgreichen Strabon zu mobilisieren versuchte. Der Gote schlug sie zurück und marschierte Richtung Konstantinopel. Strabon war kurz vor dem Ziel, alleiniger Gotenkönig zu werden – wenn nicht, ja wenn nicht 481 ein Reitunfall sein Le-

ben jäh beendet hätte. Er wurde von einem noch nicht zugerittenen Pferd aus dem Sattel geschleudert und stürzte im Fallen so unglücklich auf eine Lanzen spitze, dass er kurz darauf seinen Verletzungen erlag.

Theoderich und die zunächst in Pannonien und dann in Mösien siedelnden Goten waren die Gewinner dieses Unglücks. Der überlebende Theoderich band die Gefolgsleute seines toten Gegners an sich und ermordete höchst selbst den Sohn seines Rivalen, Rekitach, und zwar mit Wissen des Kaisers. Er durchbohrte ihn, als dieser nichtsahnend vom Bad in der Vorstadt Bonophatianae zu einem Fest ging, eigenhändig mit dem Schwert. Anschließend startete er eine Eroberungsaktion in Griechenland, deren Verwüstungen Zenon dazu zwangen, ihm endlich die gewünschten Vertragsbedingungen zu gewähren. Er wurde wieder *magister militum* und *patricius*, zum Konsul für das Jahr 484 designiert sowie mit Uferdakien und Teilen Mösians ausgestattet.

Das wechselseitige Misstrauen zwischen gotischem Heerführer und Kaiser war damit keineswegs ausgeräumt. In den Jahren 486 und 487 kam es zum offenen Schlagabtausch: Zenon stachelte erneut die Bulgaren gegen die Goten auf, Theoderich marschierte auf Konstantinopel, besetzte wichtige Vororte und unterbrach die Wasserversorgung der Stadt, deren Topographie er aus der Zeit seiner Geiselhafte bestens kannte. Zenon musste ihm daraufhin die immer noch in Geiselhafte gehaltene Schwester Amalafida zurückgeben und er zog nach Thrakien ab.

Doch ihm war klar, dass er im Ostreich keine sichere Perspektive für sich und seine Leute hatte, da der Kaiser keine militärische Dominanz der Goten im Ostreich dulden würde. Als der Konflikt zwischen Zenon und dem italienischen Königreich unter dem Skiren Odoaker einsetzte, ergriff Theoderich daher die Chance, sich vertraglich als Stellvertreter des Kaisers nach Italien entsenden zu lassen, um dort „praeregare“, die Herrschaft auszuüben, bis der Kaiser selbst in diese Region kommen würde.

Der Bericht über die Ereignisse auf dem Balkan hat gezeigt, wie sehr interne Bürgerkriege im Imperium Romanum sich stets mit den Rivalitäten unter den verschiedenen gotischen Stammesgruppen verquickten.

### III. Was bedeutet „Herrschaft? Vergleich der ostgotischen Ethnogenese mit dem Frankenreich

Doch was verrät uns diese Narration über die Frage, welche Veränderungen Ende des 5. Jahrhunderts hinsichtlich der Begründung und Legitimation dessen, was wir „Herrschaft“ nennen, beobachtbar sind. Um diese Frage zu beantworten, erhoffe ich mir zusätzliche Erkenntnisse aus dem Vergleich der Karriere Theoderichs mit dem fast gleichzeitig vom Heermeister zum König avancierenden Chlodwig, dem König des Frankenreiches.

Warum habe ich gerade Ostgoten und Franken für einen Vergleich ausgewählt? Deren Reiche in Gallien bzw. später in Italien repräsentierten zwei Typen der Bildung neuer politischer Einheiten, die im Fall der Franken auf Integration und Assimilation heterogener Bevölkerungsteile, im Fall der Ostgoten auf Separation von Goten und Römern beruhten. Die dritte Variante, das Eroberungsmodell, welches in erster Linie auf Gewalt, Vertreibung und Enteignung basierte, nenne ich hier nur. Es war wenig erfolgreich und wurde von den Vandalen in Nordafrika und später den Langobarden in Italien praktiziert. Das Vandalenreich wurde 534 vom Im-

perium Romanum zurückerobert und das Langobardenreich schließlich von Karl dem Großen 774 einem neuen fränkischen Imperium einverleibt.

Wirtschaftliche Gründe standen am Beginn auch der gotischen und fränkischen Landnahmen. Nicht erst der spätere König Chlodwig und seine Gefolgsleute erhofften sich Gewinne aus dem wirtschaftlich höher entwickelten Land westlich des Rheins. Schon seit dem 3. Jahrhundert hatten Franken Plünderungszüge ohne Eroberungsabsicht in die linksrheinischen Gebiete unternommen und versuchten im 4. Jh. bereits, auch Territorium zu annektieren. Als sich Mitte des 5. Jahrhunderts die römische Armee aus Nordostgallien zurückzog, hinterließ sie ein Machtvakuum, dessen Sog allmählich eine Migration auslöste.

Auch bei den Franken bildeten Verträge die Basis. Die führende Sippe der Salfranken, der Chlodwigs Vater Childerich angehörte, verbündete sich mit Aegidius, dem römischen Heermeister (456/7–464), 463 gegen die Westgoten, und sie wurden als Förderaten anerkannt. Sie siedelten schon lange verstreut in enger Nachbarschaft mit den Gallorömern. Die Einbindung in das römische System der Verwaltungs- und vor allem der Heeresorganisation war der Ausgangspunkt auch der fränkischen Machtentfaltung. Das Heermeisteramt war der Steigbügel zu eigener Machtstellung, sowohl bei Theoderich wie bei schon bei Chlodwigs Vater Childerich. Die Nachfolge in der Provinzialverwaltung leitete bei Rhein- und Salfranken die Entwicklung zu großräumigeren politischen Formationen ein, welche Chlodwig lediglich abschloss. In der Folge kam es zu einer Symbiose von Franken und Romanen, eine Mischzivilisation mit engem Kulturaustausch fand statt.

Doch eines ist klar: Ohne den Substanzverlust imperialer Autorität im 5. Jahrhundert wären Chlodwigs und Theoderichs neue militärische und politische Karrieren kaum vorstellbar gewesen. In den beständigen Bürgerkriegen, die sich in der Regel um erfolgreiche Heerführer als potentielle Kaiserkandidaten und deren Anhänger abspielten, erforderte der Aufbau von Herrschaft als wechselseitiger sozialer Beziehung, die zur Herstellung und dauerhaften Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung in politischen Verbänden dient, zuerst militärische Fähigkeiten. Doch es bedurfte in der politischen Interaktion mit dem Imperium auch einer Legitimation der mit Gewalt errungenen Stellung. Hier kommen die Verträge ins Spiel, welche eine neue Form rechtlich-politischer Legitimation der Gewaltgemeinschaften einleiteten, die sich nach dem Sesshaftwerden im italischen *regnum* Theoderichs intensivierten. Auf der Basis von Recht und Konsens mit und unter den Beherrschten, insbesondere den Führungsschichten, konnte der innere Zusammenhalt des neuen ethnisch und konfessionell heterogenen politischen Gebildes gefördert werden.

Welche Qualifikationen waren erforderlich, um in dieser Transformationsphase des Imperiums Führungsfunktionen erreichen und bewahren zu können? Militärische Bewährung stand an erster Stelle, wie wir gesehen haben, aber es kamen römische Formen der politischen und gesellschaftlichen Anerkennung hinzu. Kaiser Zenon benutzte sowohl gentile Traditionen, um die herausgehobene Stellung seines Heermeisters zu demonstrieren, er ernannte ihn zum Waffensohn, als auch römische Formen der Auszeichnung wie den Patriziat und den Ehrentitel des *amicus populi Romani*, der seit alters her für die Bundesgenossen der Römer üblich war. Die Verleihung des Konsulats schließlich bezeugte, dass römische Formen



der Karriere, des republikanischen *curtus honorum*, weiterhin sozialen Aufstieg begründen konnten. Das war für Theoderich umso wichtiger als er sich nicht auf ethnische Merkmale als Voraussetzung politischer Loyalität verlassen konnte und wollte.

Wie funktionierte also Theoderichs Herrschaft, die alles andere war als unser heutiges, von Max Weber geprägtes Verständnis nahelegt. Es war gerade nicht die Einbahnstraße von Befehl und Gehorsam, die ihn und seine Goten-Gruppe zusammenschweißte. In Theoderichs Tagen auf dem Balkan ging es vielmehr um ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis: Loyalität konnte der vielversprechendste Feldherr erwarten, der seine Leute durch Beute und Vertrag verantwortlich zu versorgen und zu unterhalten verstand. Wenn wir also danach fragen, was diese Kriegergruppen zusammenhielt, bieten sich in erster Linie Theorieansätze der Sozialpsychologie an.

Der „leadership“-Forschungszweig der Sozialpsychologie ist hier m. E. weiterführend. Führung wird nicht als Zwang, sondern als Form sozialen Einflusses definiert, durch welchen eine Person die Hilfe anderer zum Erreichen eines gemeinsamen Zieles gewinnt. Um effektiv zu sein, müsse Führung Integration nach innen und Anpassung nach außen, zwei eigentlich widersprüchliche Ziele, gleichzeitig verwirklichen. Das stimmt exakt mit den historischen Gegebenheiten überein, denen sich Theoderich und auch Chlodwig gegenüber sahen. Es kam darauf an, die eigenen Gefolgsleute – in unseren Fällen durch Aussicht auf Ruhm und Beute – an sich zu binden und zusammenzuschweißen, später aber auch durch eine Art Anpassungsleistung an die romanische Provinzialbevölkerung deren *compliance* zu gewinnen. Diese Balance zu halten oder anders ausgedrückt, diesen Zielkonflikt in konstruktiver Weise zu bewältigen, gelang Theoderich und Chlodwig auf teils ähnliche, teils unterschiedliche Weise. Beide besaßen die von der Sozialpsychologie als zentrale Elemente von Führung benannten Qualitäten des *image management*, *relationship development* und *resource deployment*.

Beginnen wir mit der für die Motivation so zentralen Ressourcenverteilung. Die gefolgschaftlich organisierten Gewaltgemeinschaften, die Chlodwig und Theoderich anführten, praktizierten während der Migration eine Raubwirtschaft, die nicht oder jedenfalls nicht berechenbar und stetig, ihren Bedarf deckte. Der Kaiser zahlte nur unregelmäßig Subsidien, Beute, Schutz- und Lösegelder waren stets prekär. Nur die Zuweisung eigenen Siedlungslandes für die jeweiligen Gefolgsleute konnte dieses Problem dauerhaft lösen und die Verbände damit pazifizieren. Die Franken erreichten dies durch föderierte Ansiedlung und allmähliches weiteres Einsickern in kleinen Gruppen nach Nordgallien meist mit Billigung ihrer Nachbarn. Den Goten gelang dies erst in Italien.

Beide Anführer übernahmen durch militärische Eroberungen früheres römisches Fiskalland in großem Umfang, das über Land und Steuereinkünfte die Basis ihrer Versorgung darstellte: das Syagriusreich und das Land der Westgoten im Falle Chlodwigs, Theoderich in Italien das Land Odoakers und Teile der *praedia* senatorischer Latifundienbesitzer. Durch Verjährung nach 30 Jahren wurden etliche Goten sogar zu Eigentümern der ihnen übertragenen Güter.

Die römische Steuerverwaltung funktionierte andererseits in beiden Regionen weiter und generierte Einnahmen, die jetzt den Königen zufließen. Die expansive Dynamik beider Anführer blieb vor allem aufgrund des inhärenten

Zwanges, die Beuteansprüche der Gefolgsleute zu befriedigen, erhalten und setzte sich bei den fränkischen Nachfolgern Chlodwigs fort. Vor allem bei dem Geschichtsschreiber Jordanes erscheint Theoderich sogar oft als Getriebener („coactus“) seiner Leute.

Kommen wir zum zweiten Aspekt erfolgreicher Führung, dem *image management* der Könige. Dazu gehören in erster Linie die Herstellung von Legitimität, von Zusammenhalt innerhalb der eigenen Gruppe (*integration*) und die Anpassung nach außen (*accomodation*). In unseren Fällen beruhte Legitimität auf dem Beweis der kriegerischen Führungsfähigkeit nach innen und der vertraglichen Anerkennung beider Könige durch den Kaiser.

Kommen wir zum nächsten Aspekt des Führens, dem *relationship development*. Beziehungen zu ihren kriegerischen Gefolgsleuten hatten beide Könige von frühester Jugend an. Die agonale Gesellschaft dieser Zeit folgte in der Expansionsphase dem vielversprechendsten Feldherrn. So gelang es Theoderich und Chlodwig, mit ihren Siegen über interne gentile Rivalen und auswärtige Feinde auch deren engstes Gefolge an sich zu ziehen.

Während sich Theoderich in Italien vorwiegend an römische Formen der Machtausübung im politischen und kulturellen Sektor anpasste und als Römer neutral blieb und den religiösen Konflikt vermied, konnte es sich Chlodwig aufgrund des höheren Bevölkerungsanteils der Franken in Gallien und aufgrund seiner Konversion zur Mehrheitskonfession gleichsam als Trendsetter leisten, eine Neudefinition des Elitestatus und der damit verbundenen sozialen Normen und Werte vorzunehmen.

Wichtig war im Gegensatz zur Arbeitsteilung zwischen gotischer Militär- und romanischer Zivilverwaltung in Italien die Beteiligung der Romanen am Militärdienst im Frankenreich. Diese Kampfgemeinschaft mag einen weiteren Impuls zum Zusammenwachsen beider Gruppen gegeben haben, denn rekrutiert wurden Romanen sogar außerhalb der fränkischen Siedlungsgebiete!

Theoderich hingegen trennte seinen Verband von den Romanen, um den inneren Zusammenhalt zu stärken. Keine Eheschließungen mit Romanen, auch wenn es einzelne Beispiele vor allem in der Führungsschicht gab, konzentrierte Siedlung an strategisch wichtigen Punkten, keine Romanen im Heer in führenden Positionen – jedenfalls bis in die Gotenkriege gegen Justinian hinein.

#### IV. Abschließende Würdigung

1. Chlodwigs und Theoderichs Karrieren weisen wichtige Gemeinsamkeiten auf: beide waren als Erben ihrer Väter fähige militärische Anführer von gewaltbereiten Gefolgschaftsverbänden, denen es über lange Zeiträume gelang, die Loyalität wachsender ethnisch und konfessionell heterogener Gruppen zu sichern. Beide waren Parteien in einem römischen Bürgerkrieg, die wechselnde Bündnisse eingingen. Beide handelten primär aus wirtschaftlichen Motiven und wendeten Gewalt an, um den Unterhalt ihrer Gefolgsleute zu sichern und nach Möglichkeit auf Dauer zu stellen. Beide strebten zunächst nach mobilen Schätzen, später nach unabhängigen Siedlungsgebieten und Landeigentum zur agrarischen Nutzung. Sekundär, in der Konsolidierungsphase ihrer Machtausübung nach der Anerkennung durch den Kaiser, kamen über die Promulgation von Gesetzessammlungen für Zuwanderer und Romanen sowie im Falle Chlodwigs über die Gewinnung bischöflicher Eliten legitimierende und konsensstiftende Regierungsmaßnahmen

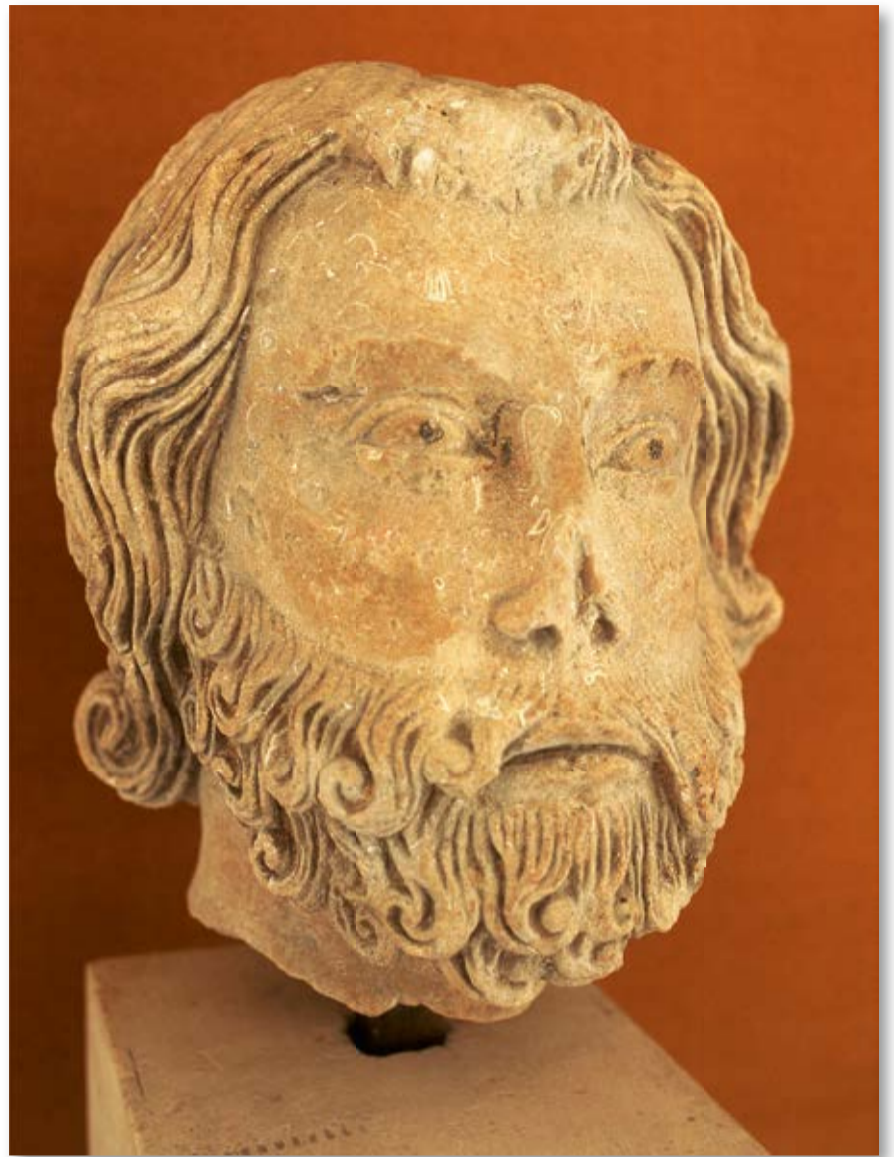


Foto: akg-images

Chlodwig war der Gründer des Frankenreichs und ein scharfer Konkurrent des Ostgotenkönigs Theoderich.

in traditionellen römischen Formen hin zu (adventus mit Akklamationen in Rom und Tours)

2. Beide waren mit nur geringem Widerstand aus der romanischen Bevölkerung konfrontiert, weil sie bereits tiefgehend romanisiert waren, weil sie Gewalt androhten, im Rahmen der Kontraktualisierung politischer Beziehungen in dieser Zeit auch auf der Basis von *foedera* den Konsens mit den romanischen Eliten fanden und deren vor allem wirtschaftliche und politische Interessen bis zu einem gewissen Grad respektierten. Während Chlodwig eher mit den Bischöfen kooperierte, setzte Theoderich in Italien vor allem auf die Mitwirkung der senatorischen Latifundienbesitzer.

3. Beiden gelang es, eine militärisch begründete Machtposition wirtschaftlich zu nutzen und in politische Macht umzuwandeln, die sich in der Folge zusätzlich ideologisch begründete. Chlodwig begann mit einer Sakralisierung der Macht (Konzil von Orléans), Theoderich hingegen setzte, inspiriert durch seinen Spin-Doktor Cassiodor, in Italien eher die Friedens- und Kulturmission des Imperiums fort.

4. Die Ergebnisse der Politik Chlodwigs und Theoderichs unterschieden sich erheblich: in Italien kam es zur überwiegend friedlichen Koexistenz separierter Gruppen von Goten und Romanen bei allmählicher Machtübernahme der gotischen Militärs. In Gallien hingegen, wo die fränkische Zuwanderung zahlreicher und stetiger war, kam

es zum Zusammenwachsen einer gemischten Elite aus Romanen und Franken in der Zeit vom 4. – 6. Jahrhundert. Während wir für Italien daher von einem partiellen Elitenwechsel sprechen können, entstand in Gallien nach einer lang währenden Massenmigration eine neue Führungsschicht.

Chlodwig war gegenüber Theoderich beim Aufbau eines *regnum* insofern im Vorteil, als er an der Peripherie des Imperiums in einem Machtvakuum ein legitimierendes römisches Amt in Gestalt der Sprengelkommandantur übernahm, mit seinen Leuten bereits länger in Gallien akkulturiert war, und die Franken einen höheren Bevölkerungsanteil stellten. Er und seine Leute waren die „wave of advance“ einer Massenmigration. Aber die Randlage des Frankenreichs ließ dort leichter ein neues Machtzentrum gedeihen als in der stets umzingelten Zentralität Italiens, in der sich Theoderich behaupten musste. Beide Könige waren gerade in der Konsolidierungsphase ihrer Regierung fähige Kommunikatoren und Vermittler, die über Verträge, Rechtssammlungen, politische Kompromisse mit den Eliten und religiöse bzw. traditionell römische Legitimationsstrategien die Basis neuer Königreiche legten. □



# Theoderich der Große, ein gotischer König im spätrömischen Italien

Hans-Ulrich Wiemer

## I. Einführung: Wieso heißt Theoderich „der Große“?

Der gotische König Theoderich, der Sohn des Thiudimir, trägt hierzulande den Beinamen „der Große“. Das war nicht immer so. Theoderich in dieser Weise zu benennen wurde erst im 19. Jahrhundert üblich, und auch dann nur im deutschsprachigen Raum. Im frankophonem und anglophonem Bereich wird ihm der Beiname „der Große“ bis heute in der Regel vorenthalten. Für die deutsche Entwicklung war die Politisierung des Nationalbewusstseins in und nach den Napoleonischen Kriegen maßgeblich. König Ludwig I. von Bayern trug sein Teil dazu bei, indem er den gotischen König in die Walhalla, den „Ehrentempel des Vaterlandes für die rühmlich ausgezeichneten Deutschen“, aufnahm und dort mit dem Prädikat „der Große“ vor anderen „Ahnen“ auszeichnete.

Im deutschen Kaiserreich galt es für ausgemacht, dass Theoderich in die Reihe der welthistorisch bedeutsamen Herrschergestalten gehöre; in diesem Urteil stimmte der preußische Protestant Otto Hintze (1861 – 1940) mit dem katholischen Bayern Georg Pfeilschifter (1870 – 1936) völlig überein. Hintze führte Theoderich 1901 in einer vertraulichen Denkschrift als „Haupt der Germanenstämme neben dem Kaiser“ an, dessen Größe unbestritten sei. Der Kirchenhistoriker Pfeilschifter rühmte den König in einer 1910 veröffentlichten Biographie des Königs, weil er das katholische Bekenntnis geduldet und „bleibende kulturelle Werte“ geschaffen habe; obendrein habe er ein „starkes gotisches Selbstbewusstsein“ gehabt und „national gotisch“ gedacht.

Völlig außer Frage stand auch, dass Theoderich Germane gewesen und seine Herrschaft darum Teil der deutschen Geschichte sei, ungeachtet der Tatsache, dass er fernab der Gebiete gewirkt hatte, die zum Reich Bismarcks gehörten. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg wurde Theoderich zunehmend für völkische und rassistische Ideen vereinnahmt. Im Dritten Reich stand Theoderich hoch im Kurs; in Broschüren und Wandkarten wurde das Bild eines germanischen Volkskönigs verbreitet, der unter der Sonne Italiens ein weises Regiment führte.

Aus nationalsozialistischer Sicht war seine Gestalt jedoch durchaus problematisch. Dass er den Schutz von Juden vor Gewalttaten zu seinen Herrscherpflichten gezählt hatte, ließ sich kaum bestreiten. Dass er sich als Herrscher über zwei Völker, Goten und Römer, verstanden hatte, die in seinem Reich mit verteilten Aufgaben einträchtig und zum gegenseitigen Vorteil zusammen leben sollten, widersprach allen Grundsätzen völkischen und rassistischen Denkens. Und natürlich passte Theoderichs italisches Reich weder zur Achse Berlin – Rom noch zu der erstrebten Eroberung von Lebensraum im Osten. Gleichwohl hat es nicht an Versuchen gefehlt, das Bild Theoderichs im Sinne der NS-Ideologie zu retuschieren.

Die Theoderich-Biographie des konservativen Althistorikers Wilhelm Ensslin (1885 – 1965), eines Mannes protestantischer Konfession und deutscher nationaler Gesinnung, die während des



Prof. Dr. Hans-Ulrich Wiemer, Professor für Alte Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg

Zweiten Weltkriegs geschrieben wurde und 1947 in erster Auflage erschien, ist gegen die Vereinnahmung Theoderichs durch NS-Ideologen gerichtet. Theoderich war für Ensslin „der letzte der Germanen, der, vom Geiste Roms berührt, germanische Volkskraft und sich selbst für die alte Römerwelt eingesetzt hat.“ Ensslin zeichnete Theoderich als einen germanischen Helden, der als König Italiens seinem Volk verbunden blieb, dabei aber die antike Kultur bewahren wollte, den Wohlstand aller Untertanen förderte und nach außen für Frieden und Verständigung unter den Herrschern des westlichen Europas eintrat. Ensslins Biographie, deren wissenschaftliche Qualität sogleich international anerkannt wurde, entsprach daher dem nach 1945 verbreiteten Bestreben, sich auf Traditionen zu besinnen, die sich als Fundament eines geeinten Europas zu eignen schienen. Im Zeichen eines christlichen Abendlandes sollte die politische und moralische Katastrophe Deutschlands bewältigt werden.

Ensslins Theoderich-Biographie ist fest in der Germanen-Ideologie des 19. Jahrhunderts verwurzelt. Das Germanische war für ihn eine stabile und wirksame Größe, Theoderich ein germanischer Herrscher, der seinem Volk diene, indem er ein Reich in Italien schuf, seine römischen Untertanen dabei aber zu ihrem Recht kommen ließ. Die seit der Napoleonischen Ära kontrovers diskutierte Frage, ob Theoderich die Verschmelzung dieser ungleichen Bevölkerungsgruppen anstrebte, verneinte Ensslin. Er hielt die gleichberechtigte Koexistenz einer kleinen Minderheit gotischer Krieger mit der großen Mehrheit römischer Zivilisten aber auch nicht für grundsätzlich problematisch, solange ein Herrscher vom Format Theoderichs regierte. Die kurze Dauer des von Theoderich begründeten Reichs lag seiner Ansicht nach in Faktoren begründet, die außerhalb seiner Kontrolle lagen, im Expansionismus Chlodwigs und im Revanchismus Justinians, aber auch im Scheitern der Nachfolgeregelung.

Neue Deutungen wurden in Deutschland erst am Ende des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Man sah im gotischen Italien jetzt ein Exempel für die gescheiterte Integration einer eingewanderten Minderheit und mutmaßte, der konfessionelle Gegensatz zwischen Katholiken und homöischen Christen sei die Achillesferse der Herrschaft Theoderichs gewesen.

Andere dagegen sahen in Theoderich einen überaus erfolgreichen Vorreiter des Multikulturalismus; wenn sein Reich schon eine Generation nach seinem Tod unterging, so hieß es auf dieser Seite, lag das nicht etwa an einem Konstruktionsfehler, sondern war eine Folge des Schlachtenglücks. In einem kürzlich erschienenen Buch eines nordamerikanischen Historikers kann man lesen, dass die Herrschaft Theoderichs ein wahres goldenes Zeitalter für das von ihm erneuerte Weströmische Reich gewesen sei. Diese Lobeshymnen sind direkt aus zeitgenössischen Quellen entnommen. Die spätantike Herrscherpanegyrik kehrt im Gewande moderner Wissenschaftsprosa zurück.

Ich habe meine Theoderich-Biographie, erschienen in München bei C. H. Beck im Jahr 2018, bewusst von anderen Voraussetzungen aus entwickelt. Der Germanenbegriff muss beiseite bleiben, weil er in der wissenschaftlichen Diskussion der letzten 50 Jahre fast alle Inhalte eingebüßt hat, die noch Ensslin mit ihm verband, und weil er für das Selbstverständnis Theoderichs und seiner Zeitgenossen keine Rolle gespielt hat. Germanisch ist für mich ein Begriff der modernen Sprachwissenschaft; er dient zur Klassifikation von Sprachen, nicht von Personen.

Ebenfalls ausgeklammert bleibt die Frage nach dem Menschen Theoderich. Politisches Handeln aus dem Charakter von Entscheidungsträgern zu erklären ist in der Geschichtswissenschaft mit Recht in Verruf geraten. Die Frage ließe sich mit unseren Mitteln überdies auch gar nicht beantworten. Theoderich als Sohn und Bruder, Vater und Ehemann ist für uns nicht fassbar. Wir wissen nichts über seine inneren Beweggründe, können auch nicht sagen, was der Glaube an Jesus Christus ihm persönlich bedeutete, ob er seine Sünden bereute, auf das ewige Leben hoffte oder das Jüngste Gericht fürchtete. Theoderichs Persönlichkeit lässt sich nur in ihren Handlungen greifen (**Abb. 1, Seite 31 sehen wir ein Porträt auf einer Münze**).

Theoderichs Handlungen aber lassen sich nur verstehen, wenn man berücksichtigt, dass er seine Laufbahn als Anführer eines mobilen Kriegerverbands begann, der vor der Eroberung Italiens weite Teile Südosteuropas durchstreifte. Die Herrschaft in Italien verdankte er den Kriegern, die mit ihm von der unteren Donau über die Alpen gezogen waren und in einem vierjährigen, verheerenden Krieg den Sieg über die Soldaten Odovakars davongetragen hatten. Die Mehrheit dieser Krieger rechnete sich zu den Goten und wurde von anderen so wahrgenommen, auch wenn die tatsächliche Herkunft oftmals viel komplizierter gewesen sein dürfte.

Nachdem Theoderich die Kontrolle über die Ressourcen dieses immer noch reichen Landes erlangt hatte, musste er diese Gewaltgemeinschaft in sein Reich integrieren. Es waren wohl etwa 20.000 bewaffnete und kampferprobte Männer mit ihren Frauen und Kindern, die über viele Jahre hinweg Entbehrungen und Strapazen auf sich genommen, Verwandte und Freunde verloren und oftmals ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatten. Diese entwurzelten Menschen erwarteten nun eine angemessene Belohnung; sie beanspruchten ein komfortables und krisensicheres Auskommen und eine ihrem Selbstbewusstsein

entsprechende Betätigung und Stellung. Nur wenn er diese Männer und Frauen zufrieden stellte, konnte Theoderich darauf hoffen, seine Herrschaft in Italien auf Dauer zu behaupten.

Freilich war das nur eine notwendige, keine ausreichende Voraussetzung für die Verstetigung der Herrschaft eines gotischen Königs in einem Land, in welchem einst römische Kaiser regiert hatten. Theoderichs Herrschaft in Italien erklärt sich nicht aus einem kaiserlichen Auftrag oder Amt, so lautet meine These; sie beruhte auf der Loyalität seines Heeres und der Kooperation der einheimischen Eliten, vor allem der Senatoren und der katholischen Bischöfe.

Ich werde im folgenden zunächst mit knappen Strichen die soziale Existenzform der Goten skizzieren, die mit Theoderich seit 474 kreuz und quer über den Balkan und schließlich nach Italien zogen, dann näher auf seine Herrschaft in Italien eingehen und zum Abschluss die Frage erörtern, worin die historische Bedeutung Theoderichs besteht.

## II. Theoderich und seine Goten auf dem Balkan

Werfen wir also zunächst einen Blick auf die Zeit, in der Theoderichs Goten zwischen Plattensee und Bosphoros agierten. Ich kann mich kurz fassen, da Verena Epp auf dieses Thema bereits eingegangen ist. Die Goten, die Theoderich 474 zu ihrem König machten, sind in unseren Quellen ab der Mitte des 5. Jahrhunderts fassbar; ihre Familien waren damals in Pannonien (Ungarn) ansässig. In dieser Zeit standen drei Brüder an ihrer Spitze, einer von ihnen war Thiudimir, der Vater Theoderichs; anscheinend handelte es sich um eine Koalition dreier Verbände. Thiudimir und seine Brüder Valamir und Vidimir durchzogen damals unter der Führung des hunnischen Königs Attila weite Teile West- und Südosteuropas; in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern kämpften sie 451 im Heer Attilas gegen ein westgotisches Heer unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Feldherrn Aëtius. Der Ostgote Andag rühmte sich nach der Schlacht, den westgotischen König Theoderich eigenhändig erschlagen zu haben.

Diese Goten bildeten eine militarierte und hochgradig mobile Gesellschaft, die durch einen kriegerischen Ehrenkodex geprägt war. Entscheidend für ihre Konstitution und Reproduktion war die Aneignung von Gütern durch angedrohte oder ausgeübte Gewalt. Die materielle Existenz wurde durch Beute, erpresste Leistungen und Subsidien gesichert. Diese Männer waren weder Söldner noch Soldaten; Frauen und Kinder gehörten ebenfalls zu dieser Gemeinschaft. Vieles spricht dafür, dass diese Personen, die in den zeitgenössischen, aber nicht-gotischen Quellen durchweg als Goten angesprochen werden, über ein ethnisches Identitätsbewusstsein verfügten, sich also als Teil einer durch gemeinsame Herkunft und Abstammung verbundenen Gemeinschaft verstanden.

Grundlage dieses ethnischen Identitätsbewusstseins war neben der gotischen Sprache wohl schon zu dieser Zeit eine spezifische Form des Christentums, die von ihren Gegnern als Arianismus bezeichnet wurde, besser aber homöisches Christentum genannt wird. Das Glaubensbekenntnis der Homöer war zu der Zeit, als die Goten an der unteren Donau das Christentum annahmen, auch dasjenige der Reichskirche gewesen. Die gotischen Christen hielten indessen daran fest, nachdem Kaiser Theodosius (379 – 395) dem Bekenntnis von Nizäa in der Reichskirche zur Durchsetzung verholten hatte.



Die homöischen Christen bildeten seitdem eigene Gemeinden, mit eigenem Klerus, einer gotischen Liturgie und auch einer gotischer Bibel. Die Goten Thiudimirs und seiner Brüder waren jedoch keineswegs die einzigen Personenverbände, deren Anführer sich als Goten verstanden; von den Goten, die seit 418 in Aquitanien ansässig waren, ganz abgesehen, gab es auch auf dem Balkan, aber auch auf der Krim noch andere Gruppen, die sich so identifizierten.

Die Ereignisgeschichte der Jahre 451 bis 488 ist verwickelt und verwirrend. Im vorliegenden Zusammenhang genügt es, wenige Grundtatsachen hervorzuheben. Nach dem Zerfall des Hunnenreichs machten die in Pannonien ansässigen, in diesem Sinne also pannonischen, Goten sich selbständig. Es folgten zwei Jahrzehnte ständiger Raub- und Kriegszüge; König Valamir fiel im Kampf gegen eine suavisch-skirische Koalition. Da eine dauerhafte Existenzsicherung in Pannonien nicht gelang, trennten sich die Wege: Ein Teil zog 473 unter Führung des Königs Vidimir Richtung Italien und von dort weiter nach Gallien, wo er sich auflöste. Thiudimir zog mit dem anderen Teil Richtung Makedonien. Als er 474 in der makedonischen Stadt Kyrrhos starb, wurde Theoderich umgehend zu seinem Nachfolger erhoben.

Theoderich traf in diesem Raum auf einen anderen gotischen Anführer, der zu unserer Verwirrung ebenfalls Theoderich hieß und deshalb in der modernen Forschung mit seinem Beinamen Strabon bezeichnet wird. Dieser Theoderich hatte in Thrakien, auf dem Boden des heutigen Bulgariens, eine Gefolgschaft um sich geschart, die es an Größe mit derjenigen „unseres“ Theoderich durchaus aufnehmen konnte. Diese von Historikern so genannten thrakischen Goten waren dem Kaiser kraft eines 473 geschlossenen Vertrags zu militärischem Dienst verpflichtet und bezogen dafür Jahrgelder; ihr Anführer wurde mit dem höchsten militärischen Rang des Reiches, dem Amt eines Heermeisters ausgezeichnet.

Theoderich und seine Goten bedrohten diese privilegierte Stellung, indem sie ähnliches für sich selbst erstrebten. Die kaiserliche Regierung sah sich außerstande, die Ansprüche beider Theoderiche zu befriedigen, und versuchte daher, die beiden Gruppen gegeneinander auszuspielen. Aus dieser Dreiecks-konstellation resultierte ein auf dem Rücken der römischen Provinzialbevölkerung ausgetragener Machtkampf zwischen den beiden Theoderichen, der bis 481 andauerte, als der „andere“ Theoderich bei einem Reitunfall den Tod fand.

„Unser“ Theoderich vermochte in der Folge, die Anhänger seines toten Widersachers für sich zu gewinnen, und konnte seine Gefolgschaft dadurch auf etwa 20.000 Krieger vergrößern. Eine dauerhafte Regelung des Verhältnisses zum Imperium Romanum aber gelang auch danach nicht, obwohl er 483 das Heermeisteramt und 484 sogar das prestigeträchtige Amt eines Konsuls erlangt hatte.

Der Kriegerverband Theoderichs erfüllt in dieser Phase seiner Existenz alle Kriterien, die eine Gewaltgemeinschaft definieren: Sein Kern bestand aus waffenfähigen und kampfeübten Männern; der innere Zusammenhalt und zeitweise auch das Überleben der Gruppe wurde durch Beute und Subsidien gesichert. Die Größe und Zusammensetzung dieser Gewaltgemeinschaft war starken Schwankungen unterworfen, weil ihre Macht nicht ausreichte, um eine dauerhafte Anerkennung und ökonomische Absicherung als reichsangehöriges Kriegervolk zu erreichen. Die

wirtschaftliche Existenz des Verbandes, den Theoderich anführte, blieb daher stets prekär. Der Kaiser zahlte nur unregelmäßig Subsidien; Beute, Schutz- und Lösegelder brachten kurzzeitig hohe Einnahmen, hielten aber nie lange vor. Theoderichs Gefolgsleute hatten selten ein festes Dach über dem Kopf und litten oftmals Hunger. Die Raubwirtschaft war zugleich eine Mangelwirtschaft.

### III. Integration durch Separation: Die Herrschaft Theoderichs in Italien

Nachdem sich ein dauerhafter Ausgleich zwischen Zenon und Theoderich auf dem Balkan als unmöglich erwiesen hatte, beauftragte der Kaiser den gotischen König im Jahre 488, nach Italien zu ziehen, Odovakar, der dort seit 476 als König herrschte, zu beseitigen und an dessen Stelle so lange zu herrschen, bis er selbst dorthin kommen werde. Theoderich hat diesen Auftrag bekanntlich erfolgreich ausgeführt. Er hat dazu jedoch viel länger gebraucht, als er und seine Männer sich vorgestellt oder jedenfalls gewünscht haben werden. Der Krieg gegen Odovakar dauerte mehr als drei Jahre und verwüstete große Teile Ober- und Mittelitaliens.

Der Ausgang stand lange auf des Messers Schneide, auch wenn Odovakar seit 490 in Ravenna eingeschlossen war. Erst am 5. März 493 konnte Theoderich in Ravenna einziehen, nachdem er einen Vertrag beschworen hatte, künftig gemeinsam mit Odovakar zu herrschen. Keine zwei Wochen später war Odovakar tot, heimtückisch erschlagen von dem Mann, der einen Eid geleistet hatte, die Herrschaft mit ihm zu teilen.

Theoderich wurde durch diese Blut-tat, der ein Massaker an den Gefolgs-leuten Odovakars folgte, zum alleinigen Herrscher in Italien. Niemand konnte es in diesem Moment wagen, sich ihm und seinen Leuten in den Weg zu stellen. Theoderich nutzte diese Macht, um seine Gefolgsleute zu versorgen. Er verwandelte die mobile Gewaltgemein-schaft, mit deren Hilfe er Italien erobert hatte, in ein stehendes Heer, indem er seine Krieger mit Landgütern ausstatete. Die Goten im Heer Theoderichs erhielten also Besitztitel für Landgüter, aus denen sie Grundrenten bezogen; zusätzlich bezogen sie vom König eine jährliche Sonderzahlung in Höhe von fünf Goldstücken, solange sie der militärischen Dienstpflicht unterlagen.

Denn Theoderich bestellte seine Goten Jahr für Jahr zur Musterung an seinen Hof und überzeugte sich persönlich von der Kampfkraft seines Heeres. Die Goten im Reich Theoderichs wurden dadurch zu einer militärischen Funktionselite; das Heer galt als bewaffneter Teil des gotischen Volkes, jedenfalls soweit es unter der Herrschaft Theoderichs stand. Umgekehrt galt, dass der Waffendienst für den König Goten vorbehalten sei. Römer sein war im Sprachgebrauch der königlichen Kanzlei gleichbedeutend mit Zivilist sein. Im Imperium Romanum galt das Gegenteil: Wer für den Kaiser die Waffen führte, galt ipso facto als Römer, mochte er seiner Herkunft nach auch Armenier, Hunne oder Gote sein. Theoderich konzipierte sein Königtum in Italien als Herrschaft über zwei Völker, über Goten und Römer, denen verschiedene Lebensformen und Betätigungsfelder zugewiesen waren, auch wenn sie einträchtig und zum gegenseitigen Vorteil zusammenwirken sollten.

Theoderich etablierte also eine funktionale Arbeitsteilung zwischen römischen Zivilisten und gotischen Kriegern: Die einen sollten für den König kämpfen, die anderen ihre Pflichten als Untertanen erfüllen, vor allem natürlich ihre Steuern und Abgaben zahlen. Eben-darum dachte der König auch ganz und



Abb. 1: Das Medaillon von Moro d'Alba zeigt Theoderich im Feldherrnmantel mit langem Haar und Oberlippenbart und seine rechte Hand zur Ansprache erhoben. In der linken Hand

ist die Siegesgöttin (Victoria) auf einem Globus zu sehen. Die Aufschrift lautet: Rex Theodericus Pius Princ(eps) i(nvictu)s.

gar nicht daran, Goten und Römer zu einer neuen, einheitlichen Funktionselite zu verschmelzen, wie Alexander der Große das für Makedonen und Iraner geplant zu haben scheint. Theoderichs Politik zielte gerade nicht auf Fusion, sondern auf Separation. Ich habe das „Integration durch Separation“ genannt.

Nun hätte Theoderichs Herrschaft in Italien kaum drei Jahrzehnte Bestand haben können, wenn er auf den entschlossenen Widerstand der einheimischen Eliten gestoßen wäre. Theoderich gelang es jedoch, die standesbewussten Senatoren zur Kooperation zu bewegen, obwohl er ihnen am Anfang nicht unerhebliche finanzielle Opfer abverlangte, um seine Goten mit Landgütern auszustatten. Dieses Arrangement mit den Senatoren war möglich, weil Theoderich die Privilegien dieses Standes in vollem Umfang aufrechterhielt und seine Angehörigen am Regiment beteiligte. Denn Theoderich übernahm den spätrömischen Staatsapparat im Wesentlichen unverändert.

Alle leitenden Posten in der zivilen Verwaltung wurden mit Personen besetzt, die aus senatorischem Milieu stammten. Die Leitung der zivilen Ministerien lag bei hochrangigen Senatoren. Die königliche Kanzlei kommunizierte in den althergebrachten und gewohnten Formen; die Schreiben, die Cassiodor im Namen und Auftrag Theoderichs verfasste, hätten kaiserlichen Kanzleien Ehre gemacht. Das römische Recht blieb grundsätzlich in Geltung. Vor römischen Gerichten wurde weiterhin in römischen Formen verhandelt. Nur wenn Goten betroffen waren, sollten Fälle von gotischen Richtern entschieden werden.

Für den König war die Kooperation der Senatoren auch deswegen von unschätzbarem Wert, weil das Steuersystem nur funktionieren konnte, wenn die Zentrale auf die soziale Macht der lokalen Eliten zurückgreifen konnte. So aber wurde Theoderich zum nach dem Kaiser reichsten Herrscher seiner Zeit,

der über stetige und berechenbare Einkünfte in einer Höhe verfügen konnte, von der sein Vater und seine Onkel nur hatten träumen können. Theoderichs Tochter Amalasintha fand im Königsschatz mehr als 40.000 Pfund Gold vor.

Erstaunlicher mag auf den ersten Blick wirken, dass Theoderich auch mit den katholischen Bischöfen seines Reiches ein gutes Verhältnis hatte. Eine Voraussetzung dafür war, dass der König nicht daran dachte, seinen Untertanen das homöische Bekenntnis aufzudrängen,

### Theoderich gelang es, die standesbewussten Senatoren zur Kooperation zu bewegen.

gen, wie es einige vandalische und westgotische Könige getan hatten. Theoderich machte zwar keinen Hohl daraus, dass er einer anderen Konfession angehörte, die er nach Kräften förderte – man denke nur an die Hofkirche Sant'Apollinare Nuovo in Ravenna (Abb. 2, Seite 32).

Der König respektierte aber den Besitzstand und die Privilegien der katholischen Gemeinden und Kleriker. Da er die Koexistenz zweier christlicher Konfessionen anerkannte, trat de facto ein bi-konfessioneller Zustand ein, der freilich nur praktiziert, aber nicht thematisiert oder gar legitimiert werden konnte. Die katholischen Bischöfe Italiens aber sahen in Theoderich auch deswegen ein verschmerzbares Übel, weil die Kaiser Zenon und Anastasios versuchten, den in ihrem Reich mit großer Heftigkeit geführten Streit um die menschliche Natur Christi durch eine Kompromissformel, das sogenannte Henotikon, zu beenden, die im Westen, namentlich vom Papst, abgelehnt wurde.

Solange in Italien aber Theoderich herrschte, reichte der Arm des Kaisers





**Abb. 2:** Darstellung des Palasts König Theoderichs: Es ist ein Detail des Wandmosaiks in Sant'Apollinare Nuovo in Ravenna, entstanden Ende

des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts, also zur Regierungszeit des berühmtesten aller Goten.

nicht bis zu ihnen. Tatsächlich wurde Theoderich sogar als Schiedsrichter angerufen, als es Ende 498 zu einer Doppelwahl im römischen Bistum kam. Theoderich entschied damals gegen Laurentius und zugunsten des Symmachus, weigerte sich aber später, über die Anklagen zu befinden, die gegen die Amtsführung des Symmachus erhoben wurden. Erst 506 beendete er das Schisma, indem er Laurentius absetzen ließ.

Ein kurzes Wort sei schließlich der Außenpolitik Theoderichs gewidmet.

### *Als Theodahad Amalasintha erst inhaftieren und dann umbringen ließ, befahl Justinian die Invasion Italiens.*

Theoderich, der im Auftrag Zenons gegen Odovakar gezogen war, musste einige Jahre warten, bis sich Kaiser Anastasios, der 491 Nachfolger Zenons geworden war, bereit fand, die Herrschaft des gotischen Königs in Italien anzuerkennen. Im Jahre 497 oder 498 wurde dann aber ein Vertrag geschlossen, der bis zum Tode des Königs Bestand hatte, wenngleich es zwischen 504 und 508 auf dem Balkan zu Konflikten kam, die auch mit militärischen Mitteln ausgetragen wurden. Eine Kriegserklärung blieb indessen aus; Anastasios stellte den Vertrag von 497/498 niemals grundsätzlich in Frage, und auch sein Nachfolger Justin tat das in seiner Regierungszeit nicht.

Die Herrscher des Westens wollte Theoderich zunächst durch Heiraten an sich binden. 506 versuchte er, den drohenden Krieg zwischen seinem Schwager Chlodwig und seinem Schwiegersohn Alarich durch Vermittlung zu verhindern. Als das misslang, trat er 508 in den Krieg ein, drängte den siegreichen Chlodwig zurück und eroberte nicht allein die Provence, sondern auch das Westgotenreich in Hispanien, das er fortan in Personalunion mit dem Gotenreich in Italien regierte. Theoderich konnte sein Herrschaftsgebiet dadurch nahezu verdoppeln und gewann erhebliche Ressourcen hinzu.

### **IV. Theoderich der Große – eine Bilanz**

Das gotische Königreich in Italien überdauerte seinen Gründer nur um eine Generation. Theoderich starb am 30. August des Jahres 526, ohne seine Nachfolge geregelt zu haben. Sein berühmtes Grabmal steht in Ravenna (siehe Abb. 3, Seite 33). Der Hof einigte sich auf seinen minderjährigen Enkel Athalarich, was dessen Mutter Amalasintha faktisch zur Regentin machte. Athalarich wiederum starb 534, ohne jemals selbst regiert zu haben. Daraufhin ergriff Amalasintha die Flucht nach vorn, ernannte sich selbst zur Königin und bestellte Theoderichs Neffen Theodahad zu ihrem Mitkönig. Als Theodahad Amalasintha erst inhaftieren und dann umbringen ließ, befahl Justinian die Invasion Italiens. Damit begann der römisch-gotische Krieg, der 540 mit einem vollständigen Sieg der kaiserlichen Truppen zu enden schien, aber bald wieder aufflammte und noch weitere 12 Jahre dauerte. Die Niederlage Tejas am Milchberg bei Neapel im Oktober 552 beendete zwar nicht den Krieg, wohl aber das gotische Königtum in Italien.

Die kurze Dauer des gotischen Reiches in Italien wirft einen Schatten auf das Bild seines Gründers. Theoderich war ohne Zweifel erfolgreich, insofern er sich in Italien gut drei Jahrzehnte an der Macht hielt und das Land in dieser Zeit vor äußeren Feinden weitgehend abschirmte. Aber er gehört nicht zu den Herrschern, die Weichen für die folgenden Jahrhunderte gestellt haben. Er hat auch keine politische Tradition gestiftet, die das Ende seines Reiches überdauert hätte. In dieser Hinsicht hält Theoderich den Vergleich mit Konstantin dem Großen oder Karl dem Großen nicht aus.

Damit ist die Frage freilich noch nicht beantwortet, ob Integration durch Separation die richtige Politik war, wenn er eine dauerhafte Herrschaft begründen wollte. Aus der Rückschau fällt die Feststellung leicht, dass die sprachliche und kulturelle Einkapselung einer so kleinen Gruppe von Einwanderern nicht unbegrenzt bestehen bleiben kann. Militärische und zivile Eliten tendieren dazu, ihr Kapital an Ansehen, Macht und Reichtum über kurz oder lang zu fusionieren. Genau das geschah ja zwei

Generationen später im Reich der Westgoten. Dort wurde 589 auch die konfessionelle Schranke zwischen Goten und Römern beseitigt.

Für Theoderich lag das noch außerhalb des Vorstellbaren. In jedem Fall sollte man sich hüten, die Frage nach der Zukunftsfähigkeit der inneren Politik Theoderichs mit derjenigen nach den Ursachen des militärischen Scheiterns seiner Nachfolger zu vermengen. Im Vergleich mit dem Reich der Vandalen in Nordafrika, das dem Angriff Belisars binnen eines Jahres erlag, fällt gerade die enorme Resilienz der gotischen Krieger in Italien ins Auge. Auch wenn das Gotenreich in Italien dem Imperium an finanziellen Ressourcen weit unterlegen war, hing der Ausgang des Krieges in hohem Maße von kontingenten Faktoren ab.

Theoderichs Außenpolitik beruhte auf der Anerkennung einer Pluralität von Herrschern. Die Existenz des Imperium Romanum stand für ihn außer Frage. Er hat für seine Ziele durchaus militärische Mittel eingesetzt und auch die Eroberung von Gebieten keineswegs verschmäht, wenn sie mit kalkulierbarem Risiko möglich war. Er betrieb aber keine Kriegs- und Eroberungspolitik als Selbstzweck wie sein Schwager Chlodwig. Seit er Herr Italiens war, hatte er es nicht mehr nötig, sich auf diese Weise Güter anzueignen. Aber er war auch bereit, räumliche Grenzen seiner Macht anzuerkennen; und er beanspruchte keine universale Herrschaft.

Dass Theoderich Christen, die einer anderen Konfession anhängen als er selbst, gestattete, ihren Glauben frei auszuüben, ja Angehörige einer anderen Konfession sogar mit den höchsten Würden auszeichnete, hat ihm seit den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts Sympathien eingetragen. Aufgeklärte Geister hielten ihm darüber hinaus zu gute, dass er Juden den Schutz gewährte, den ihnen Kaiser Justinian und viele, die nach ihm kamen, vorenthielten. Aber es wäre verkehrt, Theoderich deswegen zum Verfechter des modernen Toleranzgedankens zu stilisieren. Toleranz ist mehr und anderes als bloße Duldung. Wer in der Geschichte vor allem Vorbilder für eine aktive Reformpolitik sucht, wird bei Theoderich ebenfalls nicht fündig werden. Sein politisches Handeln zielte ganz und gar auf

die Konservierung des sozialen *status quo*. Damit meine ich nicht allein, dass Theoderich ebenso wenig wie irgendein anderer Herrscher seiner Zeit glaubte, es sei seine Aufgabe, die Ungleichheit von Lebenschancen und Daseinsrisiken zu verringern. Auch der missionarische Impetus, mit dem Justinian als Gesetzgeber die Verchristlichung des Imperium Romanum betrieb, gehen dem gotischen König vollkommen ab.

Man kann die historische Bedeutung Theoderichs auch auf andere Art bemessen. Man kann versuchen, die Wirkungen abzuschätzen, die direkt oder indirekt, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, bei Lebzeiten oder nach dem Tode von ihm ausgingen. So betrachtet, ragt er über die meisten seiner Zeitgenossen hinaus. Der Aktionsraum Theoderichs war im Wesentlichen auf Europa beschränkt. Bis 488 agierte er persönlich im südöstlichen Europa zwischen Plat-

### *Der Aktionsraum Theoderichs war im Wesentlichen auf Europa beschränkt.*

tense und Bosphoros; nach Kleinasien kam er nur einziges Mal und auch das nur für sehr kurze Zeit. Seit 489 hielt er sich so gut wie ausschließlich in Oberitalien auf.

Theoderichs Feldherren aber operierten in einem Raum, der von der iberischen Halbinsel bis nach Serbien reichte. Seine diplomatischen Kontakte erstreckten sich noch weit darüber hinaus, im Norden bis nach Skandinavien, im Süden bis nach Tunesien und im Osten bis nach Konstantinopel. Dagegen scheint Theoderich keine Beziehungen zum Reich der Sassaniden, den arabischen Stammesbünden der Ghassaniden oder Lakhmiden oder den Herrschern von Axum (im heutigen Äthiopien) unterhalten zu haben. Der König respektierte hier den Vorrang des Kaisers. Erst Theoderichs Nachfolger haben versucht, Beziehungen zum Perserkönig aufzunehmen, jedoch vergeblich.

Der Resonanzraum Theoderichs war freilich schon zu Lebzeiten erheblich größer; er schloss den römischen Orient durchaus ein; byzantinische und syrische Chronisten kennen Theoderich





Foto: akq-images

**Abb. 3:** Theoderichs Grabmal in seiner Residenzstadt Ravenna. Es gilt heute als eines der herausragenden architektonischen Nachlässe der Spätantike.

und berichten von seinen Taten. Im lateinischen Westen war der König niemals vergessen. Karl der Große ließ ein Reiterstandbild des Königs aus Ravenna nach Aachen bringen. In Ravenna und Verona knüpfte sich die Erinnerung an Monumente, die dem König zu Recht oder Unrecht zugeschrieben wurden. Im Kloster Mons Olivetus in Verona entstand im 12. Jahrhundert eine Sammelhandschrift mit lateinischen Texten zur Geschichte Theoderichs und der Goten, die mit Federzeichnungen illustriert ist; eine davon zeigt Theoderich und Odovakar im ritterlichen Zweikampf. Die *Varien* Cassiodors überlieferten der Nachwelt das Bild eines Königs, der im Verein mit römischen Senatoren eine mustergültige Herrschaft ausgeübt habe. Eine Sammelhandschrift des 12. Jahrhunderts aus dem Kloster Fulda zeigt Theoderich in der Gestalt eines deutschen Königs, gepaart mit seinem „Kanzler“ Cassiodor.

Diesem positiven Theoderich-Bild stand jedoch ein negatives gegenüber. Dieses negative Theoderich-Bild speiste sich vor allem aus zwei Quellen: den *Dialogen* Papst Gregors des Großen und dem *Trost der Philosophie* des Boe-

*Aus dem 13. Jahrhundert sind mehrere Epen in mittelhochdeutscher Sprache überliefert, die von Dietrich von Bern erzählen.*

thius, die im hohen und späten Mittelalter eines der beliebtesten Lesebücher für Kleriker war. Boethius sorgte dafür, dass Theoderich stets mit dem Makel des Tyrannen behaftet blieb, der einen Weisen zum Tode verurteilt hatte. Gregor der Große setzte die Geschichte in Umlauf, dass den häretischen König die verdiente Strafe für seine Sünden ereilt habe: Seine unschuldigen Opfer, der Papst Johannes und der Patrizier Symmachus, hätten ihn in einen Vulkan gestürzt. Dieser „Höllensurz“ Theoderichs fand Eingang in die meisten historiographischen Berichte des gesamten westeuropäischen Mittelalters.

Großen Nachruhm erlangte Theoderich nach seinem Tode im gesamten ger-

manisch-sprachigen Europa, von Skandinavien bis nach Österreich. Aus dem gotischen König Theoderich wurde Dietrich von Bern (Verona), ein König, der aus seinem italischen Reich vertrieben wurde und vergeblich versuchte, dieses Reich zurückzugewinnen. Der Amaler Theoderich streifte dabei jede Bindung an Volk oder Familie ab und verwandelte sich in einen heimatlosen, kämpfenden und duldenden Helden, der Achtung gebietet und Mitleid verdient. Man empfand den König zwar als Gestalt der fernen Vergangenheit, konnte und wollte ihn aber keiner bestimmten Völkerschaft mehr zuordnen.

Dietrich von Bern wird niemals als Gote bezeichnet. Die frühesten Zeugnisse für diese erstaunliche Verwandlung stammen erst aus dem 9. Jahrhundert. Das althochdeutsche Hildebrandslied aus der Zeit um 830, von dem nur 68 Langverse erhalten sind, scheint die Kenntnis des Stoffs vorauszusetzen; ebenso das etwa gleichzeitige altenglische Gedicht *Deors Klage*. Aus dem 13. Jahrhundert sind mehrere Epen in mittelhochdeutscher Sprache überliefert, die von Dietrich erzählen. Das bedeutendste und bekannteste ist natürlich das *Nibelungenlied*, das im 19. Jahrhundert durch die Nachdichtung Karl Simrocks ein neues Leben erhielt, während die Dietrich-Epik des hohen Mittelalters seit dem 16. Jahrhundert der Vergessenheit anheimfiel.

Kaiser Maximilian I. nahm eine Statue Theoderichs in die Heldengalerie auf, die sein Grabmal in der Innsbrucker Hofkirche umgibt. Auch Martin Luther hat noch gerne gegen das „lose Geschwetz“ von Dietrich von Bern polemisiert, dem man allerhand Wunderthaten zuschreibe. Sein Gegner Johannes Cochläus, ein Humanist und Kenner Cassiodors, veröffentlichte 1544 in Ingolstadt die erste Biographie des Königs, die auf den zeitgenössischen Quellen beruht. Damit begann die Geschichte der modernen Auseinandersetzung mit Theoderich, die bis heute andauert. Davon wäre bei anderer Gelegenheit zu sprechen. □

## Zwischen Ravenna und Konstantinopel: Das Papsttum im ostgotischen Italien

Steffen Diefenbach

Fragt man nach der Legitimation und Verankerung ostgotischer Herrschaft über Italien, kommt man am Verhältnis Theoderichs und seiner Nachfolger zu den Bischöfen der Stadt Rom kaum vorbei. Um sich in Italien auf Dauer behaupten zu können, waren die ostgotischen Könige sowohl auf die Kooperation der senatorischen Eliten als auch auf gute Beziehungen zum Kaiser in Konstantinopel angewiesen, in dessen Auftrag Theoderich 489 über die Alpen gezogen war und den *rex Italiae* Odoaker beseitigt hatte. Für beides spielten die römische Kirche und ihre Leiter eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die senatorischen Familien waren seit dem ausgehenden 5. Jahrhundert personell wie auch hinsichtlich ihrer Interessen eng mit den kirchlichen Strukturen des ehemaligen *caput imperii* verflochten.

Und als wichtigster Bischofssitz innerhalb der Reichskirche hatten die Bischöfe Roms – bei aller kirchenpolitischen Distanz, die sie mitunter zum Kaiserhof in Konstantinopel bezogen – eine zentrale Bedeutung für die Integration der Reichskirche, die sich die römischen Kaiser seit der konstantinischen Wende auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Aus Sicht der ostgotischen Könige waren die Beziehungen zur römischen Kirche demnach eine neuralgische Schnittstelle, um eine erfolgreiche Implementierung ihres Herrschaftsanspruchs voranzutreiben.

Wenn der Titel des Beitrags dennoch „Das Papsttum im ostgotischen Italien“ (und nicht etwa „Die ostgotischen Herrscher und das Papsttum“) lautet, hat das freilich gute Gründe. Um die Handlungsoptionen, die für die gotischen Herrscher bestanden, auszuloten, erscheint es erforderlich, das Thema zunächst einmal aus der Perspektive der römischen Bischöfe anzugehen. Welche Entfaltungsmöglichkeiten boten sich ihnen nach dem Zusammenbruch der Kaiserherrschaft im Westen des römischen Reichs und wie ist diese postimperiale – speziell die ostgotische – Phase in den umfassenderen Entwicklungszusammenhang einer Geschichte des Papsttums einzuordnen? Erst im Anschluss daran erscheint es sinnvoll, die komplementäre, aber eben doch ganz anders gelagerte Frage zu stellen, wie die ostgotischen Könige selbst ihr Verhältnis zu den römischen Bischöfen gesehen und ihre Rolle ihnen gegenüber gestaltet haben. Letzteres hing entscheidend ab von den Vorteilen und Chancen, die ein alternativer politischer Ordnungsrahmen dem Papsttum als Institution bzw. den einzelnen Vertretern auf der *cathedra Petri* zu bieten imstande war.

### I. Universalkirche und römische Gemeinde – zwei Ebenen der spätantiken Papstgeschichte

Die Entwicklungslinien des spätantiken und frühmittelalterlichen Papsttums führen forschungsgeschichtlich auf ein weites Feld mit einem breiten Spektrum an Einschätzungen bezüglich eines kirchlichen Leitungsanspruchs durch den Bischof von Rom, seiner ideellen und institutionellen Grundlagen und der Dimensionen und Reichweite seiner Durchsetzung. Ohne hier zu sehr vergrößern zu wollen, lassen sich dennoch



Prof. Dr. Steffen Diefenbach, Professor für politische Kulturen der Antike an der Universität Konstanz

zwei dominierende Sichtweisen benennen, die zwar auf den ersten Blick zu sehr unterschiedlichen Bewertungen hinsichtlich eines römisch-päpstlichen Primats kommen, bei näherem Hinsehen jedoch nicht selten als zwei Seiten derselben Medaille erscheinen.

Vertreter eines universal-ekklesiologischen Ansatzes gehen von einer grundlegenden Neufassung des kirchlichen Ordnungsrahmens aus, innerhalb dessen der Bischof von Rom einen Führungsanspruch geltend gemacht habe. Hierfür erscheint es erforderlich etwas weiter auszuholen und den Blick zurück auf das frühe 4. Jahrhundert zu lenken. Die Hinwendung Kaiser Konstantins (306–337) zum Christentum hatte nicht nur einschneidende Folgen für die christlichen Kultgemeinschaften, sondern auch für deren institutionelle Organisation. Im römischen Reich bildete sich nun erstmals ein formaler Rahmen, der die *ecclesia* jenseits einzelner Bischofsgemeinden und regionaler Synoden in ihrer universalkirchlichen Dimension abbildete.

In Nicaea fand im Jahr 325 erstmals ein ökumenisches Konzil statt, das sich an alle Bischöfe des Reichs richtete und nicht nur in dogmatischen Fragen Regelungen von reichsweiter Geltung festlegte, sondern auch einige Kanones erließ, die darauf abzielten, die Kirchenstruktur in allen Provinzen des römischen Imperiums zu vereinheitlichen. Dieses Konzil war von Konstantin selbst einberufen worden und auch in Zukunft blieb der römische Kaiser diejenige Instanz, die für die Abhaltung dieser ökumenischen Synoden zuständig war und sich als Garant einer reichsweiten Orthodoxie verstand. Mit Blick auf die bedeutende Rolle, die die römischen Kaiser seit Konstantin für die Universalkirche spielten, spricht man daher auch von einer reichskirchlichen Kirchenorganisation, die mit der konstantinischen Wende ins Leben gerufen worden sei.

Dieses reichskirchliche Prinzip wurde nun nach Auffassung weiterer Teile der Papstforschung durch die römischen Bischöfe bereits seit dem späten 4. Jahr-





Detail eines Kapitells aus der Kirche San Pedro de la Nave in Zaragoza: Die Kirche stammt aus der Zeit um 700 und das Kapitell zeigt den Apostel Petrus. Das petrinische Leitungsprinzip der Kirche – der Papst als Rechtsnachfolger des Petrus – entstand in der Zeit,

als gotische Herrschaften im westlichen Mittelmeergebiet dominierten. Dieses Konzept widersprach dem reichskirchlichen Prinzip, in dem der Kaiser die oberste Instanz in kirchlichen Fragen war.

hundert in Frage gestellt. Sie setzen sie dem kaiserlich-reichskirchlichen ein petrinisches Leitungs- und Ordnungsprinzip der Kirche entgegen, in dem sich der hierarchische Aufbau der Kirche nicht am Kaiser orientierte, sondern an Petrus als Fundament der Kirche bzw. am römischen Bischof als Erben des Petrus. Dies war nicht nur mit einer erheblichen ideologischen Neubestimmung verbunden – die Päpste leiteten ihre Autorität nicht mehr aus der römischen Gemeinde, der sie vorstanden, ab, sondern aus Petrus, als dessen Rechtsnachfolger sie sich verstanden. Es ging auch mit der Entwicklung neuer kirchenrechtlicher Instrumente einher: Papstbriefe – Dekretalen – hatten nun einen vergleichbaren Rang wie Synodalbeschlüsse. Und es hatte Auswirkungen auf das Hierarchiegefüge der Kirche, in der sich die Rangfolge der wichtigsten Bischofsitze an ihrer Relation zum Apostel Petrus bemaß.

Diese konkurrierende petrinische Kirchenauffassung gewann nach allgemeiner Auffassung unter den politischen Rahmenbedingungen des ausgehenden 5. Jahrhunderts eine besondere Dynamik. Zu dieser Zeit gab es im Imperium Romanum bekanntlich zwei Kaiser, einen im Westen und einen im Osten, von denen der westliche Herrscher infolge der rapiden Desintegration weiter Regionen seines Reichsteils im Laufe des 5. Jahrhunderts massiv an politischer Be-

deutung verlor. Infolge der zunehmenden Schwächung und schließlich sogar Beseitigung der weströmischen Monarchie habe der römische Bischof Freiräume erhalten, um seine Eigenständigkeit gegenüber dem Kaisertum zu entfalten und seiner Auffassung von einer apostolisch-petrinischen Kirchenleitung Nachdruck zu verleihen.

Nur wenige Jahre nach der Absetzung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus (476) hätten die römischen Bischöfe dies auch gegenüber dem noch verbliebenen oströmischen Kaiser demonstriert. Unter Papst Felix III. (483–492) vollzogen sie einen Bruch mit dem Bischof von Konstantinopel namens Akakios (471–489) und mit der Kirchenpolitik des oströmischen Kaisers Zenon (474–491), die besagter Akakios vertrat. Für rund 35 Jahre, die Zeit zwischen 484 und 519, belastete dieses Schisma das Verhältnis zwischen der Kirche von Rom und Konstantinopel schwer: Die römischen Bischöfe tilgten das liturgische Gedenken an Akakios und stellten sich kaiserlichen Versuchen entgegen, die drohende Spaltung der kirchlichen Einheit durch die Unterzeichnung eines kaiserlichen Einheitsdekrets zu überwinden.

Diese römische Opposition gegen die vom oströmischen Kaiser unterstützte Kirchenpolitik sei einer grundsätzlichen Absage an die Kirchenleitung durch den

Kaiser gleichgekommen, die dann im weiteren Verlauf des akakianischen Schismas von Papst Gelasius I. (492–496) in der sogenannten Zweigewaltentheorie auch offen formuliert worden sei. Auch die Beilegung des akakianischen Schismas, die im Jahr 519 auf Initiative der oströmischen Kaiser Justin (518–527) und Justinian (527–565) erfolgte, habe den Strukturkonflikt zwischen einem petrinisch-apostolischen und einem reichskirchlichen Ordnungsprinzip allenfalls an der Oberfläche überbrückt. Letztlich habe es sich um die Wiederherstellung einer kaiserlich-reichskirchlichen Kirchenordnung gehandelt, die eine dauerhafte und stabile Integration des römischen Bischofs nicht habe gewährleisten können und auf mittlere Sicht zu einer immer stärkeren Entfremdung und schließlich Loslösung des Papstes aus der Reichskirche geführt habe.

Bestimmend für die im Vorigen skizzierte Sichtweise ist also ein struktureller Konflikt zwischen petrinisch-apostolischen und kaiserlich-reichskirchlichen Vorstellungen von der Kirchenorganisation, ein Konflikt, der sich bereits seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert abgezeichnet habe, aber erst unter den politischen Voraussetzungen einer zunehmenden Schwächung und schließlich Aufhebung der weströmischen Monarchie virulent geworden und verschärft worden sei.

Eine andere Perspektive auf den römischen Bischof beziehen demgegenüber Studien und Untersuchungen, die ihren Fokus nicht auf die Universalkirche richten, sondern auf die Stadt Rom und deren Gemeinde, der die Päpste als bischöfliche Leiter vorstanden – eine Perspektive, die sich mit dem Schlagwort lokal-stadtrömisch umreißen lässt. Verfechter dieser Auffassung stehen den Annahmen von der Genese und Entwicklung eines Papsttums in der Spätantike insgesamt distanzierter gegenüber und betonen, dass der römische Bischof weit davon entfernt gewesen sei, die Leitungsstellung innerhalb der Kirche einzunehmen. In Rom selbst sei der römische Bischof durchaus nicht mit einem päpstlichen Herrschaftsanspruch aufgetreten, im Gegenteil.

Die spätantiken Bischöfe der Stadt hätten sich mit einem selbstbewussten städtischen Klerus und vor allem einer einflussreichen Senatsaristokratie arrangieren müssen und seien infolgedessen nicht selten in Schismen und Auseinandersetzungen mit rivalisierenden Kandidaten um das Bischofsamt verstrickt gewesen. Ihre Lage vor Ort sei demnach äußerst prekär und wenig dazu angetan gewesen, ein energisches Auftreten nach außen zu fördern: Im lokalen Kontext der Stadt und der christlichen Gemeinde Roms erscheinen die spätantiken römischen Bischöfe als vergleichsweise schwache Figuren. Hier dominieren Krisenanfälligkeit und fehlende Durchsetzungskraft gegenüber einem gesellschaftlichen und politischen Umfeld, in dem auch weiterhin die senatorische Elite tonangebend blieb.

Wenn das Ende der weströmischen Monarchie von den Vertretern eines universal-ekklesiologischen Ansatzes als wesentlicher Katalysator für die Weiterentwicklung eines petrinisch-apostolischen Kirchen- und Hierarchieverständnisses verstanden wird, gilt das in ähnlicher Weise auch für diejenigen, die eher einer lokal-stadtrömischen Perspektive auf den Bischof von Rom zuneigen: Auch sie begreifen die Zeit unter Odoaker, Theoderich und seinen Nachfolgern als eine historische Phase, in der eine Verstrickung der römischen Bischöfe in die lokalen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen Roms eine besondere Dynamik und Zuspitzung gewonnen habe. Schismen und

Doppelwahlen hatte es zwar auch schon im 4. und 5. Jahrhundert gegeben und zum Teil erreichten sie bereits in dieser Zeit eine große Heftigkeit. Die Anhänger der Kandidaten Damasus und Ursinus etwa lieferten sich im Jahr 366 regelrechte Straßenschlachten mit mehreren hundert Toten.

In ostgotischer Zeit aber bekamen die Auseinandersetzungen nochmals eine neue Dimension. Dies betrifft nicht nur die Dauer von Konflikten, sondern auch die Häufigkeit, mit der sie auftraten. Im Jahr 498 brach ein Schisma zwischen zwei rivalisierenden Kandidaten, Symmachus (498–514) und Laurentius, aus, das sich über beinahe zehn Jahre erstreckte und dazu führte, dass zeitweilig die gesamte christliche Sakraltopographie Roms zwischen diesen beiden Kandidaten aufgeteilt war und es in dieser Zeit immer wieder zu gewaltsamen Übergriffen auf Kleriker der jeweils anderen Partei kam.

Dieser Extremfall wiederholte sich nicht, aber wir haben untrügliche Hinweise darauf, dass es auch sonst bei der Nachfolge der römischen Bischöfe in der Zeit zwischen 483 und 537 geradezu standardmäßig zu Unruhen und Unregelmäßigkeiten kam. In die Wahl des Bischofs Felix III. griff der Prätorianerpräfekt persönlich ein, um drohenden Wahlunruhen einen Riegel vorzuschieben. Von der Doppelwahl des Symmachus und Laurentius, die sich zu einem regelrechten Schisma verfestigte, war eben bereits die Rede. Der Erhebung von Felix IV. (526–530) auf die Kathedra Petri waren Auseinandersetzungen vorausgegangen, die erst durch das Eingreifen des kurz vor seinem Ableben stehenden Theoderich beendet wurden.

Nach Felix IV. kam es erneut zu einer Doppelwahl zweier Kandidaten, Bonifatius II. (530–532) und Dioskoros, bei der der siegreiche Kandidat Bonifatius weite Teile des römischen Klerus gegen sich hatte. Bei der darauf folgenden Wahl von Johannes II. (533–535) kam es erneut zu Unregelmäßigkeiten und Verzögerungen. Der Bischofssitz blieb außergewöhnlich lange unbesetzt und der frischgekürrte Bischof sah sich nach seiner Wahl Vorwürfen ausgesetzt, Bestechungsgelder eingesetzt zu haben – auch dies ein untrügliches Indiz dafür, dass der Übergang von Bonifatius II. zu Johannes II. nicht reibungslos verlaufen war.

Der kurze Überblick zeigt: Wenige Pontifikate zwischen Felix III. und Silverius (536–537) waren frei von Sukzessionsproblemen. Zum Teil versuchten die römischen Bischöfe, dieses Problem durch Designation zu umgehen, ein Verfahren, das eigentlich bei der Besetzung von Bischofsitzen nicht vorgesehen und kirchenrechtlich hoch umstritten war. Eine römische Synode des Jahres 465 hatte derartige Designationen nur wenige Jahrzehnte zuvor sogar ausdrücklich verurteilt. Dass Symmachus, Felix IV., ebenso wie sein Nachfolger Bonifatius II. Designationen dennoch als ein probates Mittel begriffen, um Wahlunruhen zu vermeiden, ist bezeichnend und wirft ebenfalls Licht auf die Spannungen, denen die römische Kirche und das Bischofsamt in dieser Zeit ausgesetzt waren.

Die Erklärungen für diese auffällige Destabilisierung des Papsttums in ostgotischer Zeit sind vielschichtig. Besonders prominent und verbreitet sind jedoch Versuche, sie aus den politischen Prämissen und Rahmenbedingungen heraus zu verstehen, in denen sich der römische Klerus und vor allem die römische Senatsaristokratie bewegte, die als die treibenden Kräfte in diesen Spannungen agierten. Auf diese Weise schließt sich ein Kreis, der die beiden Perspektiven auf das spätantike Papsttum miteinander verbindet: In Anleh-



nung an die alternativen Ordnungskonzepte, die auf eine Integration des römischen Bischofs in die Reichskirche oder eine von diesem imperialen Rahmen losgelöste petrinische ecclesia abzielten, hätten sich in der Stadt Rom konkurrierende Lager formiert, die unterschiedliche kirchenpolitische Kurse verfochten hätten: Auf der einen Seite Teile der Senatorenschaft, die in Anlehnung an die ostgotischen Herrscher eine politische Emanzipation Italiens vom oströmischen Kaiser vorantrieben und dies auch kirchenpolitisch unterstützten – auf der anderen Seite diejenigen Kräfte, die weiterhin an einem engen Verhältnis Roms am oströmischen Reich festhielten und eine Einbindung des römischen Bischofs in den traditionellen reichskirchlichen Ordnungsrahmen befürworteten.

## II. Universal und lokal – zur Neufassung eines Paradigmas

Eine solche Verschränkung universaler und lokaler Aspekte eröffnet aufschlussreiche Perspektiven auf das post-imperiale Papsttum. Es erscheint jedoch notwendig, die Akzente bei den beiden genannten Ebenen etwas anders zu setzen und sie unter anderen Vorzeichen zueinander in Beziehung zu setzen als allgemein üblich – gerade auch mit Blick auf die hier interessierende Frage, inwieweit die ostgotische Herrschaft über Italien dem Selbstverständnis und innerkirchlichen Leitungsanspruch der römischen Bischöfe neue Möglichkeiten eröffnete.

Dies betrifft zum einen die universale-eklesiologische Ebene. In der Gegenüberstellung von petrinisch-apostolischem und reichskirchlichem Ordnungsprinzip werden in der Regel zwei Aspekte miteinander vermengt, die klar voneinander getrennt werden sollten, nämlich das Verhältnis von Papst und Kaiser auf der einen Seite und die Beziehung des römischen Bischofs zu seinem Amtskollegen in Konstantinopel – dem Neuen Rom – auf der anderen. Was das Verhältnis zum oströmischen Kaiser betrifft, bleibt festzuhalten, dass die römischen Bischöfe keine Position bezogen haben, die die Bedeutung des Kaisers als Kristallisationspunkt einer Kircheneinheit infrage gestellt hätten. Im Gegenteil: Auch Verfechter einer petrinischen Ideologie wie Papst Leo I. (440–461) arbeiteten kontinuierlich darauf hin, gute Beziehungen zum Kaiser zu unterhalten, um auf diese Weise ihrer Doktrin eine reichsweite kirchliche Geltung zu sichern. Von einer inneren Distanz zwischen Kaiser und Papst wird man hier nicht sprechen können.

Dies zeigt sich insbesondere auch im akakianischen Schisma, das gemeinhin als Höhepunkt einer päpstlich – kaiserlichen Entfremdung gilt. Selbst in der Hochphase des Schismas haben die römischen Bischöfe ihre Loyalität zum Kaiser in Konstantinopel niemals in Frage gestellt. Sowohl Felix III. als auch Gelasius schickten ihre Wahlanzeigen an den oströmischen Kaiser, Felix sogar mit der Bemerkung, dass nunmehr, im Jahr 483, Zenon, der in Konstantinopel residierende Kaiser, der einzige Herrscher sei, in dem der Name des altherwürdigen Römischen Reichs noch verblieben sei.

Selbst scheinbar weitreichende Forderungen gegenüber dem Kaiser wie das berühmte Schreiben des Papstes Gelasius an Kaiser Anastasios I., in dem Gelasius von der *auctoritas* der Priester und der *potestas* des Kaisers spricht, sind im Kontext dieser übergreifenden Haltung zu lesen. Gelasius formulierte hier keine Hierarchie zwischen Papst und Kaiser, wie es die Zweigewaltenlehre im Hochmittelalter, ausgehend von der Rezeption dieses Textzeugnisses, tat. Vielmehr

ging es ihm darum, die privilegierte Partnerschaft mit dem Kaiser herauszustellen, die der römische Bischof innerhalb der Reichskirche für sich in Anspruch nahm.

Anders sah es hingegen mit den Bischöfen von Konstantinopel aus. Im Unterschied zu den Kaisern wurden sie von den Päpsten keiner Wahlanzeige gewürdigt. Und obwohl die Nachfolger des Akakios verschiedentlich Initiativen unternahmen, den unter dogmatischen Gesichtspunkten nur schwer zu rechtfertigenden Bruch zwischen Rom und Konstantinopel zu überwinden, stießen sie bei den römischen Bischöfen auf Granit. Im Kern der Auseinandersetzungen zwischen den beiden Bischofsitzen stand eben kein dogmatisches, sondern ein kirchenpolitisches Problem: Solange die römischen Bischöfe auf der Streichung des Akakios aus den Diptychen der Kirche von Konstantinopel beharrten und die Bischöfe von Konstantinopel mit der Forderung konfrontierten, sich von ihrem Vorgänger zu distanzieren, ging es um die Identität der Kirche von Konstantinopel und die Frage, in welcher hierarchischen Relation die Bischöfe von Rom und Konstantinopel zueinander standen.

Dies rührte an ein altes Problem, das bereits seit den 380er Jahren virulent war, die Frage, welchen Rang Konstantinopel innerhalb der Reichskirche einnehmen sollte. Das Konzil von Konstantinopel hatte 381 dem Bischof der Stadt am Bosphorus einen Ehrevorrang nach dem Bischof von Rom zugesprochen mit der Begründung, dass Konstantinopel das Neue Rom sei und somit – orientiert an der politischen Geographie des Imperiums – auch der Bischofssitz in der Residenz des oströmischen Kaisers eine Aufwertung erfahren müsse. Die römischen Bischöfe haben das nicht akzeptiert und auf einer Synode, die nur ein Jahr später in Rom abgehalten wurde, eine alternative Rangfolge der wichtigsten Bischofssitze des Reichs entworfen, die sich an deren Nähe zum Apostel Petrus orientierte und in der Konstantinopel keine Rolle spielte.

Das dadurch aufgekommene Reizthema zwischen den Bischofssitzen von Rom und Konstantinopel blieb freilich auch weiterhin bestehen: Auf dem Konzil von Chalkedon 451 schrieb der berühmte Kanon 28 fest, dass der Bischof des Neuen Rom dieselben Patriarchenrechte erhalten solle, wie sie auch dem Bischof im Alten Rom zustanden. Erneut verweigerten die römischen Bischöfe dieser durch die politische Geographie motivierten Aufwertung des Bischofs von Konstantinopel ihre Anerkennung und diese Frontstellung bildete, wie eben ausgeführt, eine wesentliche Ursache für das Zerwürfnis der beiden Kirchen im akakianischen Schisma.

Die eigentliche Sollbruchstelle zwischen einem apostolischen und reichskirchlichen Prinzip verlief demnach nicht zwischen dem Papst und dem oströmischen Kaiser, sondern zwischen dem Bischof von Rom und dem Bischof von Konstantinopel. Das apostolisch-petrinische Selbstverständnis der römischen Bischöfe implizierte keine Distanz zum Kaiser als Spitze der politischen Ordnung. Die ostgotischen Herrscher stellten aus Sicht der Päpste keinerlei Alternative zum Kaiser in Konstantinopel dar. Dies wiederum hat Auswirkungen auch auf die Interpretation der Schismen und der lokalen Erschütterungen, denen die römischen Bischöfe ausgesetzt waren.

Wie bereits erwähnt, bilden divergierende politische Interessen der senatorischen Eliten ein weit verbreitetes Erklärungsmuster für die Polarisierungen und Spannungen, denen der römische Episkopat in ostgotischer Zeit ausgesetzt



Quelle: Joachim Schäfer, Ökumenisches Heiligenlexikon, Buchmalerei aus dem Sakramentar von König Karl dem Kahlen: Gelasius I. (links) mit Kaiser Karl dem Großen (Mitte) und Papst Gregor dem Großen. Entstanden um 870, heute in der Bibliothèque Nationale de France.

Papst Gelasius formulierte Ende des 5. Jahrhunderts die Zwei-Gewalten-Lehre: geistliche und weltliche Herrschaft stehen nebeneinander. Aber der Papst

wollte sich damit nicht in einen politischen Gegensatz zum oströmischen Kaiser bringen, so unser Autor.

war: Auf der einen Seite Unterstützer für einen Kurs, sich vom Kaiser in Konstantinopel und seinen kirchenpolitischen Leitlinien abzugrenzen, auf der anderen Seite Vertreter einer konzilianteren Haltung, die eine Annäherung des römischen Bischofs an den Kaiser und Konstantinopel begrüßt hätten. Diese Deutung begegnet freilich dem Problem, dass sich eine Polarisierung entlang dieser Leitlinien nicht nachweisen lässt: Das wenige, was wir über die senatorischen Anhängerschaften im Schisma zwischen Laurentius und Symmachus wissen, reicht nicht aus, um solche Schlüsse zu ziehen.

Überlegungen, dass sich hinter den rivalisierenden Kandidaten um die Kathedra Petri probyzantinische gegenprogotische Kräfte in der Senatorenschaft formiert hätten, erscheinen aber auch aus ganz grundsätzlichen Erwägungen heraus schief. Denn das Interesse an einer auf Rom und Italien zentrierten Profilierung des Papsttums, unabhängig vom Kaiser in Konstantinopel, lässt sich, wie eben gesehen, bei den römischen Bischöfen selbst gar nicht nachweisen – auch nicht bei denjenigen Vertretern auf der *cathedra Petri*, die im akakianischen Schisma einen harten Kurs gegenüber Konstantinopel verfochten. Konsequenterweise sollte man es dann aber mit Blick auf den Senat und die senatorischen Eliten ebenso wenig veranschlagen wie für das Papsttum selbst.

Dieses Problem ist auch in der Forschung gesehen und mit der Hypothese verbunden worden, dass politische Faktoren möglicherweise gar keine wesentliche Rolle für die Schismen und Spannungen gespielt hätten, die das Papsttum zwischen 483 und 537 erschütterten. Man verweist stattdessen vor allem auf ökonomische Motive. Im Laufe des 5. Jahrhunderts hatte die römische Kirche einen erheblichen Besitz akkumuliert, der sie zu einem der größten Grundeigentümer Italiens machte. Unter Papst Gelasius waren diese Einkünfte offenbar bereits so groß, dass sie erstmals umfassend registriert und in zentralen Rechnungsbüchern der römischen Kirche archiviert wurden.

Gleichzeitig begegnen unter Gelasius auch erstmals Formulare, die Kirchenstiftungen durch vermögende Laien und die damit verbundenen Eigentumsübertragungen festhalten. Die Senatoren hatten durch Stiftungen und Schenkungen massiv in die römische Kirche investiert und mussten Abflüsse in Form von Wahlversprechen und Bestechungsgeldern an den zahlenstarken Klerus der Stadt Rom fürchten, den bischöflichen Klerus ebenso wie die Kleriker der immerhin 25 Titelkirchen der Stadt.

Diese ökonomischen Faktoren mögen nun durchaus eine wichtige Rolle gespielt haben, sie reichen aber wohl nicht aus, um das Interesse der Senatorenschaft am Papsttum zu begründen. Denn der Einfluss der senatorischen



Elite beschränkte sich nicht allein darauf, dass einzelne Senatoren die Bischofswahlen durch die Patronage von Kandidaten manipulierten. Neben diesen gesellschaftlichen und außerinstitutionellen Einflussmöglichkeiten beanspruchten die Senatoren auch eine institutionelle Mitwirkung des Senats an der Besetzung des Bischofsamtes. Die beiden letzten Senatsbeschlüsse, die uns aus der Spätantike überhaupt überliefert sind, beziehen sich darauf, wie die Nachfolge des römischen Bischofs geregelt werden sollte: Zu Lebzeiten des Papstes sollten keine diesbezüglichen Absprachen getroffen und Wahlgeschenke gemacht werden. An der Designation des Bischofs Bonifatius II. im Jahr 530 durch seinen Vorgänger Felix IV. war der Senat beteiligt; ein Versuch des Bonifatius, zwei Jahre später seinerseits einen Nachfolger zu designieren, scheiterte daran, dass der Senat nicht mit einbezogen wurde. In all' dem zeigt sich ein klar ausgeprägtes Interesse des Senats, den Willen dieser politischen Institution bei der Besetzung des römischen Bischofsamtes zu berücksichtigen.

Die Gründe dafür werden deutlich, wenn wir den Blick nochmals auf die kirchenpolitische Großwetterlage richten – die Beziehungen zwischen Konstantinopel und Rom während des akakianischen Schismas und unmittelbar nach seiner Beilegung. Im Jahr 516 unternahm Kaiser Anastasios I. einen letzten Versuch, den römischen Bischof Symmachus davon zu überzeugen, die Streichung des Akakios aus den Diptychen zurückzunehmen und damit zu einer Einigung zu kommen. Bezeichnenderweise wandte er sich bei seiner Initiative nicht allein an den römischen Bischof Hormisdas (514–523), sondern trat parallel dazu auch an den Senat heran, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen und politischen Druck auf den römischen Bischof zu erzeugen.

Dies war nicht die erste Gelegenheit, bei der Anastasios I. Verbindungen zur Senatorenschaft Roms nutzte, um Einfluss auf den römischen Bischof zu nehmen. In den 490er Jahren hatte Kaiser Anastasios mehrfach die Gegenwart senatorischer Gesandter, die im Auftrag Theoderichs am Kaiserhof von Konstantinopel weilten, zum Anlass genommen, seine kirchenpolitischen Anliegen in Richtung des römischen Bischofs zu lancieren. Der oströmische Kaiser versuchte, sich politisch einflussreicher römischer Senatoren zu bedienen, um den römischen Bischof auf seine Linie zu bringen.

Diese Beispiele verdeutlichen, warum das Interesse der Senatoren an dem römischen Bischof in ostgotischer Zeit so stark zunahm – mit all' den Turbulenzen und Instabilitäten, die das für das Papsttum mit sich brachte. Die Kirchenpolitik entwickelte sich zu einem zentralen Feld, auf dem sich politisch relevante Beziehungen des römischen Senats und einzelner Senatoren zum Kaiser in Konstantinopel aufrechterhalten ließen – ein Feld weitgehend eigenständiger außenpolitischen Betätigung, auf das die ostgotischen Könige keinen wirksamen Zugriff hatten. Was wir demnach fassen können, ist eine bis dahin ungekannte Politisierung des Papsttums oder genauer: eine gestiegene Bedeutung des römischen Bischofs als einer Größe, die für die politische Kommunikation zwischen Konstantinopel und dem durch die Ostgoten beherrschten Italien mit Rom als der Stadt, von der das Imperium immerhin seinen Ausgangspunkt genommen hatte, von Bedeutung war.

Folgt man dieser Deutung, dann ergibt sich ein anderes Bild als das einer in ihrer Haltung zum Papsttum zwischen gotischen und oströmischen Loyalitäten gespaltenen Senatsaristokratie.

In der Frage, wie man sich mit Blick auf den römischen Bischof positionierte, war und blieb immer der oströmische Kaiser der Bezugspunkt; Theoderich war hier nicht geeignet, eine Alternative zum Kaiser zu bilden. In vieler anderer Hinsicht war er das durchaus: Wie ein Cassiodor exemplarisch zeigt, eröffneten die ostgotischen Könige den römischen Adligen vielversprechende Chancen und Karrierewege, vor allem über die Besetzung der Hofämter in Ravenna. Mit Blick auf die Kirchenpolitik griff das jedoch nicht. Auf diesem Feld blieb allein das oströmische Kaisertum ein stabiler politischer Bezugspunkt und mit Blick auf diesen Bezugspunkt bildeten sich innerhalb der Senatsaristokratie Rivalitäten aus – etwas, das für die senatorische Oberschicht Roms zu allen Zeiten ein zentrales Charakteristikum war. Bereits seit der Begründung der römischen Monarchie unter Augustus agierte die Senatorenschaft nicht als eine Einheit, schon gar nicht in Opposition zum Kaiser, sondern in sich gespalten in dem ständigen Ringen um Kaisernähe. Daran hatte sich auch in ostgotischer Zeit grundsätzlich nichts geändert. Neu war, dass unter den besonderen historischen Bedingungen das Papsttum diese Tendenzen aufnahm und kanalisierte, weil der römische Bischof nunmehr ein wesentliches Medium war, um eine Relation zum oströmischen Kaiser herzustellen.

### III. Keine Alternative zum Kaiser – die ostgotischen Könige und das Papsttum

Welche Haltung bezogen Theoderich und seine Nachfolger gegenüber dieser Politisierung des Papsttums? Haben sie sie befördert und vorangetrieben oder eher geduldet und hingenommen oder gar bekämpft? Insgesamt wird man die Impulse, die in dieser Hinsicht von ostgotischer Seite ausgingen, eher zurückhaltend beurteilen. Versuche der ostgotischen Herrscher, das Papsttum als eine politische Größe aufzuwerten und nutzbar zu machen, begegnen vergleichsweise spät und in Reaktion auf Entwicklungen, die maßgeblich von anderer Seite – nämlich vom oströmischen Kaiser und der Senatorenschaft Roms – angestoßen wurden. Man kann dies vor allem an zwei Dingen zeigen: Zum einen an der Einbindung römischer Bischöfe in Gesandtschaften, die im Auftrag der ostgotischen Herrscher an den Kaiserhof in Konstantinopel abgingen, zum anderen an der Frage, welchen Einfluss die ostgotischen Herrscher auf die Besetzung des römischen Bischofsamtes geltend machten.

Zunächst zu den Gesandtschaften: Obwohl der Homöer Theoderich sonst durchaus gerne auf katholische Bischöfe in der Funktion als Gesandte zurückgriff, machte er davon mit Blick auf den oströmischen Kaiser zunächst keinen Gebrauch. In der Zeit vor und nach dem Sieg Theoderichs über Odoaker gingen mehrfach Gesandtschaften aus Ravenna in den Osten ab, die auf eine Anerkennung von Theoderichs Herrschaftsstellung abzielten. Sie wurden sämtlich von hochrangigen Senatoren geleitet, der römische Bischof war jedoch nicht mit einbezogen. Eine ähnliche Zurückhaltung nahm Theoderich auch bei Gesandtschaften ein, die zwischen Papst und Kaiser hin und hergingen. Als unter Papst Hormisdas die Initiativen zur Beilegung des akakianischen Schismas erneut in Gang kamen und 519 schließlich zu dessen Beilegung führten, hat der römische Bischof mehrfach Delegationen an den oströmischen Kaiser geschickt und in Empfang genommen. Beide Seiten haben Theoderich zwar regelmäßig informiert und in Abstimmung mit ihm gehandelt. Doch

auch hier blieb Theoderich letztlich außen vor, trat nicht gestaltend in Erscheinung. Er wurde zwar nicht übergangen, wurde informiert und miteinbezogen. Insgesamt aber blieb er auf Distanz und reagierte: Die Initiativen gingen von anderen aus.

Diese grundsätzlich distanzierte und reaktive Haltung änderte Theoderich erst nach der Beilegung des akakianischen Schismas. Wie immer Theoderich zu dieser kirchenpolitischen Verständigung gestanden haben mag – sie eröffnete aus seiner Sicht offenbar die Möglichkeit, auf den römischen Bischof als Träger diplomatischer Missionen zurückzugreifen und ihn als politische Ressource im Kontakt zum Kaiser zu aktivieren. Im Jahr 525 entsandte Theoderich eine Delegation, die beim oströmischen Kaiser Justin gen die von ihm verfügte Schließung arianischer Kirchen intervenieren sollte. Dem im Kern kirchenpolitischen Anliegen entsprechend, setzte Theoderich diese Gesandtschaft nicht mehr nur aus hochrangigen römischen Aristokraten zusammen, sondern bezog auch Papst Johannes II. mit ein.

Erstmals also ein Beispiel für einen scheinbar gelungenen Versuch, das Papsttum aktiv als Instrument für die politische Kommunikation mit dem Kaiser zu nutzen – und prompt zeigte sich, wie ambivalent und wenig steuerbar dieses Medium für die ostgotischen Herrscher war. In Konstantinopel eingetroffen, wurde Johannes vom Kaiser mit den höchsten Ehren empfangen – als regelrechte Verkörperung des Petrus, dem die besondere Auszeichnung zuteilwurde, den Kaiser in der Hagia Sophia zu krönen. Obwohl die Mission in der Sache nicht erfolglos verlaufen war, war ein solcher Umgang mit dem Kaiser aus Sicht Theoderichs Hochverrat und wurde entsprechend sanktioniert: Nach der Rückkehr der Delegation bereitete Theoderich Johannes II. und seinen senatorischen Begleitern einen schroffen Empfang und ließ sie in Haft nehmen, in der Johannes kurz darauf, angeblich aufgrund von Misshandlungen, verstarb. Am Ende war das Ganze für Theoderich ein großer Misserfolg. Sein späterer Versuch, das Papsttum politisch zu aktivieren, zeigt exemplarisch die Grenzen auf, die den ostgotischen Herrschern mit Blick auf eine Nutzbarkeit des Papsttums gesetzt waren.

Eine gleichermaßen reaktive Haltung und den Verzicht darauf, einen stärkeren Zugriff auf das Papsttum zu gewinnen, legten die ostgotischen Herrscher auch mit Blick auf die Spannungen an den Tag, die in Rom um die Besetzung des Bischofsstuhls immer wieder aufbrachen. Die Könige beschränkten sich darauf, bei Konflikten innerhalb von Klerus und Senatorenschaft zu intervenieren und in Pattsituationen die Entscheidung für einen der Kandidaten herbeizuführen (dies war bei Symmachus, möglicherweise auch bei Felix IV. und bei Johannes II. der Fall). Sie haben aber nie von vornherein Kandidaten lanciert und ins Spiel gebracht. Das war Sache der Senatoren und des römischen Klerus.

Ein radikales Umdenken in dieser Hinsicht erfolgte erst, als die Gotenkriege bereits vor der Tür standen und ein offener Konflikt mit dem oströmischen Kaiser nicht mehr abzuwenden war. In dieser verzweifelten Situation griff der gotische König Theodahat 535 zum letzten Mittel, indem er Papst Agapet (535–536) mit einer nicht mehr nur kirchenpolitischen, sondern dezidiert politischen Mission betraute: Agapet sollte den Kaiser Justinian dazu bewegen, sein Heer zurückzuziehen, andernfalls werde er, Theodahat, sämtliche Senatoren Roms und ihre Familien umbringen lassen.

Ähnliche Aktivitäten entfaltete Theodahat kurz darauf bei der Besetzung des römischen Bischofsamtes: Hier wurde mit großem Druck von oben ein Kandidat – Silverius – installiert, der die Loyalität der Römer sichern sollte. Dies war nun in der Tat eine radikale Konsequenz aus der Einsicht in die gestiegene Bedeutung des römischen Bischofs als politischer Größe für die Kommunikation mit dem oströmischen Kaiserhof. Das Vorgehen war aber auch gleichzeitig aus einer besonderen Situation heraus geboren, in der Theodahat mit dem Rücken zur Wand stand. Eine tragfähige und stabile Relation zum Papsttum hätte sich daraus kaum entwickeln können.

### IV. Das Papsttum im ostgotischen Italien – der Beginn einer neuen Zeit?

Mit den Gotenkriegen endete die kurze Phase des Papsttums im ostgotischen Italien. Ein alternativer ekklesiologischer Ordnungsrahmen, der auf seine Loslösung aus der Reichskirche hinausgelaufen wäre, hatte sich in dieser Zeit nicht entwickelt. Die Päpste blieben in elementarer Weise auf den oströmischen Kaiser und die Reichskirche bezogen; die ostgotischen Herrscher gaben in dieser Hinsicht keinen alternativen Bezugspunkt ab. Neu hingegen war der Umstand, dass dem Papsttum in der Lage zwischen Ravenna und Konstantinopel eine gestiegene Bedeutung zuwuchs – als Medium, über das sich politische Beziehungen zwischen Ostrom und der alten Hauptstadt am Tiber aufrechterhalten und gestalten ließen.

Formativ und richtungweisend ist das nicht geworden, schon deswegen, weil sich mit den Gotenkriegen auch der komplette geopolitische Bezugsrahmen änderte. Den kirchenpolitischen Bedeutungszuwachs, den die römischen Bischöfe aus ihrer Lage zwischen Rom und Ravenna erzielten, verloren sie in dem Moment, als sie politisch wieder in das oströmische Reich integriert wurden. Unmittelbar vor Ausbruch der Gotenkriege war Papst Agapet 535 noch mit höchsten Ehren in Konstantinopel empfangen worden, hatte sogar dafür gesorgt, dass der Bischof von Konstantinopel vom Kaiser abgesetzt wurde – ein Höhe- und zugleich Wendepunkt päpstlicher Einflussnahme auf die kaiserliche Kirchenpolitik. Denn unmittelbar danach gerieten Italien und Rom und mit ihnen der römische Bischof unter die Verfügungsgewalt des Kaisers und der nutzte die gewandelten politischen Rahmenbedingungen, um nun seinerseits erheblichen Druck auf den römischen Bischof auszuüben. Das durfte schon Vigilius (537–555), den Justinian gewaltsam nach Konstantinopel bringen ließ, um seine Zustimmung zu den kaiserlichen Direktiven der Kirchenpolitik zu erzwingen, am eigenen Leibe erfahren.

Eine kirchenpolitische Aufwertung erfuhren die römischen Bischöfe demnach nur so lange, wie sie nicht der direkten Kontrolle des oströmischen Kaisers unterstanden und Kapital aus der umstrittenen politischen Zwischenstellung Italiens zwischen Ravenna und Rom schlagen konnten. Dies blieb freilich vorerst Episode und änderte sich erst grundlegend, als die Päpste seit dem ausgehenden 7. Jahrhundert damit begannen, eine eigene, auch politische Herrschaftsstellung in Mittel- und Unteritalien aufzubauen. Erst auf diesem Fundament konnten sie dann im 8. Jahrhundert erneut eine Zwischenstellung – diesmal zwischen den Franken und Konstantinopel – zum Anlass nehmen, um eine dauerhafte kirchenpolitische Aufwertung zu erzielen. Aber das ist eine eigene und andere Geschichte. □



# Das Ende des Gotenreiches und der Wandel der Mittelmeerwelt in der Spätantike

Hartmut Leppin

Der Himmel verdunkelt sich 536/7, gut zehn Jahre nach dem Tod Theoderichs des Großen, im ganzen Mittelmeerraum. Dieses Naturphänomen, dessen Gründe strittig sind, ist selbst außerhalb des Mittelmeerraums, gut belegt. Für eine längere Zeit scheint das Sonnenlicht an Strahlkraft verloren zu haben. In China brachen Hungersnöte aus, in Mesopotamien fiel Schnee, in Nordamerika wuchsen die Bäume langsamer. Für mehrere Jahre scheint das Klima abgekühlt zu sein. Missernten traten ein, die Menschen wurden geschwächt.

Die schwerste aller Katastrophen war die große Justinianische Pest, eine Seuche, die den Mittelmeerraum und seine Umgebung für Jahrzehnte verheeren sollte. Was seit 541 den Römern widerfuhr, übertraf die frühere Seuche bei weitem, auch wenn die heutige Forschung die Wirkungen der Pest teils relativiert: Von Ägypten her kommend breitete sie sich über Syrien bis nach Kleinasien aus und erreichte auf dem Seewege schon im Frühjahr 542 Konstantinopel. Gerade in den Städten, raffte sie Tausende hin.

Zeitgenossen mussten ein solches Ereignis vor allem als eine göttliche Strafe deuten. Justinian, der selbst erkrankt war, aber überlebt hatte, sprach später, als die Pest überstanden schien, von einer Belehrung, die den Menschen durch Gottes Gnade zuteil geworden sei, und versuchte, sie durch Strafen zu bessern. Doch blieben die Wirkungen fatal, denn die Seuche kehrte mehrmals wieder.

Das Oströmische Reich verlor massiv an Ressourcen, was sich auch im Krieg gegen die Goten zeigen sollte, zumal die Probleme im Osten, dem Zentrum der Macht, Vorrang haben mussten. Als die Naturkatastrophe ihre volle Wucht entfaltete, hatte das Ostgotenreich gegenüber der Zeit des Todes Theoderichs schon erhebliche Veränderungen durchgemacht. Es sollte einen langen Weg in die Niederlage gehen, der sehr windungsreich, aber nicht unausweichlich war. Nicht alle Details der Feldzüge werde ich vorstellen, nicht jeden Personenwechsel; ich versuche vielmehr die Hauptlinien herauszuarbeiten und komme auf die Hauptakteure zu sprechen.

Das Römische Reich beherrschte Justinian, einer der langlebigsten Herrscher, dessen Name sich mit großer Prachtentfaltung verbindet – die Hagia Sophia zeugt noch heute davon – und der lange herrschte. Mit dem Namen des Kaisers ist ferner eine auf den ersten Blick äußerst erfolgreiche Eroberungspolitik verbunden. Zunächst besiegte er die Vandalen in Nordafrika, dann die Ostgoten in Italien, zugleich drang er auf die Iberische Halbinsel vor, sicherte den Balkan und eignete sich sogar einen Teil des heutigen Georgiens an. Doch ist fraglich, ob das so geplant war. Die Interventionen im Vandalenreich und in Italien ergaben sich jeweils aus günstigen Situationen. Und den gefährlichsten Gegner bildete das Perserreich. Seit 526 herrschte Krieg, also schon zum Regierungsantritt Justinians, immer wieder unterbrochen von Friedensschlüssen, auf die man sich aber nicht verlassen konnte. Am klügsten wäre es gewesen, alle Ressourcen dort zu konzentrieren.

Denn fast während der ganzen Zeit der Gotenkriege stand das Römische



Prof. Dr. Hartmut Leppin, Professor für Alte Geschichte an der Universität Frankfurt am Main

Reich in einem Mehrfrontenkrieg. Hinzu kamen Herausforderungen im Inneren: kirchenpolitische Streitigkeiten, Unruhen in der Hauptstadt, und eben die großen Katastrophen. Schon dies zeigt, dass das Römische Reich stets Gefahr lief, seine Kräfte zu überdehnen, und ebenso, dass ein Sieg gegen die Goten keineswegs sicher war. Es war auch keineswegs unstrittig, dass es sinnvoll war, so viele Kräfte in Italien zu binden. Die Geschichte der Herrschaft Justinians ist auch eine Geschichte der Überspannung der Kräfte eines Reiches.

Doch auch das Ostgotenreich hatte massive interne Probleme, die Theoderich durch eine funktionale Separierung von Goten und Römern unter Kontrolle gehalten hatte. Zum einen war die Nachfolge Theoderichs strittig, wie wir sehen werden. Ferner rang man um Lebensstile: Wie weit sollten Goten sich auf eine römische Lebensform einlassen? Auch hatte sich das komplexe Bündnisystem Theoderichs aufgelöst. Die Goten waren im Zweifel auf sich gestellt.

Aber die Gotenherrschaft stieß bei den Einwohnern Italiens nicht nur auf Ablehnung. Eine Reihe von Romanen arbeitete für die Goten. Es war also gar nicht klar, dass Goten gegen Römer standen; für viele Menschen waren die ethnischen Grenzen nicht entscheidend, sondern persönliche Loyalitäten, regionale Verbundenheit oder schlichtweg Karriereinteressen. Dennoch: Die Goten blieben eine Minderheit; ihre italienischen Freunde waren keineswegs verlässlich. Ein großer Teil der italischen Bevölkerung fühlte sich mehr dem Kaiser verbunden als den Goten. Die Goten hatten sich vieler Gegner zu erwehren.

## I. Vitigis: Der römische Scheinsieg

Mehrfach konnte man den Eindruck gewinnen, dass der Kampf um Rom beendet sei, doch immer neu brach er hervor. Um das Spannungsmoment zu verdeutlichen, habe ich meinen Ausführungen so gegliedert, dass sie auf scheinbare

Friedenszustände hinführen. Nach Theoderichs Tod verschärften sich die desintegrativen Tendenzen im Ostgotenreich. Sein Enkel Athalarich kam 526 – entgegen gotischer Tradition – minderjährig auf den Thron; dass seine Mutter Amalasintha als Frau für ihn die Regentschaft ausübte, war für viele Goten ebenfalls anstößig. Ostrom aber akzeptierte die Herrscherin, zumal sie alles tat, um die Beziehungen zu Konstantinopel zu festigen.

Das musste sie auch, denn sie hatte viele Gegner. Viele Senatoren arbeiteten indes bereitwillig mit ihr zusammen. Cassiodor, Spross einer angesehenen senatorischen Familie und unter Theoderich in hohen Ämtern bewährt, wurde 533 Prätorspräfekt. Seine Schreiben, von denen etliche erhalten sind, zeugen von dem Willen, einen Ausgleich zwischen Goten und Römern zu finden. Sie belegen auch das Bemühen, Athalarich bei den Untertanen Akzeptanz zu verschaffen, die sich mit dem neuen Herrscher in wechselseitigen Eiden verbänden. Die Westgoten auf der Iberischen Halbinsel bestimmten Amalarich, einen anderen Theoderich-Enkel, der bislang unter der Aufsicht seines Großvaters geherrscht hatte, zu ihrem neuen Alleinherrscher, so dass sich dieser Reichsteil wieder verselbständigte.

Amalasinthas Position blieb prekär; gerade ihre, wie es scheinen mochte, nachgiebige Haltung gegenüber dem Kaiser sorgte bei vielen Goten für Unmut. Andererseits machte Justinian Anstalten, in die inneren Verhältnisse des Gotenreiches einzugreifen. Traditionsbewusste Goten mussten auf den heranwachsenden Athalarich setzen, den letzten Enkel Theoderichs. Doch er starb 534, kaum 18 Jahre alt. Da ließ Amalasintha sich, offenbar ganz eigenmächtig, Königin nennen und ersah ihren Vetter Theodahad als letzten Spross der gotischen Königsfamilie zum Mitherrscher aus. Er galt als gebildet im klassischen Sinne und als ausgesprochen römischerfreundlich, aber auch als geldgierig. Amalasintha fand bald darauf den Tod, und niemand konnte ernsthaft glauben, dass Theodahad daran unbeteiligt gewesen sei. Das bedeutete eine Provokation für alle anderen und eine günstige Gelegenheit für Justinian, mit einer Intervention zu drohen.

Theodahad, dem der Unwillen seiner römischen Untertanen, aber auch vieler Goten entgegenschlug – es ging ja um die Tochter des großen Theoderich –, zeigte sich gegenüber dem Kaiser weiterhin willfährig, selbst als dieser in die inneren Angelegenheiten des Ostgotenreiches eingriff, indem er etwa für ein Kloster Steuererleichterungen forderte.

Doch zu keinem Zeitpunkt gewinnt man den Eindruck, dass der Kaiser ernsthaft einen Frieden mit Theodahad in Erwägung zog, auch wenn Verhandlungen geführt wurden. Der Krieg kam: Theodahad und seine Gattin Gundeliva schrieben ehrerbietig an Kaiser und Kaiserin. Die Verhandlungen gingen weiter: Für den Historiker Prokop, der Insiderkenntnisse reklamiert, erwies sich Theodahad dabei als jemand, der allein an der Sicherung des eigenen Wohlergehens interessiert gewesen sei. Der stadtrömische Senat sandte einen – natürlich von Cassiodor formulierten – Brief an den Kaiser, in dem er um Frieden mit dem König bat und gleichsam Rom und die Apostel Petrus und Paulus als Bittsteller auftreten ließ. Zugleich hielt Theodahad es für angezeigt, den frisch geweihten Papst Agapet I. noch Ende 535 nach Konstantinopel zu entsenden, damit dieser seine geistliche Autorität nutze, um den Kaiser von einem weiteren Vorrücken abzuhalten. Der Bischof aber interpretierte seinen Auftrag ganz anders und kritisierte Justinian scharf für seine Religionspolitik,

verschärfte also den Konflikt. Er war nicht der erste gotische Gesandte römischer Herkunft, der seine Herrscher im Stich ließ.

So kam es zum Krieg: Zwei Stoßrichtungen verfolgte der römische Angriff. Einige Truppen rückten auf dem nordwestlichen Balkan vor, errangen aber kaum Erfolge. Der bewährte Feldherr Belisar hingegen, vom Süden kommend, siegte im Sturm. Er landete noch 535 auf Sizilien, das er bis zum Ende des Jahres eroberte. Nach einigen Rückschlägen gelang Belisar die riskante Überquerung der Straße von Messina. Nicht wenige Goten traten in die oströmische Armee über. Die kaiserlichen Truppen zogen eilends nach Neapel, das, zu Wasser und zu Lande belagert, erbittert Widerstand leistete, so dass mehrere Attacken Belisars blutig scheiterten.

Besonders unterstützt wurden die anwesenden germanischen Einheiten von den Juden der Stadt, die wohl ahnten, was ihnen drohte, wenn sie unter die Knute des unduldsamen Justinian gerieten. Dank einer List – sie krochen durch wasserlose Aquädukte in die Stadt – vermochten sich die Römer der Stadt zu bemächtigen und plünderten sie brutal. Neapel, seit Jahrhunderten römisch, wurde wie eine feindliche Stadt behandelt. Das war ein Menetekel für das Schicksal Italiens während der nächsten Jahrzehnte, die zu den furchtbarsten seiner Geschichte werden sollten.

Weiter ging es nach Norden: Rom war das Ziel. Bestürzt über den raschen Vormarsch setzten die Goten Theodahad ab und riefen den bewährten Militär Vitigis in Ravenna zum König aus, der Mathesuentha, die Tochter Amalasinthas, heiratete, so dass eine Verbindung zum Königshaus der Amaler entstand. Theodahad, der letzte Amaler im Mannesstamm, wurde von einem Landsmann ermordet. Vitigis versicherte sich der Loyalität Roms, ging aber wieder nach Ravenna zurück, wobei er es nicht versäumte, einige Senatoren als Geiseln (und Legitimitätsgrundlage?) mitzunehmen. Am 9./10. Dezember 536 gelangte die Stadt gleichwohl wieder in römische Hand; in derselben Nacht, da die Truppen Belisars einmarschierten, sollen die Ostgoten entwichen sein. Die erste Eroberung Roms in diesem Krieg, die noch ohne Zerstörungen erfolgte. Schlimmeres solle kommen. Aus römischer Sicht war dies ein großer Sieg. Das Neue wie das Alte Rom standen unter dem römischen Kaiser; das Reich schien erneuert.

Doch jeder wusste: Rom war keineswegs das Zentrum gotischer Macht, denn dies lag in Ravenna. Dieser Krieg war noch nicht entschieden; er ging vielmehr erst richtig los, denn Vitigis erwies sich als formidabler Gegner, militärisch wie diplomatisch. Seine Gesandten erreichten den Kaiser mit einem Schreiben voller Ehrerbietung, aber nicht ohne Hinweis darauf, dass es keinen Grund für einen Krieg gegen die Goten gebe, da er mit Mathesuentha verheiratet sei, der rechtmäßigen Erbin. Damit überzeugte er den Kaiser natürlich nicht, unterstrich aber seine prinzipielle Loyalität gegenüber den Auffassungen Roms. Er hütete sich während der ganzen Zeit seiner Herrschaft, Münzen mit seinem Bild zu prägen, ja er ließ sogar welche im kaiserlichen Namen Justinians schlagen. Formell war er mithin ein loyaler Untertan.

Doch nachgeben wollte er nicht. Er rief einen Akteur der Zukunft auf den Plan: die Franken, die Gallien beherrschten. Amalasintha hatte ohnmächtig zusehen müssen, wie sie sich Thüringer (531/2) und Burgunder (532) unterwarfen. Jetzt zeigte Vitigis sich bereit, Gebiete jenseits der Alpen den





Foto: akg-images

*Kaiser Justinian regierte das oströmische Reich von 527 bis 565. In seiner Herrschaftszeit konnte sich das römische Reich Nordafrika, Italien und Teile der Iberischen Halbinsel – zumin-*

*dest zeitweise – zurückerobert und die germanischen Nachfolgestaaten auf dem Boden des Westreiches entweder vernichten oder zumindest deutlich schwächen.*

Franken zu überlassen. Die nahmen die Franken gerne, doch die Unterstützung blieb lau. Es gab eben keine germanische Treue. Doch Vitigis errang durchaus Erfolge. Er drang nach Salona vor, um es zu belagern. Auch der Kampf um Rom flammte 537/8 wieder auf: Nur über wenige Tausend Mann gebot Belisar, und auch Entsatztruppen, die später eintrafen, konnten ihm nicht wirklich helfen. Justinians Erfolg in Italien stand auf der Kippe, und Rom litt.

Drängend waren die Probleme der belagerten Stadt, obwohl Belisar die Befestigungsanlagen verstärkt hatte: Die Goten, deren Zahl in die Zehntausende ging, unterbrachen die überlebenswichtigen Aquädukte Roms und konnten schließlich Porto, den Hafen Roms, einnehmen, auch die Versorgung zu Lande blockieren – Vitigis ging die Rückeroberung Roms offenbar umfassend an. Belisar wusste seinerseits Nadelstiche zu setzen; die gut ausgebildeten römischen Truppen brachten den Goten empfindliche Verluste bei, und es gelang sogar Schlüsselstellungen in Latium zu besetzen, so dass nunmehr die Goten mit Versorgungsproblemen zu kämpfen hatten. An Hunger und Seuche trugen sie schwer, zudem hörte man, dass ein weiteres römisches Entsatzheer nahte. Einen Waffenstillstand konnte Belisar nutzen, um für Nahrung zu sorgen. Die Hoffnung des Vitigis, Justinian zu einem Frieden bewegen zu können, schlug fehl; er musste die Belagerung im März

538 aufheben. Ein Jahr und neun Tage hatte sie gewährt.

In der Zeit waren die Leute Justinians anderswo vorgedrungen und hatten Orte wie Mailand und Rimini erobert. Doch anderswo beherrschten gotische Truppen das Feld, Vitigis war noch nicht geschlagen, und leicht konnten römische Einheiten abgeschnitten werden. Zudem kam es auf römischer Seite zu Befehlsverweigerungen. Belisars Ansehen erodierte: Justinian schickte 538 eine weitere oströmische Armee, geführt von Narses, dem bewährten Eunuchen. Fast unvermeidlich gerieten die beiden Männer in Streit. Und dann kam noch ein weiterer Rivale, Johannes, hinzu. Alle drei Feldherren brannten vor Ehrgeiz, waren dem Kaiser gegenüber loyal und einander verhasst. Jetzt rivalisierten sie zum Schaden des Reiches und ihres Kaisers. An verschiedenen Orten fanden schwierige Operationen statt, immer wieder gehemmt durch die unzureichende Zusammenarbeit. Die Bevölkerung litt unendlich, zumal auch Hungersnöte eintraten.

Schließlich sprach der Kaiser ein Machtwort: Er berief Narses im Frühjahr 539 wieder ab. Belisar war erneut alleiniger Kommandeur. Systematisch befestigte er alte Haudegen die Position Ostroms. Da tauchten unvermutet Tausende von fränkischen Kriegern in Ligurien auf. Keiner wusste, auf wessen Seite sie standen, und tatsächlich bekämpften sie Goten wie Römer. Vergebens

erinnerte Belisar ihren König Theudibert (533–548) an seine Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser, und die Goten hatten keinen Vorteil von ihrem Landverzicht. Die Franken zogen erst ab, als auch sie von Seuchen und Versorgungsengpässen bedroht waren. Einige Teile des ostgotischen Gebiets hielten sie dennoch unbehelligt besetzt.

Wie ein Kugelblitz hatte die fränkische Invasion Oberitalien durchsaust, vieles in Brand gesetzt, aber die Machtverhältnisse nicht grundlegend verändert. Der römische Druck wuchs, und für die Goten wurde es immer enger. Ende 539 begann die Belagerung Ravennas, das zu Land und zu Wasser eingeschlossen wurde. Doch die Stadt, in der König Vitigis ausharrte, war gut versorgt, und dank ihrer Lage in den Lagunen praktisch uneinnehmbar. Während Belisar die Ravennaten auszuhungern suchte und viele Goten in Italien zu ihm überliefen, nahmen der römische Feldherr und der Ostgotenkönig wieder Verhandlungen auf.

Da fasteten die Goten, vom Hunger gequält und mit Vitigis ohnedies unzufrieden, einen kühnen Entschluss. Sie boten Belisar ihre Unterwerfung an – unter der Maßgabe, dass er selbst Kaiser des Westens werde. 476 war Romulus Augustulus abgesetzt worden, jetzt, 540, sollte er einen Nachfolger bekommen. Belisar nahm im Mai an, indem er einen Eid darauf leistete und zusagte, die gotischen Traditionen zu respektieren, aus römischer Sicht Hochverrat. Die Tore wurden ihm geöffnet, er zog in die Stadt ein und kümmerte sich um die Versorgung mit dem Lebenswichtigen. Vitigis wurde als Kriegsgefangener mit allen Ehren behandelt, die gotischen Kommandeure strömten nach Ravenna, um dem neuen Herrscher des Westens zu huldigen. Erst als Belisar sich auf kaiserlichen Befehl daran machte, gen Konstantinopel aufzubrechen, erkannten die Goten, dass sie verraten waren. Wer konnte, floh. Der römische Sieg schien da. Alles war jetzt gut aus römischer Sicht. Doch es schien nur gut.

## II. Totilas Zwischenerfolge

Es hatte ja die Verdunkelung der Welt gegeben, die Pest begann um sich zu greifen, zudem attackierten die Perser erfolgreich Syrien, und die kirchlichen Streitigkeiten, die das Römische Reich heimsuchten, wurden stärker. Ende 541 einigten die Goten sich nach viel Streit auf einen gewissen Totila als König. Die Gewichte begannen sich zu verschieben. Vermutlich überraschte Totila die Römer mit seinen energischen Anstrengungen im Kampf, doch dürfte man ihn anfangs kaum ernstgenommen haben. Das sollte sich ändern. In der Darstellung Prokops wurde Totila zum strahlenden Feind Roms, in dem sich der ganze Mut der Goten, ihre Widerständigkeit zu verkörpern schien, und man kann ihm eine bemerkenswerte Fähigkeit, Menschen zu motivieren und unter schwierigen Umständen durchzuhalten, gewiss nicht absprechen.

Justinian scheute offenbar eine Konzentration der Kräfte in Italien – eine Massierung hätte für den misstrauischen Kaiser gefährlich werden können. Es war so kein Krieg mit einer klaren Front, er wurde vielmehr auf einzelnen kleineren Kriegsschauplätzen ausgetragen, flammte kurzzeitig an dem einen, dann an dem anderen Ort auf.

Wo sie die Macht besaßen, begannen die Römer Steuern streng einzutreiben und machten sich damit unbeliebt. Das bereitete Totila den Boden; seinen Kampf gegen Justinian inszenierte er als Kampf Italiens gegen eine Bedrückung, nicht einfach als Krieg der Goten gegen die Römer; manch ein römischer Überläufer schloss sich ihm an. Selbst die

Senatoren suchte er für sich zu gewinnen, doch vergebens, zumal auch er sie von ökonomischen Zumutungen nicht verschonen wollte. Anders als die früheren ostgotischen Könige konnte er sich somit nicht auf eine erfahrene Verwaltungselite stützen.

Gegen Justinian kämpfte Totila seit 542 trotzdem erfolgreich, denn es ging eben gegen einen Herrscher, der mit Pest und Persern zu ringen hatte, mit römischen Militärs, die nicht in der Lage waren, ihre Aktionen zu koordinieren. Er errang Schlachtensiege, Teile Mittelitaliens fielen an ihn und 543 weitere Regionen Süditaliens einschließlich Neapels, so dass die Verbindung zwischen Rom und dem getreidereichem Sizilien gefährdet war. Doch er stand auch unter Druck: Man klagte darüber, dass Totila auf dem Lande Sklaven freilasse und Kolonen von ihren Abgaben befreie, gewiss kein Ausdruck eines sozialrevolutionären Impetus, sondern, soweit sie stattfand, der Not geschuldet.

Der kaiserliche Militärapparat hingegen entfaltete sich allmählich. Erneut musste der Kaiser auf seinen erfahrensten Militär zurückgreifen. Belisar, der in der Zwischenzeit einer Intrige zum Opfer gefallen war, wurde teilrehabilitiert und 544 mit dem Kommando in Italien betraut. Begleitet von einem schwachen Heer, musste er auf eigene Kosten neue Kämpfer anwerben. Ende 544 dürfte er in Ravenna gelandet sein, doch man wusste, wie schwach seine Truppen waren. Teile seines Heeres fielen ab, und währenddessen machte Totila weiter Fortschritte. Anderswo, vor allem in Süditalien, kamen die Kaiserlichen voran; doch der dortige Kommandeur Johannes fügte sich nicht den Befehlen Belisars – das alte Problem.

Totila war erfolgreich, trotz seiner wenigen Truppen und knappen Ressourcen. 545/6 belagerten die Goten Rom erneut und nahmen die ausgehungerte Stadt am 17. Dezember 546 durch Verrat ein. Die zweite Eroberung, jetzt die einer geschwächten Stadt. Belisar lag krank in Portus; ihm fehlten die Mittel, der alten Hauptstadt so zu helfen, wie er es wenige Jahre zuvor vermocht hatte.

Der Sieg im Kampf um Rom zeigt Totila auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Selbstbewusstseins. Entgegen allen Erwartungen demonstrierte er Milde. Totila gab seine Attitüde indes bald auf. Er ließ die römische Bevölkerung, allen voran die verbliebenen Senatoren, nach Kampanien verbringen, vielleicht auch als Geiseln. Vierzig Tage soll Rom von Menschen verlassen gewesen sein. Diese Behauptung ist gewiss übertrieben, gibt aber einen Eindruck von dem Schrecken. Immer mehr erwiesen die Truppen Totilas, die sich zunehmend aus dem Krieg ernähren musste, als Schreckgespenst und mutierten zu einer Gewaltgemeinschaft.

Und die Lage änderte sich: Totila versuchte als Herr Roms Friedensverhandlungen mit Justinian zu eröffnen, scheiterte aber damit. Trotz aller Schwierigkeiten Belisars währte die Zeit der gotischen Herrschaft über Rom nur kurz. Schon im April 547, als die Kaiserlichen in Süditalien vordrangen, musste Totila seine Truppen aus dem übergroßen, nicht zu verteidigenden Mauerrund abziehen – eine Entwicklung, die für sein Wirken, für die Überdehnung des gotischen Potentials charakteristisch ist. Belisar rückte wieder ein, befestigte die Stadt neu und führte die Bevölkerung heim, während Totila sich Schmähungen von seinen Leuten anhören musste. Die dritte Besetzung Roms wird mithin als eine geschildert, von der die Bevölkerung profitierte, jedenfalls die römische.

Weiter gingen die zermürbenden Kämpfe der geschwächten Kriegsgegner;



in verschiedenen Teilen Italiens kämpfte man jetzt. Ein Waffenstillstand mit den Persern im Jahre 545 erlaubte es Justinian sogar, eine gewisse Verstärkung zu schicken, aber weniger, als Belisar für nötig hielt. In verschiedenen Teilen erlebten und erlitten die Soldaten wie die Zivilbevölkerung Scharmützel und Gefechte, Belagerungen und Eroberungen, aber eine Entscheidungsschlacht kam nicht zustande. Belisar wurde schließlich 548/9 abberufen und zunächst nicht durch einen Oberkommandierenden für Italien ersetzt; weiter ging das Hin und Her. Das muss für die gewöhnliche Bevölkerung Italiens furchtbar gewesen sein.

Wohl Anfang 550 geschah, was alle Freunde Roms schockieren musste. Rom fiel neuerlich an Totila, die vierte Eroberung der Stadt. Der König verfuhr jetzt anders als bei der ersten Besetzung: Er reparierte die Mauern, siedelte Menschen an, darunter auch die von ihm exilierten Senatoren – und hielt Wagenrennen ab. So meldete er an, dass er sich dem Kaiser ebenbürtig fühlte. Vermutlich waren dies übrigens die letzten Wagenrennen im Circus Maximus. Eine Tradition, die mehrere Jahrhunderte gewährt hatte, kam an ihr Ende, und dafür stand ein gotischer Herrscher in der Ewigen Stadt. Dies schien den Sieg der Goten zu repräsentieren. Alle schien gut, jetzt aus gotischer Sicht. Doch nichts war gut.

### III. Der Sieg des Narses

Wieder bot Totila dem Kaiser Frieden an, wieder vergebens. Da holte Totila zum vermeintlich tödlichen Schlag aus, indem er das kornreiche Sizilien angriff. Neue Kommandeure entsandte der Kaiser, mit geringem Erfolg, schließlich griff er auf den vielbewährten mit ihm verwandten Germanus zurück. Die Witwe des Vitigis, Mathesuentha, wurde seine Gemahlin, so dass auch Goten hoffnungsvoll auf ihn blicken mochten. Die gotische Prinzessin hatte sich mit einem führenden Römer verbunden, der tatsächlich den Feldzug nach Italien übernehmen sollte. Ihn erreichten Angebote von Goten, die bereit waren, zu ihm überzugehen. Endlich war der Gotenkrieg militärisch und psychologisch so wohl vorbereitet, dass er einfach gelingen musste. Doch Germanus starb auf dem Marsch nach Italien.

Narses, Justinians Mann für schwere Fälle, erhielt den Oberbefehl über Italien, und ihm gelang es, ohne ernstzunehmenden Rivalen zu agieren. Er führte jene große Zahl von Truppen zusammen, die sich Belisar immer gewünscht hatte, zudem erhielt er Geld genug, um seinen Männern ihren Sold zu zahlen wie auch den ausstehenden Sold an die Truppen in Italien. Überraschend schnell drang er nach und in Italien vor. Sein Vorgehen war weitaus energischer, als man es lange erlebt hatte. Totila versuchte an anderen Orten Stärke zu zeigen, indem er etwa einen Raubzug nach Korfu unternahm oder Sardinien und Korsika besetzte, aber das blieb ohne nachhaltigen Erfolg, auch wenn die Römer viele Schiffe verloren.

Schließlich blieb ihm nichts, als Narses entgegenzuziehen. Denn dieser stieß entschlossen nach Süden vor. Die Entscheidungsschlacht nahte, die der Gote so lange vermieden hatte. 552 stand man sich in der Nähe des heutigen Perugia gegenüber, bei Taginae/Tadinae. Die Gemarkung hieß auch Busta Gallorum, ein unheilverkündender Name, Brandstätten der Gallier. Das römische Heer war zahlenmäßig weit überlegen, ein Vorteil indes, den es in der Gebirgslandschaft, die der Gote klugerweise gewählt hatte, nur begrenzt ausspielen konnte. Die Schlacht mündete dennoch in eine blutige Niederlage



Dem Ostgoten Totila gelang es als König, den Niedergang seines Reiches noch einmal einige Jahre aufzuhalten.

In der Legende war es der Heilige Benedikt von Nursia, der ihm den endgültigen Untergang seines Reiches

vorhersagte, wie es diese Abbildung von Spinello Aretino aus dem 14. Jahrhundert bildlich erzählt.

Foto: akg-images

der Goten, auch Totila kam bald danach zu Tode.

Dennoch gaben die Goten nicht auf. Narses drang in Italien vor, mehrere Städte, vor allem Rom vermochte er zu gewinnen, das ein fünftes Mal erobert wurde. Eine größere Gruppe entkommener Goten sammelte sich in Pavia, um dort Teja zum König zu erheben. Sie schlugen sich Richtung Süden durch, um dort den Königsschatz zu sichern. An der Südseite des Vesuvus vermochten sie eine feste Stellung aufzubauen, die von der See aus versorgt wurde. Als diese Versorgungslinie zusammenbrach, zog sich Teja mit seinen Getreuen zum Mons Lactarius zurück, dem „Milchberg“ südlich von Neapel, und stellten sich den Römern dort 552 in einem verzweifelten Kampf. Dieser sollte die Niederlage der Ostgoten besiegeln. Teja fiel im Kampf, die überlebenden Goten durften abziehen. Einige Städte hielten sie noch für Jahre; wirklicher Friede sollte so bald nicht eintreffen.

Der Glanz Totilas leuchtet, so wollen es unsere Quellen, aus diesen Auseinandersetzungen hervor. Doch sein Kampf, seine Entschlossenheit, seine Beweglichkeit, seine Bereitschaft, unkonventionell zu handeln, sein Mut, führten zu nichts, die Goten vermochten nicht zu einem Ausgleich mit Ostrom zu kommen, geschweige denn ihre Stellung zurückzugewinnen. Totilas Handeln war fatal. Er brachte nur noch mehr Unheil über Italien, über gotische und römische Soldaten. Am Ende stand ein ausgeblutetes Land. Vernichtet war das Ostgotenreich, das über lange Zeit ein ruhiges Zusammenleben von Römern und Nicht-Römern im Kernland des Römischen Reiches ermöglicht hatte und durchaus in vielerlei Beziehung die klassische Tradition weitergeführt hatte.

Nicht ohne Grund betrachtet ein moderner Forscher das Ostgotenreich Theoderichs des Großen als den letzten Retter der römischen Tradition, die Zerschlagung seines Reiches durch Justinian habe erst den Untergang Roms herbeigeführt, aber der hartnäckige Widerstand der Goten ist eben auch Teil der Rechnung.

Profiteur der Entwicklungen waren die Franken, die unter ihrem König Theudebert (533–548) mit großem Selbstbewusstsein agierten. Nicht nur, was die Goten ihm ohnehin im Bereich der Provence zugestanden hatten, sondern auch Teile Norditaliens unterwarf er sich. Nachdem er die alte Kaiserresidenz Arelate (Arles) gewonnen hatte, forderte er den Kaiser auch symbolisch heraus, indem er Goldmünzen in seinem eigene Namen prägte – ein kaiserliches Privileg – und Wagenrennen abhielt. Wer immer ihnen beiwohnte, wer immer die Münze in seiner Hand hielt, gewährte die Schwäche des Kaisers und die Stärke Theudebert. Den kaiserlichen Anspruch der Franken sollte erst Karl der Große ungefähr 250 Jahre später realisieren. Was aber wäre geschehen, wenn der Nachfolger Theudeberts, der unmündige Theudebald (548–555), hätte entschlossener handeln können?

Der zweite Profiteur waren die Slaven: Das Wort Slaven war eine Fremdbezeichnung seitens der Römer für sehr unterschiedliche, schwer greifbare ethnische Gruppen, die auf dem Balkan auftauchten, wobei wir uns bewusst sein müssen, dass diese Autoren oft nur sehr ungenaue Kenntnisse von den Völkern hatten. Es ist auch gar nicht klar, ob die Völker, von denen römische Quellen sprechen, überhaupt ethnisch homogen waren oder welche Sprache sie verwendeten. Es lassen sich bestimmte

kulturelle Praktiken beobachten, die sie verbanden. Vielleicht wurden sie erst durch diese Außenbezeichnung zu einer Gruppe, die sich als Slaven verstand. Auf jeden Fall gewannen nicht-römische Gruppen auf dem Balkan massiv an Bedeutung, da die römischen Ressourcen für andere Kriege genutzt wurden, und insofern profitierten sie auch von den Gotenkriegen.

Schließlich zu den Arabern. Mit arabischen Stämmen hatten die Römer seit Jahrhunderten zu tun. Sie ließen sich leicht spalten und führten oft Stellvertreterkriege für Römer und Perser. Deren Krieg mit den Persern schien am Ende der Regierungszeit Justinians beendet. Doch brach er bald wieder aus, bis die Römer 627 scheinbar den entscheidenden Sieg errangen. Doch gleichzeitig, kaum bemerkt von Persern und Römern sammelten sich Araber der Arabischen Halbinsel unter der Fahne einer Religion, des Islam. Ihnen gelangen rasche Siege. 636 wurde am Yarmuk das römische Heer besiegt. Bald gelangten weite Teile der Levante unter arabischer Herrschaft – auch nach Westen drangen sie vor, bekanntlich über die Iberische Halbinsel bis zum Frankenreich, ferner nach Sizilien.

Drei im 6. Jahrhundert teils kaum definierte, jedenfalls zerstrittene Gruppen von der Peripherie profitieren mithin vom Ressourcenmangel des Römischen Reiches. Der Sieg Justinians war ein Pyrrhussieg. Er schwächte das alte Kernland des Reiches, Italien, auf Dauer, er rieb Ressourcen des Römischen Reiches auf, das seinen Schwerpunkt im Osten hatte. Die Niederlage der germanischen Goten trug dazu bei, die Grundlagen der klassischen Mittelmeerwelt zu zerstören, die sie mitgetragen hatten. □



# Die Goten – Paten Europas? Archäologische, sprachliche und kulturelle Spuren der Goten

Rossen Milev

## I. Kurzer Überblick

„Wir sind alle ein bisschen Goten.“ Mit diesen Worten meinte die russische Kulturpublizistin Natalja Vanhanen, dass alle europäischen Völker eine „gotische Komponente“ in sich tragen, so weit und breit ist dieses ostgermanische Volk über den alten Kontinent gewandert, so viele Siedlungsgebiete hatte es – von Skandinavien im Norden bis zum Balkan, den Apenninen und den Pyrenäen im Süden, und vom heutigen europäischen Teil Russlands und der Ukraine im Osten bis zur Schweiz, Süddeutschland und Südfrankreich im Westen, und mit so vielen Völkern – germanischen, slawischen, romanischen und finno-ugrischen – hatte es sich über die Jahrhunderte vermischt und somit auf die Ethnogenese diverser europäischer Volksverbände eingewirkt.

Diese genetische Spur und Verbindung ist wichtig. Aber viel wichtiger ist das kulturhistorische Erbe der Goten, von den archäologischen Artefakten und den Architekturdenkmälern bis zu den gotischen Lehnwörtern in fast allen europäischen Sprachen und den gotischen Toponymen, Hydronymen und Eigennamen in nahezu allen Teilen Europas. Auch die gotischen Heiligen in den Kalendern der orthodoxen Kirchen und der katholischen Kirche sprechen von der Bedeutung dieses Volkes in der Christianisierung Europas. Die Sagen und Mythen mehrerer Völker und sogar einige Karnevalsspieltraditionen, noch im 10. Jahrhundert vom byzantinischen Kaiser Konstantin VII. als „gotische Spiele“ beschrieben, sprechen von den Goten. In einigen europäischen Ländern wie Schweden und Spanien ist die „gotische Spur“ bis in die Gegenwart besonders lebendig. So hieß der offizielle Titel der schwedischen Könige bis 1974 „Sveriges, Götens och Vendes konung“ (König der Schweden, Goten und Wenden).

In Spanien betrachtet man das Westgotische Reich vom 5. bis 8. Jahrhundert als den ersten Vorläufer des heutigen spanischen Staates und die Westgoten als dessen Gründungsväter. In den anderen europäischen Ländern, wo sich in der Antike und Spätantike kleinere oder größere Gruppen von Goten angesiedelt haben, verbindet man heute mit den Goten vor allem die Vorstellung von einem archäologischen, kulturhistorischen Erbe, wozu auch Heldenlieder, Legenden und Mythen dieser Nationen gehören.

Gotische Helden und eine gotische Beziehung haben wir nicht nur im Hildebrandslied und im Nibelungenlied – den großen deutschen Heldenliedern – sondern auch in der norwegischen Thidrekssaga. Der legendäre Ostgotenkönig Theoderich der Große, die wohl bedeutendste Herrschergestalt in der gotischen Geschichte, ist hier der Prototyp. Ebenso spielt er als *König Amalia* eine Rolle als Vorfahre in der Schweizer Sage von Wilhelm Tell. Von gotischen Frauen, „die am Rande des Meeres“ leben, ist im russischen Nationalepos des 12. Jahrhunderts, dem Igorlied, die Rede. Unzählige sind die gotischen Helden in verschiedenen spanischen Heldenliedern, aber auch in der Legendenswelt des benachbarten Portugal.



Dr. Rossen Milev, Leiter des internationalen Forschungsprojekts zu den Goten an der Balkan-Media-Academy, Sofia

Die bekannte norwegische Altgermanistin Gerd Høst-Heyerdaahl (1915–2007) betont, dass das frühmittelhochdeutsche *Annolied* vom Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts auch eine Abstammungslinie der Bayern von den Krim- und taurischen Goten sieht. Auch im bekanntesten altenglischen Heldenepos *Beowulf* um 730, dessen Schauplatz Dänemark und Südschweden ist, ist der Hauptheld ein gotischer Fürst. Natürlich haben wir auch die *Goten-Saga* als eine Art Ur-Epos von den Ursprüngen der Goten aus Skandinavien.

Ich habe meine Ausführungen mit der Sagen- und Mythenwelt der europäischen Völker angefangen, weil sie sehr gut zeigt, wie vielfältig das Gotische in den Vorstellungen, den historisch-legendären Assoziationen, im – immateriellen – Erbe sehr unterschiedlicher europäischer ethno-kultureller Traditionen verankert ist. Das europäische Prinzip der „Einheit in der Vielfalt“ ist hier kulturhistorisch bestens dokumentiert, aber auch in allen anderen Aspekten und Formen der Existenz der gotischen Spur in den verschiedenen Teilen Europas.

Als Nachlass der Goten haben wir auch weltbekannte Denkmäler wie das Mausoleum des Theoderich in Ravenna aus dem 6. Jahrhundert, oder die *Wulfila-Bibel/Silberbibel/Codex Argenteus*, ebenfalls aus dem 6. Jahrhundert, die in der Universitätsbibliothek in Uppsala aufbewahrt wird. Aber noch Dutzende andere gotische Architekturdenkmäler, verstreut über ganz Europa und besonders in Spanien und Portugal aus dem 6. bis 7. Jahrhundert, und noch etwa ein Dutzend gotischer Schriftdenkmäler: kleinere Fragmente der gotischen Bibelübersetzung *Wulfilas*, ein Bibelkommentar (*skeireins*) und seit neuestem auch die (neu)entdeckten gotischen Graffiti auf Kirchensteinen auf der Krim – in gotischer Sprache und mit dem Buchstaben *Wulfilas* aus dem 9. bis 10. Jahrhundert.

Es gibt Mannigfaltiges von den Goten, sowohl was materielles und immaterielles Erbe betrifft, als auch Eigennamen, Orts- und Gewässernamen, aber auch Wörter für das Religiöse und das Alltägliche. Der in den slawischen Sprachen sehr populäre Eigenname *Vladimir* hat einen gotischen Ursprung. In seinem 2019 erschienenen Buch „Die Goten und Bulgarien“ hat der bulgarische Archäologe und Historiker *Rumen Ivanov* herausgefunden, dass zur selben Zeit in zwei entfernten Teilen Europas, in den kleinen Nachfolgestaaten des hispanischen Westgotenreiches im Norden der pyrenäischen Halbinsel, vor allem in Asturien und im Bulgarenreich auf der Balkanhalbinsel im 9./10. Jahrhundert, ohne jegliche bekannte Verbindungen zwischen diesen mittelalterlichen Staaten, drei Könige in Hispanien und ein König sowie ein Thronfolger bei den Bulgaren sehr ähnliche, gotische Namen tragen: *Rademirus*, *Radimirus* und *Redemiro* bei den einen, im Bulgarenreich *Radomir* als Zar und sein Neffe. Außerdem haben wir bis heute ähnliche Toponyme: *Radmirizi* in Spanien und *Radomirzi* und *Radomir* in Bulgarien! Man interpretiert das Wort etymologisch und leitet es ab von got. *raps* = schnell, leicht und got. *merjan* = künden, rühmen also jemand, der durch seine Schnelligkeit, Flinkheit berühmt ist.

Gotische Toponyme und Hydronyme hat man fast überall in Europa: von der Insel *Gotland* in der Ostsee, die *Donau* (von got. *donawi*) bis zur autonomen Provinz *Katalonien*, früher *Gotalonien* in Spanien. Es gibt kaum eine europäische Sprache, in der wir nicht gotische Lehnwörter haben. Hier ein bekanntes Beispiel aus dem Polnischen: *chvila* (= der Augenblick) hat den selben Wortlaut und dieselbe Bedeutung im Gotischen: *hveila*. Polen ist auch das erste Land, in dem in Pflege und Andenken des gotischen Erbes ein gotisches Dorf als Freilichtmuseum nachgebaut wurde – *Wioska Gotow*.

Ein anderes bekanntes Wort, das mit gotischer Vermittlung in mehreren romanischen, germanischen und slawischen Sprachen zu finden ist und in Deutsch mit „Botschaft“ übersetzt werden kann, ist „ambasciata“ im Italienischen, gekommen vom Provenzalischen „ambassat“, was dorthin wiederum vom Gotischen kommt: „andbahti“ (= Amt, Dienst) und „andbahtjan“ (= dienen). Nur eine Auswahl weiterer Sprachen: „ambassade“ im Französischen, „ambassad“ im Schwedischen, „ambassade“ im Norwegischen, schließlich „ambasada“ im Serbischen, Kroatischen und Slowenischen.

Auf der anderen Seite der Skala findet man einen gotischen Einfluss auf der Mikro-Ebene, bei Dialekten, z.B. bei dem bayerisch-österreichischen Dialekt des Deutschen. Auf einige dieser Dialektwörter hat *Herwig Wolfram* in seinem Vortrag auf dem Jubiläums-Symposium *Wulfila 311-2011* in Uppsala hingewiesen: „Dult“ im Bayerischen (Jahrmärkte, Messe) kommt von got. „dulths“ (=Fest). Auch einige Bezeichnungen für Wochentage kommen hier aus dem Gotischen: „arestag-irchtag“ für Dienstag, „pempti hemera-pfintag“ für Donnerstag.

Aber nicht nur im bayerischen Dialekt, sondern auch in der deutschen Sprache überhaupt gibt es einige Wörter, die vom Gotischen abgeleitet oder mit gotischer Vermittlung aus dem Griechischen bzw. Althebräischen gekommen sind. Auch hier sieht man die berühmte Vermittlerrolle der Goten zwischen der antiken Welt und ihrer Sprachen und den neuen, mittelalterlichen Sprachen Europas. Das bekannteste Wort hierfür im Deutschen ist Samstag (ahd. *sambaztag* – got. *sabbato dags* –

vulgärgr. *sambaton* -Normalform in gr. *sabbaton*, ursprünglich abgeleitet vom Hebräischen *schabbath* „wöchentlicher Ruhetag“). Wir haben im Gotischen auch den Eigennamen *Sabigota*, mit einer übertragenen Bedeutung wie etwa das „Sonntagskind“ im heutigen Deutsch. Es ist bezeichnend für die Diversität der gotischen Vermittlung, dass in einigen Sprachen der slawischen Welt die Bezeichnung, der Name des Samstags auch vom hebräischen und griechischen über das gotische kommt: „sabota“ im Bulgarischen und „subbota“ im Russischen.

Nun sei hier auch daran erinnert, dass zwei Grundbegriffe des christlichen Glaubens, Engel und Teufel, ebenfalls über gotische Vermittlung in die deutsche Sprache gekommen sind, was unter anderem ein Zeugnis der Bedeutung der gotischen Mission ist: Engel kommt vom althochdeutschen „engil“ und dort wiederum vom gotischen „aggilus“, was wiederum eine Entlehnung aus dem griechischen „angelos“ (Bote) ist. Bei dem Wort Teufel haben wir als Entlehnungskette ahd. „tiufal“ – got. *diabaulus* – gr. *diabolos*, wobei die ursprüngliche Bedeutung Verleumder war.

Diese Dichotomie zwischen „Engel“ und „Teufel“ im übertragenen, symbolischen Sinne war über die Jahrhunderte für das Verständnis und die Rezeption der Goten und des Gotischen typisch, bezeichnend, zwischen dem Hochlob und der Verherrlichung einerseits und der Verteufelung andererseits, zwischen Gotizismus und Anti-Gotizismus, eine Ambivalenz par excellence, die man in der einen oder anderen Form bis heute beobachten kann, und die auch zum Teil historisch begründet ist. Die Goten waren zugleich die Zerstörer des (spät) römischen Reiches und die Erbauer, die Begründer der ersten frühmittelalterlichen Staaten und damit Vermittler, auch was das Rechtswesen betraf, zwischen Antike und Mittelalter.

Die erste christliche Mission unter den neuen Völkern Europas, die die Römer und Byzantiner weiterhin als „Barbaren“ bezeichneten, war die gotische, auch wenn sie wegen ihrer halb-arianischen Ausprägung nur eine begrenzte Nachwirkung hatte, und trotzdem durch Wörter in den germanischen und slawischen Bibelübersetzungen in Erinnerung blieb.

Zu erinnern ist auch an die erste anti-jüdische Gesetzgebung Europas, formuliert und durchgesetzt Ende des 7. Jahrhunderts im spanischen Westgotenreich? All das darf nicht vergessen werden. Aber andererseits sind heute der Germanenkult der Nazis und der Gotenkult der Ustascha in Kroatien oder der Falange in Spanien glücklicherweise Vergangenheit. Wie der Chefredakteur des populären deutschen Geschichtsmagazins *G/Geschichte* *Klaus Hillingmeier* 2017 schrieb: „Die Tage nationaler Vereinnahmung der Goten sind lange vorbei. Heute unterstreicht die Forschung ihre europäische Dimension.“

## II. Archäologische Spuren der Goten

Hier ist seit den 1970er Jahren und der These von *R. Hachmann*, die Goten seien gar nicht aus Skandinavien in Richtung Südküste der Ostsee ausgewandert, sondern hätten immer an der Südküste gelebt, die offene Frage, ob dies oder die traditionelle Vorstellung wahr ist, dass die Urheimat der Goten Skandinavien ist. Wie man sieht, sind Thesen und Antithesen zu Herkunft, Identität und historischen Bedeutung der Goten oft zur gleichen Zeit der wissenschaftlichen Gemeinschaft und der Öffentlichkeit vorgetragen worden, denn im selben Jahr, als *Hachmanns* Buch erschien, fand auch ein *Goten-*



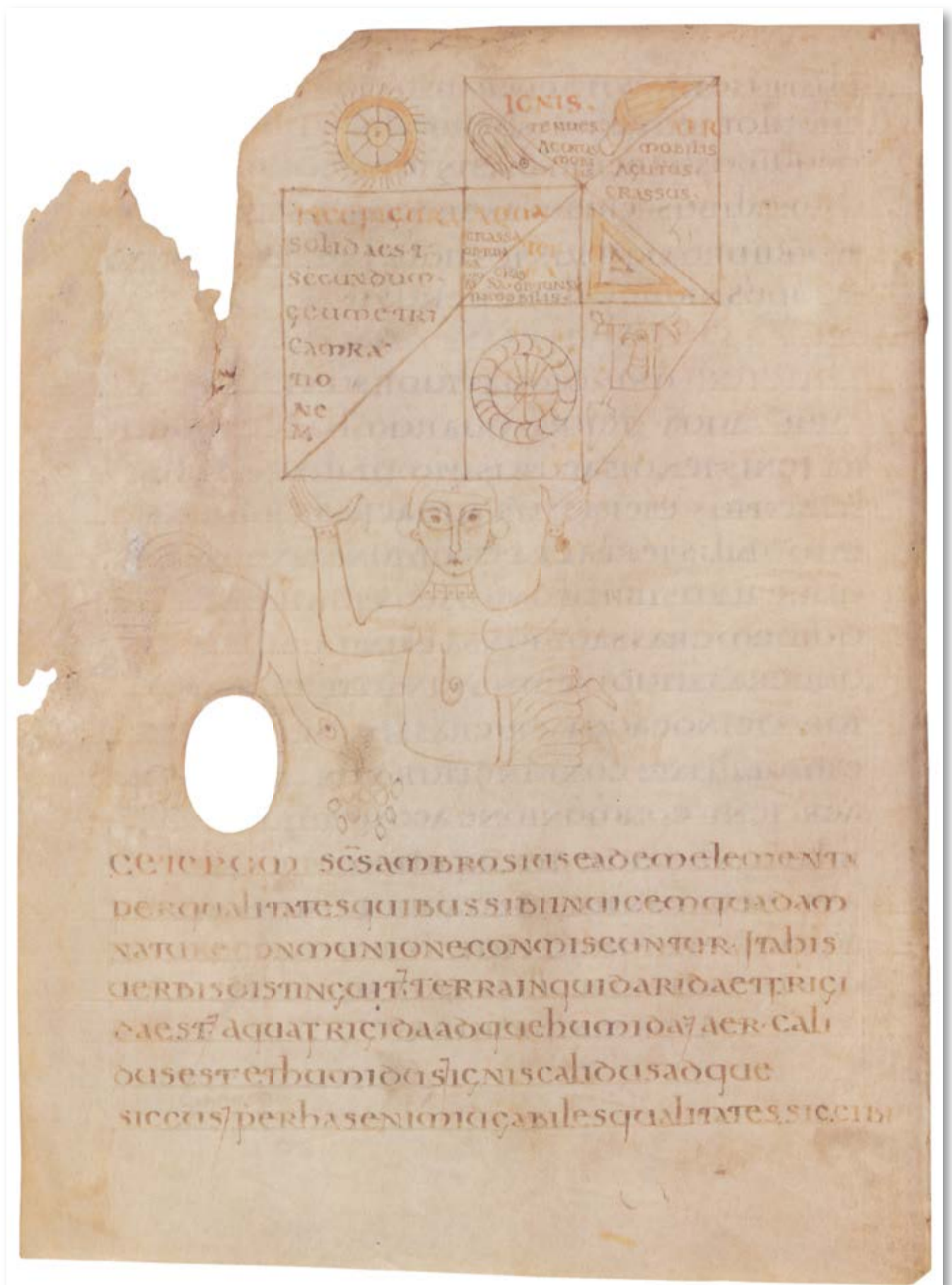
Symposium in Stockholm statt, das unter der Koordination von Ulf Erik Hagberg die übliche Vorstellung von der Herkunft der Goten aus dem heutigen Südschweden und der Insel Gotland in der Ostsee bestätigte. Es ist eine Diskussion bis in die heutigen Tage, die aber in ruhiger Manier geführt wird, vor allem, weil die schwedische Wissenschaft nicht mit Aggression auf neue, ungewöhnliche Sichtweisen auf die ursprüngliche gotische Auswanderung reagiert hat, sondern mit großer Geduld und Sachkenntnis.

In dieser Beziehung machte ein Buch des schwedischen Archäologen Anders Kaliff einen Kompromiss-Vorschlag: Aufgrund von historischem Quellenmaterial, von archäologischen, sprachlichen und kulturellen Zeugnissen, stellte er fest, dass die Kontakte und die Migration von Bevölkerungsgruppen im Ostseeraum schon aus früheren Zeiten, Jahrhunderte vor dem Aufkommen der Goten, beiderseits, also von Norden nach Süden und von Süden nach Norden vor sich gingen und daher eine Diskussion im Sinne von „Entweder – Oder – Konstellationen“ im Grunde sinnentleert ist.

Der französische Byzantinist Michael Kazanski findet bestimmte Spezifika des Begräbnisses der Goten, eine Kombination von Steinbox-Urnen mit Überresten von Leichenverbrennung, überall auf dem Wanderweg der Goten von Südnorwegen bis zu den Pyrenäen. Dieselbe Beobachtung macht auch der bekannteste russische Goten-Forscher Mark Shchukin in seinem Buch *Der gotische Weg*. Skandinavien ist aufgrund der archäologischen Funde klar in die Gesamtsicht über den gotischen Wanderweg durch Europa eingeschlossen. Shchukin meint auch, die materielle Kultur der Goten wurde während ihrer langen Wanderzeit durch die Kontakte mit anderen, auch nicht-germanischen Völkern bereichert – mit den Kelten, mit Rom, mit den baltischen Völkern, mit den Steppenvölkern im Schwarzmeergebiet, dabei vor allem den Sarmaten, und mit den Thrako-Geto-Daken.

Seit dem 4. Jahrhundert sind die bekanntesten archäologischen Indikatoren der gotischen Präsenz im Schwarzmeergebiet, auf dem Balkan, im heutigen Italien, Spanien, Portugal, Südfrankreich, Süddeutschland, Österreich und der Schweiz einige Typen von Fibeln: die sogenannten Bügelfibeln, Kerbschnitt- und Zikaden-Fibeln, in Italien auch die Spangenhelme. Die Adlerfibeln, oft inkrustiert, auch mit Bernstein-Dekoration, sind die beständigen, stabilen Zeichen der gotischen und auch anderer „urgermanischen“ Präsenz in der Völkerwanderungszeit. Aber auch diese sehr germanischen Attribute wurden von den Steppenvölkern des Ostens übernommen, in der Zeit der Kontakte im nördlichen Schwarzmeergebiet seit dem 3./4. Jahrhundert n. Chr. Daher finden wir sie nicht in den vorherigen Perioden der gotischen Geschichte, als sich diese Stämme in weiten Gebieten um die Ostsee befanden. Das betrifft auch die Adlerkopfschnallen, die man in vergangenen Zeiten auch gern als „urgermanisch“ ansah.

Bernstein, der von der Ostseeküste kam, wurde über die Goten ein beständiger Teil des Schmuckes im spätrömischen Reich. Die Goten kontrollierten auch den Bernsteinhandel in Europa über Jahrhunderte. In der Überlieferung, nicht nur ihrer, sondern auch vieler anderer europäischer Völker blieben sie, verherrlicht oder verdammt, als Krieger, Soldaten und Anführer in Erinnerung. Sie waren aber auch die bekanntesten Juweliere des spätrömischen Reiches und mit den viel zierlicheren und schöneren Fibeln als die klassischen römischen so bestimmend, dass



Im Reich der Westgoten wirkte einer der wichtigsten Gelehrten des Mittelalters: Isidor von Sevilla. Dieses Manuskript zeigt eine Seite aus seinem Werk

De natura rerum (fol. 4v). Entstanden ist der Codex mit dieser Seite in der Abtei von Chelles in der Mitte des 8. Jahrhunderts und heute in Paris in der

Bibliothèque nationale de France zu sehen (Ms. lat. 6413).

sich bei dieser Omnipräsenz der neuen Mode im 4. bis 7. Jahrhundert im Mittelmeerraum Archäologen oft die Frage stellen: gotisch oder nach gotischer Mode nachgemacht? Und die Frage ist berechtigt, denn so weit, bis etwa nach Nordafrika, konnten die Goten doch nicht gekommen sein. Hier waren aber die Vandalen und ihr Königreich. Und andere Ostgermanen wie die Gepiden oder die Heruler haben die gotische Kleidungsmode nachgemacht.

Wenn wir heute über die kulturellen Spuren der Goten sprechen, dann dür-

fen wir eben nicht vergessen, dass eine der wichtigsten auf dem Gebiet der Mode, des Kleidungs Schmucks dieser Epoche lag, aber auch bei anderen, heute würde man sagen, Luxusgegenständen mit sakralem Charakter wie die sogenannten Votiv-Kronen von Guarrazar in Spanien. Andere berühmte Schätze sind der von Domagnano, aufbewahrt in San Marino, ostgotischer Frauenschmuck aus dem 6. Jahrhundert und der gotische Schatz von Pietroasa (4./5. Jahrhundert), aufbewahrt im Nationalen Historischen Museum in Bukarest.

Prinzipiell unterscheidet die Archäologie einige Perioden der gotischen materiellen Kultur, vor allem archäologische Artefakte, die ihre Metamorphosen über die Jahrhunderte und die Gegenden der gotischen Migration und Ansiedlung erfährt.

1. Gotische Funde, vor allem Keramik, Fibeln, Gürtelschnallen, aus Südsandinavien und der Insel Gotland. Wie oben dargestellt, wird diese Vorperiode vom ca. 1. Jahrhundert v. Chr. bis zum 1. Jahrhundert n. Chr.





Die Goten konnten sich auch als Kunsthandwerker sehen lassen. Diese Gürtelschnalle aus vergoldetem Silber

entstand im zweiten Viertel des 6. Jahrhunderts und schmückt heute den Bestand des Museo Civico in Pavia.

nicht von allen Archäologen als gotisch anerkannt. Sie lässt sich als solche aber auch von der „sprachlichen Archäologie“ bestätigen, nicht nur von der Gotsaga über die Urheimat der Goten und den späteren Nacherzählungen von Jordanes oder von Isidor von Sevilla. Von allen gegenwärtigen Sprachen steht das Schwedische der gotischen Sprache am nächsten.

2. Die Wielbark-Kultur an der südlichen Ostseeküste und im Gebiet zwischen Elbe und Weichsel/Wisla, im 1. bis 3. Jahrhundert und teilweise später, vor allem auf dem Territorium des heutigen Polen und auch der russischen Enklave von Kaliningrad-Königsberg, einem Teil des ehemaligen Ostpreußens.

3. Die Chernyakov-Kultur vom Anfang des 3. bis Anfang des 5. Jahrhunderts. Hierzu werden auch die Gräber von Lučistoe auf der Krim hinzugezählt.

4. Die Sintana de Mures-Kultur auf den Gebieten der heutigen Länder Republik Moldau und Rumänien in der zweiten Hälfte des 3. bis 5. Jahrhunderts. Etwas Typisches für diese Periode ihrer frühen Geschichte sind die „langen Häuser“, oft 21 Meter lang und 11 Meter breit.

5. Die römische Periode vom 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr., als Ost- und Westgoten neu ins Reich einfielen und auf dessen Territorium ihre Vasallenstaaten gründeten. Die Schmuckfunde aus dieser Zeit zeigen eine noch feinere Kunst.

6. Die Funde und Denkmäler aus spätrömisch-gotischer Zeit, vor allem vom Ostgotischen Reich mit seiner Hauptstadt Ravenna im 6. Jahrhundert, und dem Westgotischen Reich mit den Hauptstädten Toulouse und Toledo im 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr. Aus dieser Epoche haben wir auch bis heute erhalten gebliebene Architektur: Denkmäler wie das Theoderich-Mausoleum in Ravenna aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. und einige kleine Kirchen aus der westgotischen Zeit in Spanien wie Santa María de Quintanilla de las Viñas in Burgos aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. oder San Pedro de la Nave in Zamora, ebenfalls aus dem 7. Jahrhundert n. Chr.

### III. Die gotischen Schriftdenkmäler

Zum kulturellen Nachlass der Goten gehören ca. ein Dutzend Schriftdenkmäler, manche davon Palimpseste, vor allem aus dem 6. Jahrhundert, die in Bibliotheken und Museen verschiedener europäischer Länder aufbewahrt werden. Das sind Texte in gotischer Sprache, geschrieben mit dem gotischen christlichen Alphabet des Bischofs Wulfila (311–383), der in der römischen Provinz Niedermösien, dem heutigen Nordbulgarien, auch die gotische Bibelübersetzung schuf. Das bedeutendste dieser Denkmäler ist der Codex Argenteus, eine Abschrift von Wulfilas Werk aus dem 6. Jahrhundert, die in der Universitätsbibliothek Uppsala gehütet wird. In Deutschland wird in der Bibliothek in Wolfenbüttel der Codex Carolinus, auch aus dem 6. Jahrhundert, aufbewahrt. In deutschem

Besitz, im Museum von Speyer, befindet sich auch das Speyer-Blatt, ein Blatt des Codex Argenteus, das erst vor ca. 50 Jahren entdeckt wurde.

Es werden, wenn auch in zeitlichen Abständen, immer wieder gotische Schriftdenkmäler gefunden, wie die Gotica Bononiensia aus dem 6. Jahrhundert, entdeckt 2009 in der Kirche San Petronio in Bologna. Sensationell und unerwartet war die Entdeckung von gotischen Graffito-Inschriften auf Basilika-Steinen von der Krim seit 2014. Inzwischen sprechen Spezialisten sogar von einer Bibliothek auf Steinen, denn es handelt sich um mehrere geritzte Inschriften, die auch ins 9. bis 10. Jahrhundert datiert werden. Die spätesten bis jetzt gefundenen gotischen Schriftdenkmäler sind also ca. 300 bis 400 Jahre später als die in Westeuropa gefundenen Gotica.

### IV. Zum christlichen Glauben der Goten: Arianer – Orthodoxe – Katholiken

Lange Zeit herrschte in den wissenschaftlichen Kreisen vor allem des Westens die Vorstellung, die Goten seien nur (Halb-)Arianer gewesen. Hier war die prägende Meinung vor allem von evangelischen Theologen wie Gert Haendler oder Knut Schäferdiek federführend, auch im 20. Jahrhundert. Das entsprach natürlich nicht ganz der Wahrheit. Es gab schon im 4. Jahrhundert auf dem Balkan und der Krim und auch in Konstantinopel orthodoxe Gruppen, und im Westgotenreich nach der Bekehrung zum Katholizismus 589,

aber auch kurz zuvor (St. Hermengild), gotische katholische Christen. Wir haben zum Beispiel 33 gotische Heilige im Kalender der Bulgarischen Orthodoxen Kirche. Ähnlich groß ist die Zahl der gotischen Heiligen auch in den orthodoxen Kirchen Russlands. Hier haben wir zum Beispiel auch den lokalen Heiligen der Krim, den heiligen Johannes von Gotien aus dem 8. Jahrhundert, der den Aufstand gegen die Chasaren-Herrschaft anführte. Er wird auch von der Ukrainischen Orthodoxen Kirche anerkannt.

Weiterhin werden gotische Heilige auch von fast allen anderen orthodoxen Kirchen anerkannt, in Fortführung der byzantinischen Tradition und des byzantinischen Kalenders. Im Serbisch-Orthodoxen Kloster von Visoki Dečani werden ein Teil der Gebeine des im Osten wohl bekanntesten gotischen Heiligen St. Niketas der Gote aufbewahrt. Dieser Heilige aus dem 4. Jahrhundert wird auch St. Nikita Zelebnik (Heiler) genannt, weil er laut Überlieferung bei den verschiedensten Krankheiten effektiv zur Heilung beiträgt. Die Orthodoxen und die katholische Kirche verehren in ihren Kalendern zugleich zwei gotische Heilige, den ersten gotischen Märtyrer und Heiligen St. Sabbas Stratelates am 24. April, dem Tag seines Märtyrertodes in Rom im Jahre 272 mit noch 70 seiner Soldaten auf Befehl des Kaisers Aurelian, als er sich als Präfeld der Prätorianer-Garde des Kaisers weigerte, seinen christlichen Glauben abzulegen.

Der zweite Heilige der Goten sowohl in der Ost- als auch in der Westkirche



ist der Heilige Hermenegild, ebenfalls ein Märtyrer des orthodoxen/katholischen Glaubens, ein Königssohn Leowigilds, der sich weigerte, auf Befehl des Vaters den arianischen Glauben anzunehmen und deshalb auch auf dessen Befehl umgebracht wurde. An ihn erinnern der katholische Kalender am 13. April und der orthodoxe am 1. November.

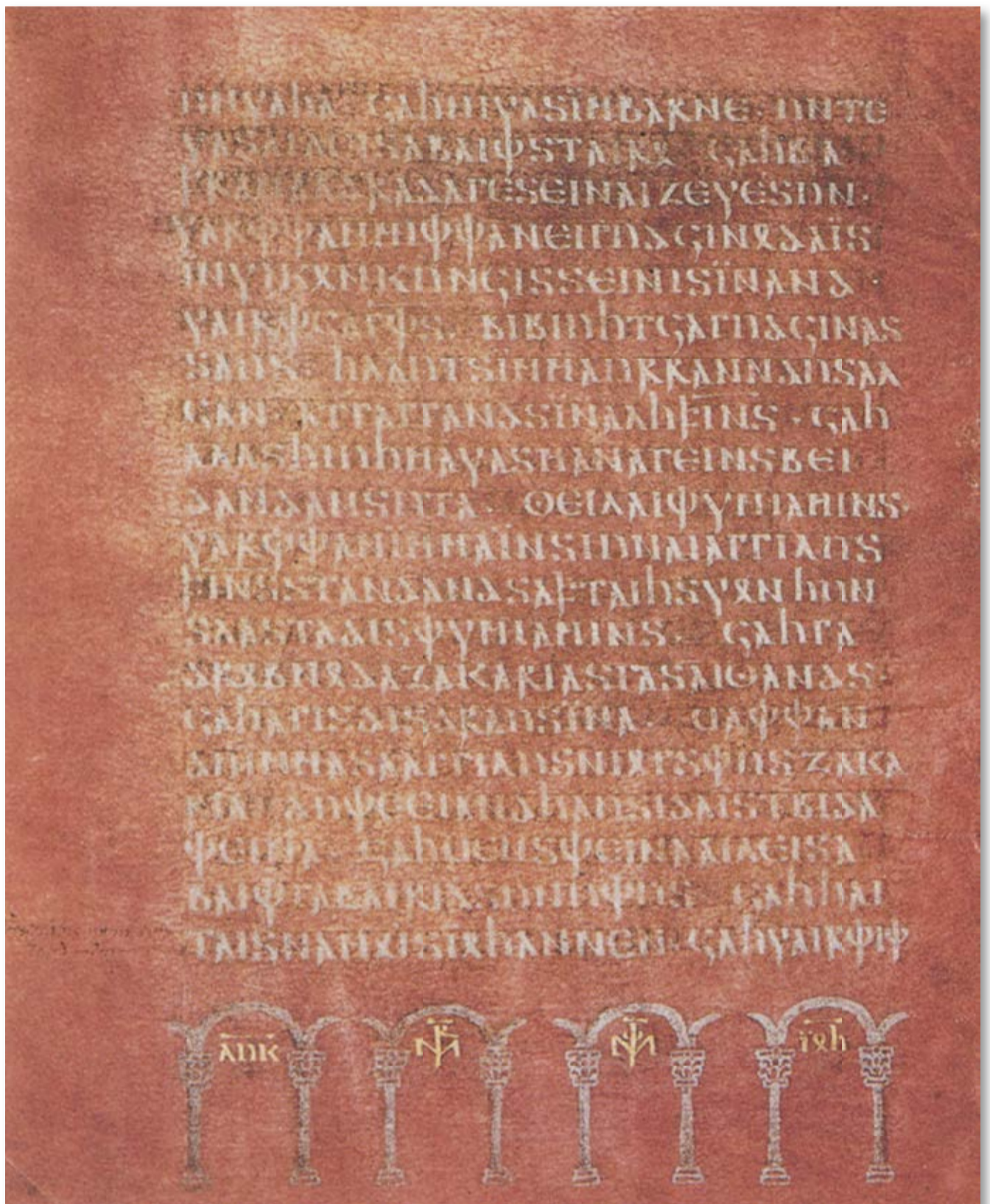
Darüber hinaus hat besonders die katholische Kirche Spaniens mehrere gotische Heilige im Kalender, auch aus der Zeit des Widerstands gegen die muslimisch-arabische Herrschaft besonders im 8./9. Jahrhundert. Aber noch davor, aus dem 7. Jahrhundert, stammt der bekannteste gotische Heilige katholischen Glaubens, St. Ildefonso, der eine besondere Marien-Verehrung einführte und heute Schutzpatron der alten Hauptstadt Toledo ist. Hier, in der Kathedrale der Stadt, wird weiterhin eine katholische Messe in der sogenannten mozarabischen Liturgie gehalten, die auch gotische Elemente enthält, die nach der Bekehrung des Westgotenreiches zum Katholizismus 589 vom alten Glauben in die neue, katholische Liturgie übernommen werden durften.

All diese Ausführungen bedeuten aber nicht, dass man vergessen sollte, dass ein Großteil der Goten (Halb-)Arianer waren, und sich dann in diesen Gemeinschaften auf dem Balkan, in Italien und Südfrankreich neue Ketzereibewegungen, heute würde man sagen, heterodoxe christliche Glaubensvorstellungen, durchsetzten: die Bogomilen auf dem Balkan, die Patarerer in Norditalien und die Katharer in Südfrankreich. Das war früher der Weg der gotischen Migration und Ansiedlung in Richtung Westen. In der Nazi-Zeit, aber auch davor und später, wurde der Akzent auf diese eine heterodoxe, arianische Richtung des gotischen Christentums gesetzt, und die anderen orthodoxen und katholischen Dimensionen wurden ignoriert. Himmler wollte ein besonderes, ein „germanisches“ Christentum herbeireden, das sich von allen anderen Christen unterscheiden und fast heidnisch sein sollte.

Unabhängig von diesen nazistischen Übertreibungen hat das westgotische Christentum, und zwar das katholische, im 8. bis 12. Jahrhundert, als das westgotische Reich auf das kleine Asturien ganz im Norden zusammenschrumpfte, einen wichtigen Beitrag für Europa und für das europäische Christentum geleistet: die Begründung des ersten christlichen Pilgerweges in Europa, des Jakobsweges, zu den Gebeinen des heiligen Jakobus nach Santiago de Compostela im spanischen Galicien. Es waren westgotische Eremiten, die ihre Einsiedeleien entlang dieses Weges in den Höhlen des Kantabrischen Gebirges gründeten und somit den frühen Pilgern Unterkunft und geistige Unterstützung auf dem langen und mühsamen Weg gewährten.

Ein weniger bekannter, westgotisch-suebischer Heiliger, dessen Gebeine sich ebenfalls in Santiago de Compostela befinden und zur Anziehungskraft des Pilgerortes beitragen, ist St. Fructuosus von Braga, der im 7. Jahrhundert lebte und wirkte. Er gründete insgesamt zehn Klöster und schuf zwei Mönchsordnungen, wobei die eine mit ihrem demokratischen Geist einzigartig ist, weil sie einen Vertrag „pactum“, zwischen den Mönchen, die in die Klostergemeinschaft eintraten und dem Abt vorsah, mit entsprechenden Pflichten und Rechten – ein Phänomen für die damalige Epoche, das ja eher an die Praktiken in modernen Zeiten erinnert.

Ein anderer westgotischer Mönch, Benedikt von Aniane, schuf im Frankenreich im 9. Jahrhundert ebenfalls eine Mönchsordnung, versuchte eine Klosterreform durchzuführen und gilt



Der Codex Argenteus, möglicherweise in Ravenna in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstanden und heute in

der Universität Uppsala aufbewahrt, ist die bekannteste Überlieferung der Bibelübersetzung des Ulfilas.

neben Benedikt von Nursia als einer der Väter des Benediktinerordens. Seine Mönchsordnung von 817 hatte eine vorläufige Wirkungskraft für große Teile der katholischen Mönchswelt. Und ein anderer westgotischer Geistlicher im Frankenreich des frühen 9. Jahrhunderts, Theodulf von Orleans, leistete den führenden Beitrag in der endgültigen Formulierung des „filioque“ im Jahre 809, der theologischen Doktrin der westlichen, katholischen Kirche, dass der Heilige Geist nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohn ausgeht. Wir haben zu der gleichen Zeit im Frankenreich einen Erzbischof mit dem gotischen Namen Wulfar (802–816 im Amt), von dem leider nur bekannt ist, dass er der Auftraggeber eines Augustinus-Codex gewesen ist.

Die Nachwirkungen des gotischen Christentums und des hispanischen

westgotischen Staates auf die westeuropäische Welt fasste Gert Haendler folgendermaßen zusammen: „Isidor von Sevilla fasste das Wissen der Antike kompendienartig zusammen und übermittelte es so dem frühen Mittelalter. Pirmin gründete 724 das später so berühmte Kloster Reichenau, Theodulf von Orleans verfasste zur Zeit Karls des Großen das umfangreichste theologische Gutachten, Benedikt von Aniane kämpfte unter Ludwig dem Frommen für eine durchgreifende Klosterreform, Erzbischof Abogard von Lyon und Bischof Claudius von Turin kämpften im 9. Jahrhundert gegen den Aberglauben ihrer Zeit“. Es darf auch nicht vergessen werden, dass wir auf dem Stuhl Petri in Rom zwei gotische Päpste hatten: Bonifaz II. (530–532 im Amt) und Pelagius II. (579–590 im Amt), wobei unter dem zweiten die Bekehrung des Westgoten-

reiches zum katholischen Glauben vielleicht auch deshalb so reibungslos und für beide Seiten zufriedenstellend verlief, weil sie unter Goten selbst vereinbart wurde.

Im Osten, in der orthodoxen Welt, war der Einfluss des gotischen Christentums nicht weniger groß, nicht nur wegen der bedeutenden Zahl gotischer Heiliger in den Kalendern vor allem der slawischen orthodoxen Kirchen, sondern weil hier die direkten Nachfahren von Bischof Wulfilas Kleingoten in Mösien, natürlich nach mehreren Generationen, im 9. Jahrhundert einen inspirierenden Einfluss auf die slawische Bibelübersetzung durch die Slawenapostel Kyrill und Method und die Schaffung des kyrillischen Alphabets durch deren Schüler im Bulgarenreich hatten. Eine vergleichende Analyse zwischen Wulfilas christlichem Alphabet und dem



Kyrrillischen aus dem 9. Jahrhundert illustriert diesen Einfluss, wobei man natürlich unterstreichen muss, dass für beide Schriftsysteme das griechische Alphabet eine wichtige Grundlage bildete.

Auch in der Vita des heiligen Kyrrill, nach dem das slawische Alphabet benannt ist, haben wir einen direkten Hinweis, dass er bei der slawischen Bibel-

### *Bischof Wulfia behielt hier, in der orthodoxen Welt, einen guten Namen, wegen der Mission in eigener Sprache für sein Volk.*

übersetzung im 9. Jahrhundert die gotische Vorlage zumindest als Inspiration und Vergleichsgrundlage für sein Werk hatte. Bei seinem Besuch auf der Krim, heißt es dort, habe er ein Evangelium und auch einen Psalter gefunden, geschrieben mit *rossischen* Buchstaben, und sich auch mit einem Mann ausgetauscht, der sie lesen konnte. Inzwischen ist klar, dass mit *rossisch* gotisch gemeint ist, obwohl sich gerade die sowjetische Wissenschaft lange Zeit dagegen wehrte und irgendwelche ur-slawischen Buchstabenzeichen sehen wollte. Es steht aber fest, dass in baltischen und slawischen Sprachen mit *ross* die Nordländer – Goten /Wikinger – gemeint sind.

Außerdem haben wir eine zuverlässige Quelle, dass im 9. Jahrhundert im Bulgarenland weiterhin eine gotische Minderheit lebte, die ihre Sprache, Liturgie und Kultur über die Jahrhunderte bewahrt hatte: Der Abt des Klosters Reichenau und als Theologe und Dichter wohl einer der bekanntesten Vertreter der Karolingischen Renaissance, Walahfrid Strabo, schreibt, dass Benediktiner Bulgarien besucht und mit Erstaunen festgestellt hätten, dass hier die deutsche Sprache („lingua tiudisca“) in Bibeln und Liturgien in der Stadt Tomis am Schwarzen Meer, heute Konstanz in Rumänien, weiterlebe. Wir wissen, dass das Goten-Fürstentum auf der Krim erst 1475 unter die Herrschaft der Osmanen fiel, das Bulgarenreich aber schon 1396. In all den Jahrhunderten der Existenz des mittelalterlichen bulgarischen Staates hatte man also einen gotischen Nachbarn, mit Territorial- und Meeresgrenze im Nordosten, auf der Krim. Außerdem gab es im Bulgarenreich selbst vermutlich bis zum 10. Jahrhundert eine gotische Minderheit, wie die norwegische Forscherin Höst-Heyerdahl schreibt.

Die Goten als die älteren Christen im Bulgarenreich hatten natürlich Einfluss auf die neugetauften Slawo-Bulgaren im 9. Jahrhundert. Daher auch die vielen gotischen Wörter in der slawischen Bibelübersetzung und auch die Ähnlichkeit zwischen den beiden Alphabeten. Noch interessanter ist die Parallelität, in gewisser Weise auch die Kontinuität in der Ausstrahlung, in der internationalen Breitenwirkung beider Missionen, der gotischen und der slawischen. Sie gingen vom selben geographischen Gebiet aus, dem heutigen Nordbulgarien, auch wenn dies im 4. Jahrhundert, zur Zeit Wulfilas, Teil des spätrömischen Reiches und im 9. Jahrhundert Kernland des Bulgarenreiches war.

Durch die gotische Mission wurden eine Reihe von ostgermanischen Völkern christianisiert, vor allem die Heruler und Vandalen, aber auch Westgermanen wie die Langobarden. Genauso ging Jahrhunderte später die slawische Mission nach einem Scheitern in Morawien (= Mähren) in Mitteleuropa von Bulgarien aus und führte zur Christianisierung Russlands, Serbiens und der späteren Fürstentümer Walachei und

Moldau, die zuerst Teile des Bulgarenreiches waren. Beide Missionen waren auch byzantinisch inspiriert, weil zur Kulturpolitik des spätrömischen/byzantinischen Reiches bezüglich des Christentums die Förderung der Mehrsprachigkeit gehörte.

Bischof Wulfila behielt hier, in der orthodoxen Welt, einen guten Namen wegen der Mission in eigener Sprache für sein Volk. Man glaubte offensichtlich schon damals nicht so sehr, dass er unbedingt Arianer gewesen sei, was auch neueste Forschungen in Frage stellen. Auch wenn man den Gotenbischof nicht zum Heiligen erklärt hatte, schrieb man über ihn mit Worten der Hochachtung und der Würdigung seiner Mission, so zum Beispiel der bedeutendste russische Theologe des 18. Jahrhunderts, der heilige Dmitrij Rostowskij, dessen 12-bändige orthodoxe Enzyklopädie der Heiligen bis heute in Russland immer wieder neu verlegt und gedruckt wird. Er bezeichnete Bischof Wulfila als einen „einsichtsvollen“ und „ehrenwerten“ Mann.

Auch die evangelische, besonders die evangelisch-lutherische Kirche im 19. Jahrhundert schenkte Bischof Wulfila besondere Aufmerksamkeit. Man führte einen Gedenktag für Wulfila ein, den 26. August, den Tag seines Todes 383 in Konstantinopel. Diese Tradition führte man nicht weiter, vor allem, weil die evangelischen Kirchen nicht die Tradition haben, Heilige zu ehren. Durch das Frankfurter Parlament 1848 wurde Wulfila auf Vorschlag von Jacob Grimm als Symbolfigur für ein demokratisches, national gesinntes und gebildetes Deutschland besonders erwähnt.

Auch wenn ich bis jetzt keine schriftlichen Quellen darüber finden konnte, steht ein anderer Beitrag eines evangelischen Kirchenhistorikers aus der ehemaligen DDR, Gert Haendler, außer Zweifel. Er erlaubte sich, in einem Vortrag vor der Lutherakademie in Eisenach 1959, dann in seiner Antrittsvorlesung zur Semestereröffnung der Theologischen Fakultät der Humboldt Universität in Berlin und schließlich in einem kleinen Buch, herausgegeben zuerst in einer winzigen Auflage in Ost-Berlin und 1961 vom Calwer Verlag in Stuttgart, Bischof Wulfilas Leben und Werk mit dem des Heiligen Ambrosius, also eines katholischen Zeitgenossen von ihm, zu vergleichen.

Dabei stellte er fest, dass Wulfila mit seiner Toleranz und Menschenliebe und selbst mit seinen Bearbeitungen der heiligen Schrift (er ließ die Bücher der Könige weg, wie die historischen Quellen berichten, um den kriegerischen Geist seiner Goten nicht noch weiter anzuschüren) dem christlichen Weltverständnis und -empfinden näher steht als Ambrosius: „Wenn wir als evangelische Christen in der Kirche nicht primär eine Organisation sehen, die zu Macht und Einfluss gelangen soll, sondern primär den Ort, an dem das Evangelium verkündet wird und in dem sich Menschen um die Nachfolge Jesu bemühen, dann werden wir in Wulfila eher als in Ambrosius einen Weggenossen für uns sehen können“.

2015 Haendler weiter: „Bischof Wulfila hat mich vor 60 Jahren beeindruckt, weil er als Vertreter einer Minderheit machtlos und manchmal sogar verfolgt an seinem Glauben festhielt und mit seiner Bibelübersetzung sowohl zur Mission wie auch zur Kulturgeschichte beitrug. Für mich hatte Wulfila große Bedeutung für unser Suchen in der DDR nach einer christlichen Lebensführung als Minderheit“. Diese Worte des Doktorvaters des früheren deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck zeigen, dass gerade in Diktaturen solche historischen Leitfiguren wie Wulfila „das Licht der Vergangenheit“

sein können, „das den Weg in die Zukunft leuchtet“, um mit den Worten von Karl Jaspers zu sprechen. Auch solche ungewöhnlichen Nachwirkungen aus den fernen Zeiten der Goten und ihres „Apostels“ sprechen von der Inspirationskraft großer historischer Persönlichkeiten.

Auch wenn manche Worte über den Gotenbischof eher übertrieben klingen mögen, so kann man ihm seine kulturhistorische Bedeutung als verbindende Figur zwischen verschiedensten Nationen und Kulturen nicht absprechen, deren Bedeutung umso stärker hervortreten wird, als nationale Egoismen, Nationaltümerei und Provinzialismus auf der Gegenseite versuchen, Terrain zu gewinnen.

### V. Die Gotik

Die Bezeichnung „Gotik“ und „gotisch“ in der Architektur kam Jahrhunderte später auf, nachdem die Reiche der Goten in Westeuropa untergegangen waren. Ich möchte hier betonen, dass die slawischen Sprachen eindeutig zwischen „gotski“, also mit den Goten selbst verbunden, und „gotičeski“, den späteren Stilrichtungen in verschiedenen Künsten, unterscheiden. Im Deutschen, Englischen, Französischen wie in anderen germanischen und romani-

### *Die christliche Mission der Goten unter Wulfila hatte noch jahrhundertelange Nachwirkungen in Ost und West.*

schen Sprachen generell benutzt man das gleiche Wort für beides, was zu Verwirrung führen kann. „Gotik“ war ursprünglich von Vertretern der italienischen Renaissance abwertend gemeint, im Sinne von primitiv, barbarisch, eben wie von den Goten kommend, die das Römische, die Romanità, zerstörten. Man behauptet, als erster hätte es Raffael (1483–1520) gerade mit dieser Bedeutung in einem Brief an Papst Leo X. benutzt. Giorgio Vasari (1511–1574), der Begründer der Uffizien in Florenz, nicht nur Maler, sondern auch der erste bedeutende Kunsthistoriker, behauptete aber um 1550 irrtümlicherweise, der Spitzbogen in der Architektur sei ein gotischer Bogen und von den Goten, die Rom eingenommen hatten, erfunden worden. In Wirklichkeit ist der gotische Stil um 1150 in Frankreich entstanden, schreibt der bekannteste Forscher des Gotizismus, J. Svernung, und hat nichts mit den Goten selbst zu tun!

Von nun an begann aber in Bezug auf diesen Begriff dieselbe polarisierte Interpretation und Anwendung zwischen Hochloben und Diffamierung, wie bei den Goten selbst. Zu seiner positiven Umpolung trugen Künstler, Dichter und Denker aus dem europäischen Norden bei, auch prominente Deutsche wie Goethe und Jacob Grimm. Das ging Hand in Hand mit einer kulturellen Rehabilitierung der Goten selbst, besonders in den Zeiten der deutschen Romantik. 1848 publizierte Jacob Grimm nicht nur seine *Geschichte der deutschen Sprache*, sondern auch ein berühmtes Vorwort zu Ernst Schulzes *Gotischem Glossar*, wo er einen besonderen Akzent auf die kulturelle Mission Wulfilas setzte.

In der Literatur bekam aber der Begriff gotisch im 18. Jahrhundert in England eine neue, unerwartete Wandlung. Die *Gothic Novel* war voll von Blut- und Horrorszene und mittelalterlicher Mystik. Als erstes Werk dieser Stilrichtung gilt der Roman von Horace Walpole

*The Castle of Otranto* (1764). Dieses Genre erlebte seine Blüte bis ca. 1820, aber im Englischen blieb seitdem gerade diese Assoziation mit mittelalterlich, dunkel, aber auch ritterlich. So hieß zum Beispiel eine Ausstellung über das englische Mittelalter im Jahr 2003 im renommierten britischen Victoria & Albert Museum in London *Gothic: Art for England 1400–1547*.

### VI. Zusammenfassung und Ausblick

Die Goten gründeten die ersten frühmittelalterlichen Reiche Europas als Erben des Imperium Romanum und sind so zu wichtigen Vermittlern zwischen Antike und Mittelalter geworden. Ihre archäologischen, sprachlichen und kulturellen Spuren findet man fast überall in Europa. Die erste Königssalbung fand im Westgotenreich statt. Die Schlacht bei Adrianopel von 378, bei der die Goten das römische Herr vernichtend schlugen und dabei maßgebend eine eigene Reiterei einsetzten, wurde im Mittelalter nicht nur als deren Sieg, sondern als Anfang und Vorbild für das Rittertum betrachtet.

Die christliche Mission der Goten unter Wulfila hatte noch jahrhundertelange Nachwirkungen in Ost und West. Es gab eine Reihe einflussreicher gotischer Geistlicher und Gelehrter in der Karolingischen Renaissance, aber auch einen gotischen Einfluss bei der slawischen Mission im 9. Jahrhundert, und besonders bei der Schaffung des kyrillischen Alphabets, mit dem heute über 200 Millionen Menschen schreiben.

Es gab auch eine direkte gotische Vermittlung bei der Herrscher-Zusammenbringung zwischen Byzanz und dem mittelalterlichen Russland: Konstantin von Mangup, ein Fürst aus dem letzten gotischen Fürstenhaus auf der Krim brachte eine Prinzessin des letzten byzantinischen Herrscherhauses Paleologos, Sophia, nach Moskau, wo sie den russischen Großfürsten Iwan III. heiratete und damit den Anspruch Moskaus, nach Rom und Konstantinopel ein „drittes Rom“ zu sein, auch für die spätere Zaren-Dynastie der Romanovs bis zu deren Sturz durch die Revolution im Jahr 1917 legitimierte.

Die gotischen Heiligen in den Kalendern der katholischen und der orthodoxen Kirchen sind eine weitere, wichtige Spur der Goten im geistigen Leben des heutigen Europa, ebenso wie die Lehnwörter aus dem Gotischen in den unterschiedlichsten europäischen Sprachen, oder die gotischen Orts- und Gewässernamen in Ost und West.

Die Anregung und Etablierung von einem offenen, nationalen und transnationalen, interdisziplinären, multiperspektivischen Informations-, Reflexions- und Interpretations-Kontext über den Nachlass der Goten, im wissenschaftlichen, aber auch im breiteren gesellschaftlichen Diskurs, könnte eine sinnvolle Perspektive für die zukünftige Diskussion über das gemeinsame europäische Kulturerbe sein. Ein wirksamer Beitrag für neue wissenschaftliche Erkenntnisse auf der Grundlage komparativer Studien und Analysen, aber auch für das europäische Zusammengehörigkeitsempfinden und die gesamteuropäische Identität. □



Erinnert sei an dieser Stelle noch daran, dass wir neun der Referate auch als Audiodateien in unserem YouTube-Kanal eingestellt haben. Dort können Sie den Wissenschaftlern bei ihren Vorträgen so zuhören, als wären Sie im Saal dabei gewesen.